This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 00037128 0

Sprengel
KBD

Andrew Grant's,

Doctor's der Arzneikunde,

Beſchreibung von Braſilien,

nebſt dem,

am 19. Februar 1810 zu Rio=de=Janeiro

zwiſchen

Sr. Britanniſchen Maj. und Sr. Königl. Hoheit,

dem Prinz=Regenten von Portugal,

abgeſchloſſenen

Freundſchafts=, Handels=, und Schifffahrts=Vertrage.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt

und

mit den Berichtigungen des Hrn. Navarro d'Andrade,

portugieſiſchen Geſchäftsträger am St. Petersburger Hofe,

verſehen.

Weimar,

im Verlage des Landes=Induſtrie=Comptoirs.

1814.

Bibliothek
der
neueſten und wichtigſten
Reiſebeſchreibungen
zur
Erweiterung der Erdkunde
nach einem
ſyſtematiſchen Plane bearbeitet,
und in Verbindung
mit einigen anderen Gelehrten geſammelt
und
herausgegeben
von
M. C. Sprengel,
fortgeſetzt
von
T. F. Ehrmann.

Neun und vierzigſter Band.

Weimar,
im Verlage des Landes-Induſtrie-Comptoirs.
1814.

ASTOR LIBRARY
NEW-YORK.

Inhalt.

1) Andrew Grant's Beſchreibung von Braſilien, ꝛc.

2) W. Hamilton's Aegyptiaca oder Beſchreibung des alten und neuen Aegypten, ꝛc.

Vorerinnerung.

Braſilien iſt vorzüglich, ſeit der portugieſiſche Hof den politiſchen, Europa umwälzenden Stürmen entfliehend, in dieſer Colonie ſeinen Aufenthalt nahm, ein Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit geworden, und jeder Beitrag zu der Kunde dieſes weit ausgedehnten *), an den köſtlichſten Naturproducten reichen, unter dem mildeſten Klima liegenden, aber noch bei weitem nicht hinreichend cultivirten und bevölkerten

*) Sein Flächeninhalt ſteht zu dem Europa's in dem Verhältniſſe von 20 : 31.

Landes muß dem Geographen und Statiſtiker willkommen ſeyn.

Die nahen Verbindungen England's mit Portugal haben neuerlich die Erſcheinung mehrerer, von Engländern verfaßten, Beſchreibungen Braſilien's veranlaßt, wie von Mawe, Robert Southey und Grant. Letztere theilen wir hier vollſtändig nach der, in St Petersburg 1811 erſchienenen, franzöſiſchen Ueberſetzung mit, weil dieſe vor dem engliſchen Originale den Vorzug hat, daß der portugieſiſche Ritter, Hr. *Navarro d' Andrade*, ehemals portugieſiſcher Bevollmächtigter am ruſſiſchen Hofe, welcher früher bei dem Miniſterium der Colonien und der Marine in Liſſabon angeſtellt, und hierdurch in den Stand geſetzt war, beſſer, als ein Fremder über Braſilien's Verfaſſung und dermalige Lage zu urtheilen, viele Berichtigungen mancher bedeutender Irrthümer des Vrf. dieſer Ueberſetzung beigefügt, und Vieles in ein milderes Licht geſtellt hat, was der Vf. oft nicht mit dem Geiſte der Duldung und Mäßigung, welche den unpartheiiſchen Schriftſteller auszeichnen, darſtellte. Dieſe Berichtigungen des Hrn. *Navarro d' An-*

drade ſind hier, der Bequemlichkeit der Leſer halber, gleich unter dem Texte des Vf's. angegeben, da ſie in der franzöſiſchen Ueberſetzung einen eignen Anhang bilden, und mit den Buchſtaben N. d'A. unterzeichnet. Auch iſt der zu Rio-Janeiro am 19. Februar 1810. zwiſchen Großbritannien und Portugal abgeſchloſſene Freundſchafts-, Handels- und Schifffahrts-Vertrag, welcher nicht im Originale ſteht, der franzöſiſchen Ueberſetzung beigefügt und auch hier mitgetheilt. Der vollſtändige Titel der franzöſiſchen Ueberſetzung iſt folgender:

Histoire du Brésil contenant un précis des Événemens les plus rémarquables depuis sa découverte, la Déscription des moeurs, des coutumes et de la réligion dés habitans; des Observations sur la nature du sol, du climat, des productions naturelles et des cultures coloniales, suivi d'un tableau du Commerce intérieur et extérieur de cette Colonie*), de la réduction de ses monnaies en livres

*) Die Bemerkungen über den inneren und auswärtigen Handel Braſilien's machen keinesweges einen beſondern Artikel dieſer Schrift aus, ſondern ſind der ſpeciellen Beſchreibung der einzelnen Provinzen einverleibt.

sterling et en roubles d'argent, de quelques avis de l'auteur sur les moyens de préserver la santé en passant au Brésil ou autres climats du Tropique etc. — traduit de l'Anglais d' *Andrew Grant*, M. D. On a joint à cette traduction des notes et le traité d'amitié et de commerce entre S. M. Britannique et S. A. R. le Prince-Régent de Portugal, signé à Rio Janeiro, le 19 Février 1810. Prix: 5 Rbls. St. Petersbourg, de l'Imprimerie de Pluchart et Comp. 1811. VIII et 334 p. 8.

Literatur der Kunde von Braſilien.

Ribadeneyra (*Ant. de San-Romano de*) historia general de la Yndia oriental, de los descubrimientos y conquistos que han hecho las armas de Portugal en el Brasil desde anno de 1410 hasta el anno 1557. en Valladolid. 1603. Fol. (Iſt nur eine Ueberſetzung von *J. Petr. Maffei* historiarum Indicarum l. XVI. selectarum, item ex India epistolarum l. IV. Colon. Agripp. 1589. Fol.)

Anchietae, Jos., *) R. P. S. J., Grammatica et Lexicon linguae Brasiliensis. Salamancae, 1580. 4. — Ejusd. Notitiae super Brasiliam, ejusque incolas, etc. Salamancae, 1587. 4.

Guil. Pisonis de medicina Brasiliensi libri IV., de aëre, aquis et locis; de morbis endemiis; de venenatis et antidotis: de facultatibus simplicium; — *Georgii Marggravii* de Liebstad, Misnensis, Historiae rerum naturalium Brasiliae libri VIII. cum appendice de Tapuyis et Chilensibus. *Jo. de Laet* in ordinem digessit, annotationes addidit et varia ab auctore omissa supplevit et illustravit. Lugd. Bat. et Amstel. 1648. Fol. Ibid. 1658. Fol. Holländiſch: Amſterdam, 1694. 8.

*) Er war 1536 zu Laguna auf Teneriffa geboren, ward Jeſuit, gieng als Glaubensprediger nach Braſilien und ſtarb 1597.

Pelleprat, Pierre, Relation de Missions de Pères Jésuites dans les îles et dans la terre ferme de l'Amérique méridionale avec une introduction à la langue de Galibes. à Paris. 1655. 8. 2 Vol.

Giandomenico Coleti della Compagnia de Giesu Dizionario storico-geografico dell'America meridionale. In Venezia, 1771. 4. 2 Vol. (Der Verf. hielt ſich zehn Jahre in Südamerica auf.)

Beſchreibung des Portugieſiſchen America von (Pedro) Cudena, ein ſpaniſches Manuſcript in der Wolfenbüttelſchen Bibliothek, herausgegeben vom Hrn. Hofrath Leſſing, mit Anmerkungen und Zuſätzen begleitet von Chrn. Leiſte, Rector der Herzogl. großen Schule zu Wolfenbüttel. Braunſchweig, 1780. 8.

Pater Anſelm Eckart's, ehemaligen Glaubenspredigers der Geſellſchaft Jeſu in der Capitania von Para in Braſilien, Zuſätze zu Pedro Cudena's Beſchreibung der Länder von Braſilien und zu Hrn. Rectors Chrn. Leiſte Anmerkungen. Nürnberg, 1785. 8.

Neueſte Nachrichten über Braſilien aus des Abbé Raynal verbeſſerten Ausgabe der Geſchichte der Europäer in beiden Indien, überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von M. C. Sprengel. (Stehn hinter deſſen zu Leipzig, 1782. 8. erſchienenen Ueberſetzung der Letters on Portugal, on the present and former state of that Kingdom. London, 1777. 8.) Man ſ. hierüber die Bemerkungen eines Miſſionars, der mehrere Jahre in Braſilien lebte, in C. G. v. Murr's Journal, Th. 14. S. 192—291.

De Camara Verſuch einer phyſikaliſchen und ökonomiſchen Beſchreibung der Comarca dos Ilheos in Braſilien in den Memorias economicas da Academia Real das Sciencias de Lisboa. 1789. T. I. No. 17.

Enſaio economico sobre o Commercio de Portugal e ſuas Colonias, publicado de orden da Academia real das sciencias pelo ſeu Socio *Jozé Joaquim da Cunha de Azevedo-Coutinho*. Lisboa, 1794. 4. Teutſch mit Anmerkungen von Karl Murhard. Hamburg, 1801. 8. Der Verf. war damals Biſchof von Fernambuco und ſeine Schrift beſchäftigt ſich hauptſächlich mit Vorſchlägen zu Beförderung und Erleichterung des Handels Portugal's mit ſeinen Colonien, vorzüglich aber in Hinſicht auf Braſilien.

Narrative of á Voyage to Brasil terminating in the seizure of a British Vessel and the Imprisonment of the author and the Ships-Crew by the Portuguese; with general Sketches of the Country, its natural Productions, Colonial, Inhabitants etc. and a Description of the City and Provinces of St. Salvadore and Porto-Securo — by *Thomas Lindley*. London, 1805. 8. Dieſe Reiſe iſt im XXIX. Bande der Sprengel-Ehrmannſchen Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen, (Weimar, 1805) teutſch überſetzt erſchienen.

Barrow's John, a Voyage to Cochinchina in the years 1792 and 1793. London, 1806. 4. Das 4te und 5te Capitel dieſer Reiſebeſchreibung geben über Braſilien ſehr gute Nachrichten.

Southey's, Rob., History of Brasil. London, 1811. Vol. I. 4.

Mawe's Travels trough and Remarks on Brasil. London. 1812. 8. *)

*) Gegenwärtig geht der Begleiter des Hrn. Capitäns v. Kruſenſtern, der ruſſiſch-kaiſerliche Hofrath, Hr. v. Langsdorff als ruſſiſcher Geſchäftsträger nach Braſilien. Wahrſcheinlich werden wir durch ihn in der Folge viele belehrende Aufſchlüſſe über Braſilien erhalten.

Seite

Eilfter Abſchnitt. Beſchreibung der Capitanerie Bahia oder Allerheiligen-Bai. — Sitten der Einwohner. — Naturerzeugniſſe. — Manufacturen. — Militär, u. ſ. f. 164

Zwölfter Abſchnitt. Beſchreibung der Provinzen Para, Maranhon, Siara, Rio-grande, Tamaraca, Fernambuc, Segerippe d'Elrey und Rio das Velhas. — Sitten der Einwohner. — Handel. — Manufacturen. — Militär, u. ſ. f. . 212

Beilagen.

I. Vorſichtsmaßregeln zur Erhaltung der Geſundheit, wenn man nach Braſilien oder in andere Tropenländer reiſet. 234

II. Braſiliſche Münzen 238

III. Havenkoſten in Braſilien. . . . 238

IV. Längen und Breiten von 40 Orten in Braſilien. . 240

V. Freundſchafts-, Handels-, und Schifffahrts-Vertrag zwiſchen Sr. Britanniſchen Maj. und Sr. K. H., dem Prinz-Regenten von Portugal, unterzeichnet zu Rio-Janeiro, den 19. Februar, 1810. . . . 242

Andrew Grant's

Doctors der Arzneikunde,

Beſchreibung von Braſilien.

[illegible]

[illegible] and [illegible]

[illegible]

Andrew Grant's,

Doctors der Arzneikunde,

Beſchreibung von Braſilien.

Erſter Abſchnitt.

Braſiliens Entdeckung durch die Portugieſen. Deren Niederlaſſung daſelbſt. Klima. Producte.

Zufällig entdeckte Dom Pedro Alvarez de Cabral, portugieſiſcher Admiral, auf ſeiner Fahrt nach Oſtindien im Jahre 1500 die Küſte Braſiliens, welche ſich von 1° 30′ N. Br. bis 32° S. Br. erſtreckt, und deren Ausdehnung mit den Krümmungen gegen 926 geographiſche Meilen beträgt. Nach Vorbeiſchiffung der Capverdiſchen Inſeln hielt er ſich weiter in der hohen See, als es bisher üblich war, um die Strömungen und Windſtillen, die an Afrika's Küſten ſo vielfältig vorkommen, zu vermeiden, und entdeckte am 24. April ein unbekanntes, weſtlich liegendes Land. Da das Meer aber ſtark mit Wogen gieng, mußte er bis zum 15° S. Br. längs der Küſte ſteuern, welche ihm hier einen trefflichen Haven darbot, in den er einlief. Er nannte

ihn Porto=Seguro, und das neuentdeckte Land, von dem er Beſitz nahm, Santa=Cruz. Es erhielt in der Folge den Namen Braſilien, von einer hier häufig wachſenden Holzart, welche die Europäer ſchon mehrere Jahrhunderte vor der Entdeckung dieſes Landes Braſilienholz nannten. Die gerade Ausdehnung deſſelben von Oſten nach Weſten oder vom Vorgebirge St. Roque bis Sapatinga beträgt 480 geographiſche Meilen. Cabral ſchickte einige ſeiner Leute zur Erforſchung des Landes ab. Der vortheilhafte Bericht, den dieſe von der Fruchtbarkeit deſſelben und von dem ſanften, friedlichen Charakter ſeiner Bewohner erſtatteten, bewog ihn, ſeiner Mannſchaft zu geſtatten, zu ihrer Erfriſchung an das Land zu gehen.

Als er ſich ſelbſt dahin begab, war er erfreut, daß der ihm gemachte Bericht wahr war, und daß die Eingebornen, ſtatt irgends Etwas gegen die Portugieſen vorzunehmen, ſich lebhaft bemüheten, ſie mit größter Herzlichkeit zu empfangen. Cabral hatte einige zum Tode verurtheilte Verbrecher am Bord, deren Strafe aber in Verbannung verwandelt worden war. Er ließ zwei derſelben hier zurück, um die Sprache der Bewohner zu erlernen, ihre Lebensart zu erforſchen und genaue Begriffe über ſie zu erlangen.

Da er die ganze Wichtigkeit der Entdeckung dieſes beträchtlichen Theils der neuen Welt fühlte, ſendete er ſogleich eines ſeiner Schiffe mit einigen vertrauten Perſonen und einem Eingebornen, um ihn in der portu=

gieſiſchen Sprache unterrichten zu laſſen, nach Liſſabon.

Nach Empfang dieſer Neuigkeit befahl der portugieſiſche Hof die Unterſuchung der Haven, Buchten und Küſten Braſiliens. Sie beſtättigte vollkommen die Meinung, welche man ſich von der Fruchtbarkeit des Bodens gemacht hatte, oder daß man dort die nöthigen Lebensmittel in Menge bauen könne. Da man aber daſelbſt weder Gold noch Silber gefunden hatte, ſchickte der Hof nur zur Verbannung verurtheilte Verbrecher, und Frauen von ſchlechter Lebensart hierher. Jährlich wurden zwei Schiffe dahin mit dieſen Individuen abgeſchickt, und um Farbe- und Fournirhölzer zurückzubringen. Auch wurde eine Zeitlang Ingwer eingeführt. Dies ward in der Folge verboten, um nicht dem Preiſe des aus Oſtindien gezogenen zu ſchaden.

Die Portugieſen betrachteten damals Aſien als ein Land, in dem man ſich Ruhm, Glück und Macht erwerben könne. Haufenweiſe zogen ſie dahin und Niemand wollte nach America. Um dieſen Mangel zu erſetzen, fügte man die unglücklichen Opfer der Inquiſition der Zahl der nach Braſilien zu Deportirenden bei. Dies waren meiſtentheils Juden, welche dieſes ſchreckliche Tribunal ohne Aufhören, wahrſcheinlich wegen ihres großen Reichthums verfolgte. Ihres Vermögens beraubt, brachten ſie in die neue Welt die Gewohnheit zur Arbeit, ihre Induſtrie und den ſie auszeichnenden, unternehmenden Geiſt mit. Ihr Gewinn in einigen beträchtlichen

Pflanzungen bewieſen dem portugieſiſchen Hofe, daß eine, edler Metalle beraubte Colonie, deſſenungeachtet wichtig für das Mutterland werden könne.

Als man anfieng, dieſer Meinung Vertrauen zu ſchenken, baten mehrere portugieſiſche Adeliche um Ländereien in Braſilien, die bloß von der Küſte des Meeres, gegen das Innere des Landes aber nicht begränzt ſeyn ſollten, und erhielten ſie. Mancher ſah ſich dadurch in dem Beſitze eines Landſtrichs, der faſt ſo groß als das Mutterland war.

Dieſe Adelichen waren durch ihre Privilegien befugt, das unterjochte Volk nach ihrem Gutbefinden zu regieren. Sie konnten über den eingenommenen Landſtrich zu Gunſten jedes Portugieſen, der ihn anbauen wollte, diſponiren. Der größte Theil benutzte zwar dieſes Vorrecht: aber er ertheilte den Gebrauch der Ländereien nur vom Großvater bis zum Enkel und behielt ſich gewiſſe jährliche Abgaben bevor. Dieſe großen Eigenthümer übten alle Rechte der Souveränität, mit Ausnahme der Rechte über Leben und Tod, Münze zu ſchlagen und Zehnden zu erheben, welche der Hof ſich vorbehielt, aus. Dieſe ehrenvollen und einträglichen Lehngüter konnten nur im Falle der Vernachläſſigung ihres Anbaues oder ihrer Vertheidigung, bei Mangel eines männlichen Abkömmlings und wegen eines Hauptverbrechens eingezogen werden.

Kein Land zwiſchen den Wendekreiſen genießt ein geſunderes Klima, als Braſilien. Die Wärme wird

theils durch die Seeluft, theils durch die, von den Bergen im Innern des Landes herabkommenden, oft kühlen Winde, als die von der See, sehr gemäßigt. Zwei ausgezeichnete Naturforscher, Piso und Markgraf, welche dieſen Gegenſtand mit ſcharfſinniger Genauigkeit erörtert haben, fanden durch Vergleichung der Temperatur Braſilien's mit der von Afrika unter gleicher Breite, erſtere ſehr mäßig, und ſchreiben dies den daſelbſt fortwährend herrſchenden Seewinden zu. Die Luft iſt nach ihrer Ausſage nicht bloß kühl, ſondern in der Nacht ſo kalt, daß die Eingebornen jeden Abend Feuer in ihren Hütten anzünden. Nieuhoff, der ſich lange in Braſilien aufhielt, beſtätigt dieſe Bemerkung.

Weit ausgedehnte Seen und große, aus den Gebirgen entſpringende, Flüſſe befeuchten dieſes Land und machen den Aufenthalt daſelbſt ſehr angenehm. Durch die, davon entſtehende Bewäſſerung unermeßlicher Flächen, bringen dieſe verſchiedene Arten Früchte und Pflanzen im Ueberfluß hervor. Die Maniokwurzel, welche das hauptſächlichſte Nahrungsmittel der Braſilier ausmacht, iſt in dem ganzen Lande verbreitet. Die Eingebornen nennen dieſe Pflanze: Maniiba und die Wurzel derſelben: Mandioka. Sie iſt die Jatropha Manihot des Linné. Aus ihrem knotigen Stamme entſpringen Zweige, die ſchwächere Sprößlinge treiben, welche mit kleinen, grünen, länglichen, am Ende zugeſpitzten Blättern bedeckt ſind, welche ſternähnliche Büſche bilden. Die Blüten ſind blaßgelb und die Wurzel gleicht der Paſtinake. Dieſe Pflanze erreicht gegen 7 Fuß Höhe. — Die

Wälder beſtehen aus Palm-, Maſtir-, Mangs- und Guyaras-Bäumen. — Die Ananas wächſt hier wild ungemein häufig. Bei ihrer Reife hat ſie eine ſchöne Goldfarbe und ihr Wohlgeruch verbreitet ſich weit in der Luft. Im Geſchmack übertrifft ſie die köſtlichſten Früchte Europa's, und das aus ihr bereitete ſtarke Getränk giebt dem Malvaſier nichts nach. — Der Baumwollenbaum wächſt hier wild und erreicht eine beträchtliche Höhe. Ohne Pflege bringt er ſeine Wolle in Flocken, die einer kleinen Kugel gleichen. Er erträgt aber weniger, als der, welchen man anbauet.

Auch iſt Braſilien an Strauch-, Schilf- und Schlingpflanzen reich, von denen einige auf der Erde hinkriechen, andere ſich aber auf die Gipfel der höchſten Bäume ſchlingen. — Selbſt die unfruchtbarſten Gegenden des Landes erzeugen eine ganz blattloſe Baumart, von den Eingebornen Timbo genannt. Ihr ſehr biegſames Holz dient zu trefflichen Reifen und die Rinde wird von Schiffszimmerleuten ſtatt des Hanfs gebraucht. — Unſtreitig iſt aber der ſchätzbarſte, hier einheimiſche Baum die Caesalpinia brasiliensis, welcher das Braſilienholz liefert, und gewöhnlich in unfruchtbaren, felſigten Gegenden wächſt. Seine Blüten ſind ſehr ſchön hellroth und haben einen ſehr angenehmen Geruch. Er erreicht eine beträchtliche Höhe und Dicke, aber ſein Holz iſt in der Regel windiſch, knotig, ſehr hart und ſchwer. Es funkelt im Feuer und giebt nur wenig Rauch von ſich. Das geſchätzteſte iſt ſehr hart und blaßroth, wird aber nach dem Spalten

dunkelroth. Kauet man die Späne, ſo ſpürt man einen ſüßlichen, dem Zucker ähnlichen Geſchmack. Dieſes Holz eignet ſich zu verſchiedenartigem Gebrauche und nimmt eine ſehr ſchöne Politur an. Hauptſächlich wird es aber zum Rothfärben gebraucht.

Die glänzenden Farben der verſchiedenen Blumenarten und das reiche und ſpiegelnde Gefieder der auf den Bäumen ſitzenden oder von einem Zweige zum andern fliegenden Vögel machen die Waldungen ungemein reizend und von überraſchendem Eindrucke. Man erblickt hier eine unermeßliche Menge Papageien aller Art. Sie fliegen in zahlreichen Schaaren und, wenn gleich die Braſilier ſie in Menge tödten, bemerkt man doch die Abnahme ihrer Zahl nicht bedeutend. Ihre Farben ſind lebhaft und glänzend, und einige Arten haben ſehr geſchmackvolle Zeichnung. Bei Manchen iſt der Hals dunkel ſcharlachroth und der übrige Körper gelb, grün, oder blau, oder an verſchiedenen Theilen mit verſchiedenen Farben geſchmückt. Dieſe legen jedesmal nur zwei Eier und bauen ihre Neſter in die hohlen Stämme alter Bäume oder in Felſenſpalten. Andere, welche zwar auch obige Farben, aber mit Grau oder Schwarz verſetzt haben, brüten an den Häuſern. Es giebt auch ganz ſchwarze, deren Farbe in das Grünliche ſpielt mit rothen Augen und Schnabel und gelben Füßen. Die ſchönſte Art iſt ohne Zweifel die ganz grüne, mit gelber Platte und gelbem Halsband. Den Kopf ziert ein ſchöner Buſch von blauen Federn, und der Schwanz ſtellt dem Auge eine Miſchung von Gelb, Roth und Grün

glühenden Eiſen ausgebrannt wird. Die Turmeak-Wurzel (Curcuma longa) wird von den Braſiliern als das wirkſamſte Heilmittel in dieſem Falle geachtet. Die Bewohner von Java ſollen mit dem Blute dieſer Schlange ihre Pfeile vergiften. — Die dortigen, bis 4 Fuß langen Eidechſen, werden ohne Anſtand verzehrt.

Unter den daſigen Spinnenarten giebt es eine von beträchtlicher Größe, die in den Höhlen großer Bäume ſich aufhält und den ſie Störenden eine unmerkbar kleine Bißwunde zufügt, auf welche eine ſehr gefährliche, blauliche Geſchwulſt folgt, welche oft den Tod nach ſich ziehen ſoll. Eine andere Art (Aranea venatoria) ſpinnt ein Netz von viel dickeren Faden, als die europäiſchen Spinnen, in welches ſie ihre Eier legt und welches der ſchönſten Seide gleicht.

Unter den Inſecten Braſiliens darf der Seidenwurm, der ſich haufenweiſe auf den Maulbeerbäumen aufhält, ſo wenig als die Bienen vergeſſen werden. Einige Arten Bienen bauen ihre Stöcke in hohle Bäume, und die Eingebornen ziehen mittelſt Röhren den Honig daraus. Der geſchätzteſte wird von einer kleinen Biene bereitet, welche ihre Honigſcheiben auf den höchſten Bäumen anbringt. Dieſer Honig iſt kaum von dem beſten europäiſchen verſchieden, und als die Holländer in Braſiliens Beſitze waren, ſammelten ſie ſo viel davon ein, daß ſie ihn in ihr Mutterland verführen konnten, wo er ſehr gut bezahlt ward.

Braſiliens Küſten und Haven haben einen Ueberfluß mannichfaltiger Fiſche, unter denen auch Lampreten und Muränen, letztere von ungeheuerer Größe, ſind. Aber beide haben keinen guten Geſchmack. Die eben ſo fiſchreichen Seen, als die Flüſſe, liefern minder beliebte Fiſcharten, ob ſie gleich nicht viel ſchlechter, als die Seefiſche ſind. Man zieht den von den Eingebornen Karapantangele genannten, der unſerm Barſche gleicht, andern Arten vor.

In den Flüſſen und Seen finden ſich Krokodille, die aber kleiner als die afrikaniſchen ſind. Selten ſind ſie über 5 Fuß lang. Sie legen 20 bis 30 Eier, welche, ſo wie das Thier ſelbſt, den Braſiliern zur Nahrung dienen. Die ganze Küſte, vorzüglich die Allerheiligen-Bai, wimmelt von Wallfiſchen, und das Ufer iſt von ihnen während der Periode, in der die Schildkröten ihre Eier legen, d. i. vom December bis zum April, dicht umgeben. Nachher gehen ſie in die hohe See und verſchwinden.

Zweiter Abſchnitt.

Allgemeine Schilderung der Urbewohner Braſiliens. — Ihre körperliche Bildung, — Nahrungsmittel, — Religion, — Kriege. — Vielweiberei, — Sclavenſtand der Weiber, — Gaſtfreundſchaft gegen Fremde, — Krankheiten, u. ſ. f.

An Geſtalt und Farbe unterſcheiden ſich Braſiliens Urbewohner wenig von den Portugieſen, und manche Stämme übertreffen dieſe noch ſehr an Kraft.

Bei der Entdeckung dieſes Landes lebte ein Theil der Bewohner in Dörfern, während der andere aus Laune oder Noth herumſchweifte. Dieſe Dörfer beſtanden nur aus drei oder vier Häuſern, in deren jedem eine Familie oder ein Stamm unter einer Art von patriarchaliſcher Regierung lebte.

Die portugieſiſchen und holländiſchen Schriftſteller nennen die Eingebornen des nördlichen Braſiliens: Tapuſo's, und die des ſüdlichen: Topinambo's. Letztere theilen ſie nach Verſchiedenheit der Sprache in mehrere kleinere Völker, wiewohl ihre Sitten ziemlich gleich ſind. „Jeder Stamm dieſes großen Landes", ſagt Abt „Raynal, „hatte ſeine eigene Sprache; aber keine „derſelben hatte Ausdrücke für allgemeine oder abſtracte „Begriffe. Dieſe, allen Völkern Südamerica's gemeine „Spracharmuth giebt einen überzeugenden Beweis von „den wenigen Fortſchritten, welche der menſchliche Ver„ſtand in dieſen Gegenden gemacht hat. Die zwiſchen

„mehreren Sprachen dieſes Landes Statt findende Aehn„lichkeit läßt häufige, wechſelſeitige Auswanderungen „zu einander vermuthen.“

Die Tapujo's haben in der Regel einen hohen Wuchs und eine dunkele Kupferfarbe. Ihre ſchwarzen Haare fallen über die Schultern herab; aber ſie haben weder einen Bart, noch Haare an irgend einem andern Theile ihres Körpers, auch keine Bekleidung. Bloß die Frauen verdecken ihre Geſchlechtstheile durch an eine Schnur gereihete Blätter, die ihnen zum Gürtel dienen. Zu gleichem Zwecke dient den Männern ein kleiner, aus Baumrinde verfertigter Sack. Den Kopf ſchmückt eine Krone von Federn. Kleine glänzende Steine, an den Lippen und Naſenlöchern befeſtigt, und Armbänder von Federn bilden den übrigen Putz. Manche tatowiren ſich den Körper und reiben verſchiedene Farben in die Haut, inzwiſchen Andere dieſe mit Gummi beſtreichen, um buntfarbige Vogelfedern darauf zu kleben, was ihnen aus einiger Entfernung ein wunderliches Anſehen giebt.

Die Topinambo's ſind hingegen mittlerer Statur und von lichterer Farbe als die Tapujo's, die inzwiſchen nicht ſo ſchwarz als die afrikaniſchen Neger unter derſelben Breite ſind. Die Topinambo's haben ſo, wie dieſe, platt eingedrückte Naſen, welche ſie für ſo ſchön halten, daß ſie von Jugend an alle Mittel anwenden, ihren Naſen dieſe Form zu geben. Ihre gleichfalls ſchwarzen Haare ſind lang und glatt. Uebrigens haben ſie ſo wenig, wie die Tapujo's, Haare an anderen Theilen des Körpers.

Schon vor Ankunft der Portugieſen verſtanden ſie Spinnen, Weben und Häuſerbau; verfertigten auch Waffen, als Bogen, Pfeile, Speere und Wurfſpieße. Sie behaupteten, die Eigenſchaften der Gewächſe zu kennen und wendeten einige mit Erfolg an. Jagd und Fiſcherei waren für ſie mehr Bedürfniß, als Vergnügen und ihr Ertrag war zur Erhaltung ihrer Familien unentbehrlich. In einem, von zahmen Thieren entblößten Lande, mußten begreiflich die Nahrungsmittel ſehr einfach ſeyn. Die Küſtenbewohner hatten faſt nichts als Schaalthiere zu ihrer Nahrung, inzwiſchen die Waldbewohner vom Ertrage der Jagd und die Anwohner der Flüße vom Fiſchfange lebten. Fehlten ihnen dieſe Nahrungsmittel, ſo nahmen ſie ihre Zuflucht zum Maniok und andern Wurzeln, auch andern Früchten und Vegetabilien, welche dies Land im Ueberfluſſe erzeugt. Am ſtärkſten wird aber der Maniok conſumirt, deſſen Wurzel unſerer Paſtinake gleicht, aber 2 bis 3 Fuß lang und armsdick iſt. Iſt dieſe Wurzel abgewaſchen und geſchält, ſo wird ſie mittelſt eines, durch ein Rad gedrehten Reibeiſens, welches über einem Troge befeſtigt iſt, zu einem mehlartigen Brei zerrieben, welcher in dieſen Trog fällt. Dieſer wird nun in einen, etwa vier Zoll weiten Sack von Baumrindenzeuch gethan, und ſo unter einer Preſſe ſein Saft rein ausgedrückt, der im ungekochten Zuſtande, ein tödtendes Gift iſt. Hierauf ſchlägt man das Mehl durch ein Haarſieb und trocknet es in einem kupfernen oder irdenem Geſchirr über dem Feuer, während man es mit einem hölzernen Löffel oder Spatel umrührt. Die Braſilier backen aus dieſem Mehle

Kuchen, die unſerm Zwieback gleichkommen, und nehmen ſolche auf ihren Reiſen und Kriegszügen mit ſich, wo es dann mit etwas Waſſer aufgegoſſen die Stelle von Speiſe und Trank vertritt. Hat der ausgepreßte Saft der Maniokwurzeln zwei Stunden ruhig geſtanden, ſo findet man auf ſeinem Boden eine Menge weißen Satzes, welcher getrocknet Tapiokpulver heißt und in Europa Abſatz findet. Aus demſelben Satze machen ſie auch Kuchen, die gebacken, eben den Geſchmack haben, wie Waizenbrod. Die Brühe, welche durch Abſiedung des Safts erhalten wird, iſt eine ſehr geſunde Nahrung. — Zuweilen ſchneidet man dieſe Wurzel, gleich nachdem ſie aus der Erde gezogen iſt, in Scheiben und läßt dieſe vier bis fünf Tage in friſchem Waſſer, um weich zu werden,*) liegen. Die wilden Braſilier ziehen dieſes Verfahren als leichter vor, und röſten die Scheiben auf glühenden Kohlen.

Kocht man eine andere Art von Maniok, ſo erhält man ein ſehr angenehmes, ſüßen Molken ähnliches Getränk, was Kawimakarera heißt. Dieſe Wurzel giebt auch geſtoßen und im Waſſer aufgelöſt, ein anderes, Haon genanntes Getränk. Thut man die Kleien aus dem Mehle der nämlichen Maniokart in ein Faß mit Waſſer und läßt dieſes zur Gährung kommen, ſo erhält man gleichfalls ein dem Bier ähnliches, ſtarkes Getränk.

*) Vielmehr, um den giftigen Saft auszuziehen.
A. d. U.

Die Braſilier lieben den Tanz ſehr. Der ihn begleitende Geſang iſt nur eintönig und dieſe Folge eintöniger Laute ohne alle Melodie hat entweder Krieg oder Liebe zum Gegenſtande.

Die Bewohner der innern Gegenden haben nur ſehr unvollkommene Begriffe von dem höchſten Weſen. Sie haben unbeſtimmte und verworrene Ideen von einer allgemeinen Ueberſchwemmung, welche das ganze menſchliche Geſchlecht, mit Ausnahme eines Mannes und ſeiner Schweſter, die nach und nach wieder die Erde bevölkerten, ertränkte. „Sie wiſſen,“ ſagt Nieuhoff, „nicht, „was Gott ſey, und haben ſelbſt kein Wort in ihrer „Sprache, welches dieſen Begriff bezeichnet, wenn dies „nicht etwa Tuba iſt, welches ein Weſen vorzugsweiſe „bedeutet.“ Mit dieſem Namen benennen ſie den ihrem Lande, ſo wie überhaupt in den andern Gegenden der heißen Zone, ſo häufigen und ſo furchtbaren Donner, der nicht nur ein Gegenſtand des Entſetzens, ſondern auch eines religiöſen Cultus iſt. Weder vom Himmel, noch von der Hölle haben ſie einen Begriff, obgleich eine alte Sage ſie zu dem Glauben veranlaßt, daß die Seele unſterblich ſey, aber entweder in die Wohnung der Teufel geführt, oder eines hohen Glücks, tanzend und ſingend in lieblichen Gefilden jenſeits der Gebirge, theilhaftig werde. Dieſe reizende Gegend wird aber nur durch alle die Wackeren beider Geſchlechter bewohnt, welche eine große Menge Feinde erlegt oder verzehrt haben, inzwiſchen diejenigen, welche ihr Leben in vollſtändiger Ruhe zubrachten und ſich nie durch kriegeriſche

Thaten auszeichneten, vom böſen Geiſte gemartert werden, der bei ihnen verſchiedene Namen hat.

Ob ſie gleich keine religiöſe Ceremonie ausüben, ſo ſuchen ſie doch den Zorn des übelthätigen Geiſtes durch gewiſſe Opfer, welche an die Spitze in die Erde befeſtigter Stangen aufgehängt ſind, zu beſänftigen. Sie haben auch Prieſter oder beſſer Zauberer, die ſie bei allen wichtigen, hauptſächlich den Krieg betreffenden Angelegenheiten befragen. Sie haben keinen Begriff von der Unterwürfigkeit, die bei andern Völkern vielleicht urſprünglich von der Religion ſtammte oder von dem Glauben, welcher den moraliſchen Einfluß der Gottheit anerkennt. Dieſe Verehrung weihen ſie aber dem Klugen und Tapfern und treiben ihre Achtung für einen Mann, der die größte Zahl Feinde erſchlug, bis zur Anbetung. Selten erheben ſich in ihren Gemeinden Streitigkeiten, obgleich kein Geſetz ſolche verbietet. Wird Jemand in einem Zanke, der ſeinen Urſprung dem Rauſche oder irgend einer andern Veranlaſſung verdankt, getödtet, ſo wird der Verbrecher den Verwandten des Ermordeten überliefert, die ihn, ohne Anſtand, dem Geiſte des Verſtorbenen opfern. Ein lärmendes Feſt feiert dann die Verſöhnung beider Familien und die Urſache der Zwietracht iſt auf ewig vergeſſen.

Ihre Fürſten, oder vielmehr, ihre Oberhäupter und deren Nachkommen, zeichnen ſich durch den Schnitt ihrer Haare und durch die Länge der Daumennägel

aus. Doch iſt letzteres Zeichen nach Nieuhoff, einzig der Perſon des Oberhaupts eigen. Seine Söhne können die Nägel der andern Finger lang tragen, aber die der Daumen nicht.

Einige frühere Schriftſteller ſchreiben die häufigen Kriege zwiſchen den verſchiedenen, auf der weiten Fläche Braſiliens zerſtreuten Stämmen ihrem Geſchmacke an Menſchenfleiſch zu. Nieuhoff, der ſich hier lange aufhielt, verſichert, daß die todt gebornen Kinder von ihren Aeltern verzehrt würden und dieſe deren Fleiſch ſehr ſchmackhaft fänden. Mag dieſe Angabe wahr ſeyn oder nicht, ſo ſcheint es gewiß, daß nie Eigennutz oder Ehrgeitz die Braſilier zum Kriege veranlaßten; aber wohl die ihren Verwandten oder Freunden zugefügten Beleidigungen.

Der Aelteſte oder der Geſchickteſte des Stammes beſtimmt den Beginn der Feindſeligkeiten und erregt durch ſeine Reden während dem Zuge den Haß ſeiner Leute gegen die Feinde. Ihre Waffen beſtehen aus einer etwa ſechs Fuß langen, vorn einen Fuß breiten und einen Zoll dicken Keule von Ebenholz und in einem Bogen von demſelben Holze. Die Sehnen ſind aus geſponnener Baumwolle und die Pfeile, Uba genannt, aus wildwachſendem Rohre verfertigt. Ihre Spitze beſteht aus hartem Holze, Knochen oder Fiſchzähnen und iſt in der Regel ſehr ſpitzig. Einige haben mehrere Spitzen, Andre nur eine. Manche Stämme bedienen ſich des Bogens nicht, ſondern ſchleudern die

Pfeife mit der Hand auf den Feind. Ihre ganze Kriegsmuſik beſteht aus einer Pfeife, die aus den Knochen eines erlegten Feindes gemacht iſt. Wer in vorhergehenden Kämpfen die ausgezeichnetſten Beweiſe von Tapferkeit gegeben hat, führt die Andern gegen den Feind. Man ſucht ſich wechſelſeitig zu überfallen und die größte Ehre wird durch die Zahl der gemachten Gefangenen bewirkt. Man tödtet dieſe und frißt ſie mit vieler Feierlichkeit. Ihr Geſchmack am Menſchenfleiſche ſcheint ſie aber nicht verleitet zu haben, auf dem Schlachtfelde gebliebene Feinde, wohl aber die lebend in ihre Hände gefallenen zu ſpeiſen. Stadius, ein Teutſcher, in Portugieſiſchen Dienſten ſtehender Officier, erzählt merkwürdige Dinge im Betreff der Behandlung der Gefangenen. Er brachte ſelbſt neun Jahre in den Banden der Tupinambos mit vielen andern Gefangenen zu und hatte als ſolcher, ein grauſames Loos zu erwarten, dem er nur durch unglaubliche Anſtrengung von Liſt und Muth entgieng. Lery, der Herrn de Villegaghnon auf ſeiner Expedition nach Braſilien im Jahr 1556 begleitete und dort ſich eine Zeit lang aufhielt, ſtimmt mit Stadius völlig überein. Mehrere, von dieſen beiden Reiſenden nicht erwähnte, Thatſachen hat ein Portugieſiſcher Schriftſteller nachgetragen. (Purchas Pilgrams. IV. p. 1234). Die Braſilier bewahrten die Schädel ihrer, auf dem Schlachtfelde erſchlagenen, oder nach dem Siege geſchlachteten Feinde ſorgfältig auf und zeigten ſie, als Zeugniſſe ihrer Tapferkeit, prahlend den Fremden. Ihre Helden ſchnitten ſich tiefe Wunden zum Gedächtniß ihrer Thaten ein,

und je mehr dieſe ehrenvollen Zeichen ihrer Tapferkeit ſie entſtellten, deſto mehr wurden ſie von ihrem Stamme geachtet.

Die Vielweiberei fand bei allen Braſiliſchen Völkern Statt. Jeder Einzelne heirathete ſo viel Weiber, als ihm gefiel und verſtieß ſie mit derſelben Leichtigkeit wieder. Ehebruch ward aber mit dem Tode geſtraft. Die Weiber ſind ſehr fruchtbar und wenig unzeitigen Entbindungen unterworfen. Der Geburt folgen hier nicht die Zufälle, welchen die Frauen in civiliſirten Ländern ausgeſetzt ſind. Kaum ſind ſie entbunden, ſo begeben ſie ſich allein an das nächſte Waſſer, baden ſich in demſelben, befeſtigen das Kind mit einer Art von Schärpe an ihrem Halſe und kehren, ohne den mindeſten Nachtheil zu ſpüren, zu ihren gewöhnlichen Beſchäftigungen zurück. Einige Schriftſteller melden, daß unmittelbar nach der Geburt eines Kindes, die Väter die ſeltſame Sitte haben, ſich in die Hangmatte zu legen und in derſelben 24 Stunden zu bleiben, während deren ihnen alle Art von Aufmerkſamkeit erzeigt wird.

Den Verluſt ihrer Kinder beklagen die Mütter durch drei oder viertägiges Geheule und Jammern. Bei dem Tode der Aeltern raufen ſie ſich die Haare aus und werfen ſie auf den Leichnam, den ſie mit der zärtlichſten Rührung anblicken. Sie erzählen gern des Verſtorbenen Thaten und erheben ſeine Eigenſchaften und Tugenden mit Enthuſiasmus. Nach einiger Zeit wird

der Leichnam ſenkrecht in einer kreisförmigen Grube beerdigt und war er ein Familienoberhaupt, ſo werden ſein Federſchmuck, ſein Halsband und ſeine Waffen mit ihm begraben.

Wechſelt ein Stamm den Ort ſeines Aufenthalts, was oft geſchieht, ſo werden einige große Steine auf die Gräber der am meiſten verehrten Aeltern gelegt, und nie nähern ſie ſich dieſen Denkmalen des Schmerzes und der Trauer, ohne die Luft von ihren Klagen ertönen zu laſſen.

Die Braſiliſchen Weiber folgen ihren Männern in den Krieg und auf die Jagd. Während letztere bloß ihre Waffen tragen, ſind die armen Weiber nicht nur mit ihren Kindern, ſondern auch mit dem für den Zug erforderlichen Proviant und andern Reiſe-Bedürfniſſen beladen. Bei Annäherung der Nacht hängen ſie ihre Hangmatten an Bäume oder an lange Stangen und ſchützen ſich gegen den Regen mit Palmblättern. Dieſe Hangmatten bilden den wichtigſten Theil ihres Hausraths; es ſind baumwollene Netze von 6 bis 7 Fuß Länge und 4 Fuß Breite. Einige Stämme machen ſie ſo groß, daß ſie 4, ja ſelbſt 6 Perſonen faſſen können. Ihr Trinkgeſchirre, Taſſen u. ſ. f. ſind aus Flaſchenkürbiſſen verfertigt, von denen manche ſechzig Maas faſſen. Die Braſilier eſſen und trinken zu verſchiedenen Stunden. Während ihres Mahls trübt keine Sorge ihren Genuß. Sie vergeſſen ſelbſt die ihnen widerfahrnen Beleidigungen, bis ihre Eßluſt geſtillt iſt.

anbaute, hatte auch nur das Recht, deſſen Ertrag zu ärndten. Stellte eine Familie eine Jagd oder einen Fiſchfang an, ſo erhielt bloß der Cazike oder die ihrer Verwandten, welche durch Krankheit dem Zuge beizuwohnen, verhindert worden waren, einen Theil der Beute. Wer dieſer Gewohnheit entgegenhandelte, wurde einer harten Strafe unterworfen.

Sie haben kein Zeitmaaß. Doch wiſſen ſie ihr Alter zu zählen, indem ſie in jedem Jahre eine Kaſtanie bei dem Aufgange des, Taku (Regenſtern) genannten, Sterns zurücklegen.

Von vielen in Europa bekannten Krankheiten weiß man in Braſilien nichts. Die Eingebornen wenden bloß einfache Mittel an und ſpotten über unſere zuſammengeſetzten. Sie bedienen ſich des Schröpfens, gebrauchen aber dabei ſtatt des Schröpfeiſens den Zahn einer Lamprete, die Kaţaon heißt, und ohne den ſie nie ausgehen. Aus dem geſchröpften Theile ziehen ſie das Blut mittelſt Ausſaugen durch eine hörnerne Taſſe. So wie einer ihrer Freunde oder Verwandten krank wird, verſammeln ſie ſich, und jeder räth das Mittel, welches ihm eigne Erfahrung auf das wirkſamſte kennen gelehrt hat. — Oft laſſen ſie die hörnerne Taſſe weg und verrichten das Ausſaugen mit dem Munde, wodurch ſie aus dem leidenden Theile alle böſen Säfte zu entfernen mit Recht behaupten. — Sind alle Heilmittel fruchtlos und giebt man den Kranken verloren, ſo faßt man den Entſchluß, wie Nieuhoff behauptet, ihn

mit Keulen zu tödten, indem man glaubt, es ſey ruhmvoller, ſeine Lebensbahn ſo zu ſchließen, als ein elendes Leben in Schmerzen zu verlängern.

So waren die Braſilier zur Zeit der Entdeckung ihres Landes durch die Portugieſen, ein talentvolles, leicht zu regierendes und für jede Kunſt und Wiſſenſchaft, die man ihm hätte lehren wollen, empfängliches Volk. Wahr iſt's, daß ſie wenig zur Arbeit geneigt, und ihre Bedürfniſſe beſchränkt und leicht geſtillt waren. So lange man ſie mit Güte behandelte, widerſetzten ſie ſich keinesweges der Beſitznehmung ihrer Ländereien durch Fremde, dies mochte auf einem Punkte ihres Landes geſchehen, auf welchem es wollte.

Die neuen Ankömmlinge, die in ihrem Mutterlande als die Hefen der Geſellſchaft betrachtet wurden, und hier ihre Lage ungemein verbeſſert fanden, benutzten alle Gelegenheiten, ſich die Zuneigung der Eingebornen zu erwerben. Sie hatten von Madeira Sprößlinge vom Zuckerrohr mit ſich gebracht, welche ſie pflanzten und mit großer Sorgfalt anbauten. Die Fruchtbarkeit des Bodens veranlaßte eine große Zahl der Bewohner anderer Theile America's, ſich mit dieſen Coloniſten zu vereinen. Jedes Familienhaupt war hier zugleich Ackerbauer und Soldat. Er nahm ſo viel Land ein, als er und ſeine Familie anbauen konnten, und übte ſich täglich in den Waffen, um ſein Eigenthum vertheidigen zu können. Daher rührt der Name: Capitanerie, der jedem Bezirk gegeben wurde und den ſie noch führen, obgleich die Lage der Dinge nicht mehr dieſelbe iſt.

Etwa 50 Jahre nach Entdeckung Braſilien's fing der Wohlſtand dieſer Colonie an, die Aufmerkſamkeit Portugal's auf ſich zu ziehen und König Johann III. wiederrufte im J. 1549 zu ſeiner Schande die, den erſten Eigenthümern ertheilten Privilegien. Thomas de Souza ward zum Gouverneur Braſilien's ernannt, welcher in demſelben Jahre von Liſſabon nach dieſer Colonie mit 6 Kriegsſchiffen und einem bedeutenden Truppencorps, ſo wie in Begleitung von 6 Miſſionaren aus dem Jeſuiten-Orden, abſegelte.

Dritter Abſchnitt.

Ankunft eines portugieſiſchen Gouverneurs in Braſilien. — Deſſen unpolitiſches Betragen. — Charakter der Miſſionare. — Fruchtloſer Verſuch der Franzoſen, eine Colonie in Braſilien zu gründen.

Kaum war der neue Gouverneur in Braſilien gelandet, als er ſich mit den Eingebornen veruneinigte. Durch ſeine eignen Bemerkungen und die Berichte der Coloniſten von ihrem ſanften und friedlichen Charakter überzeugt, beſchloß er, ſie zu Sclaven zu machen. Aber trotz der Gelehrigkeit, deren die Braſilier fähig ſeyn mochten, fehlte es ihnen nicht an Einſicht, das Joch zu erblicken, was man ihnen auflegen wollte, und ſie waren entſchloſſen, durch Gewalt das tyranniſche Verfahren zurückzuweiſen. Ihre Menge und ihr Muth würden

wahrſcheinlich, ohne Vermittlung der Jeſuiten, dieſe aufblühende Colonie bald zerſtört haben, welche durch ihr ſanftes, liebevolles Betragen ſich die Zuneigung der Eingebornen erworben hatten. Dieſe frommen Miſſionare beſtimmten einen großen Theil der Küſtenbewohner, die Hände zu einer Verſöhnung mit den Coloniſten zu bieten, inzwiſchen die andern Eingebornen von keinem Vergleiche hören wollten und ſich in das innere Land zurückzogen, und jeder Verbindung mit den Portugieſen, ihren Unterdrückern, entſagten.

Es iſt eine traurige, aber durch einſtimmige Zeugniſſe der Reiſenden beglaubigte Thatſache, daß die Eingebornen aller Gegenden, in welche die Europäer drangen, verdorben wurden, daß ihre urſprüngliche Einfalt verloren gieng und die Mittel ihres Lebensunterhalts unſicherer und ſchwieriger gemacht wurden, ohne daß ſie deshalb einige Fortſchritte in den Künſten, der Manufactur-Induſtrie, den Wiſſenſchaften und der Geſetzgebung gemacht hätten. Manche Schriftſteller, welche dieſe Wahrheit nicht läugnen oder entſtellen konnten, ſchreiben die Urſache dieſes Uebels dem wilden, ungeſelligen Charakter des uncivilisirten Menſchen zu. Aber ein flüchtiger Blick auf die drückende, oder vielmehr grauſame Behandlung, welche die Coloniſten jedes europäiſchen Volks gegen ihre Wirthe ausübten, zeigt deutlich das Irrige und Ungerechte dieſer Meinung. Ohne uns hierüber in weitere Unterſuchungen einzulaſſen, bemerken wir nur, daß die Raubſucht und Ungerechtigkeit der Europäer nothwendig einen Trieb zur Wiedervergeltung

und Rache in den Herzen dieser Naturmenschen gegen die Urheber ihrer Uebel erzeugen mußten, deren Wuth und Laune sie fortwährend zum Schlachtopfer dienten, statt daß ein entgegengesetztes Benehmen sie unfehlbar durch die Gefühle der Dankbarkeit und des Wohlwollens an die Europäer gefesselt haben würde.

Will man noch an der Wirkung der Güte und Menschenfreundlichkeit auf wilde Völker zweifeln, so vergleiche man den, durch die Jesuiten, während kurzer Zeit in Südamerica erhaltenen, Erfolg mit dem der spanischen und portugiesischen Heere in demselben Lande während zwei Jahrhunderten. „Während eine Menge Soldaten,“ sagt der beredte Raynal „gebraucht ward, um zwei „große Reiche in Wüsten, von nomadischen Barbaren „bewohnt, zu verwandeln, hatten die Missionare einige „kleine wandernde Stämme in große cultivirte Völker „umgebildet.“ In Brasilien verbreiteten sich beherzte Männer unter den verschiedenen Stämmen der Eingebornen und, wenn gleich einige derselben das Opfer des Hasses gegen den portugiesischen Namen wurden, wagten Andere, ohne von dem Schicksale ihrer Vorgänger zurückgeschreckt zu werden, sie zu ersetzen. Durch Friede und Liebe beseelt, gewannen endlich diese Missionare das Zutrauen der Urbewohner. Wo sie sich zeigten, begrüßte man sie mit Freudengeschrei und führte sie vor die versammelte Familie, welche sie zu guten Sitten, Gerechtigkeitsliebe, brüderlicher Barmherzigkeit und Abscheu für Menschenblut ermahnten. Da sie mit tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens große Erfah-

rung und vollendete Klugheit vorhanden, ſuchten ſie nicht durch Gewalt tief eingewurzelte Vorurtheile zu zerſtören, auch nicht mit Heftigkeit ihren Aberglauben anzugreifen; ließen aber keine, für die Abſicht und den Erfolg ihrer Sendung taugliche, Veranlaſſung unbenutzt. Man kann nicht zweifeln, daß ihnen die Civiliſirung der wilden Stämme gelungen wäre, wenn man ihnen Zeit gelaſſen hätte.

Nach der Aufhebung ihres Ordens wurde die Bekehrung dieſer Völker Miſſionaren aus einem weit ſtrengern und weniger aufgeklärten Orden anvertraut, die mit einem Male den Glauben der Eingebornen vernichten, katholiſche Dogmen an deſſen Stelle ſetzen und ſie zwingen wollten, den von ihnen gepredigten Glauben anzunehmen. Dieſe Unternehmung ward aber endlich ganz aufgegeben. Die Braſilier blieben alſo in dieſer Hinſicht ſo wenig aufgeklärt, als ſie bei der erſten Landung der Portugieſen waren, und ſind es noch.

Als der Gouverneur ſich völlig von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, die Eingebornen zu Sclaven zu machen oder ſie zu den Arbeiten des Ackerbau's zu zwingen, ſo faßte er den eben ſo ungerechten, als grauſamen Plan, ſie durch eine hinreichende Zahl Neger zu erſetzen, welche er aus den erſt kürzlich in Afrika angelegten Niederlaſſungen bezog. Kaum war die Stärke dieſer Unglücklichen an die Stelle der ſchwachen Bemühungen der Eingebornen getreten, als ſich der Bau

des Zuckerrohrs beträchtlich vermehrte und in dem Maaße zunahm, in welchem nun der, vorher nur als Arznei gebrauchte, Zucker ein Gegenſtand der Conſumtion ward.

De Souza benutzte den Stillſtand der Feindſeligkeiten, welchen das kluge und gemäßigte Benehmen der Jeſuiten bewirkt hatte, um die Stadt San-Salvador zu erbauen. Kaum war dieſe Arbeit vollendet, als der zunehmende Wohlſtand dieſer Colonie, um den alle Handelsplätze Europa's wußten, die Habſucht der Franzoſen rege machte. Zu dieſer Zeit waren Frankreichs Angelegenheiten in der größten Verwirrung und der Kampf zwiſchen der römiſchen Kirche und den Kalviniſten hatte ſeine größte Höhe erreicht. Eine bedeutende Zahl thätiger und erwerbſamer Hugenotten wünſchte einen Zufluchtsort gegen die Verfolgungen, welche ſie in ihrem Vaterlande bedrohten, zu finden. Unter dieſer Zahl war auch Nikolaus Durant, Herr von Villegagnon, Malteſer-Ritter und Vice-Admiral von Bretagne. Er faßte, zu Nantes gemißhandelt, den raſchen Entſchluß, das Reich zu verlaſſen und eine Colonie nach einem entlegenen Lande zu führen. Da ſeine Abſichten auf Braſilien gerichtet waren, entwarf er einen Plan zu Anlegung einer dortigen Niederlaſſung, und unterwarf ihn der Prüfung des Admirals von Frankreich, Gaspard de Colygny, deſſen Unterſtützung er ſich zur Ausrüſtung eines, für dieſen Zweck beſtimmten Geſchwaders erbat. Der Admiral, der eben ſo durch ſeine Verdienſte und Tugenden, als durch ſeine lebhafte Anhänglichkeit an die Sache der Reformirten ausgezeichnet war, ver-

ſprach ihm allen von ihm abhängenden Beiſtand. Er hoffte auf dieſe Art in der neuen Welt eine proteſtantiſche Colonie zu gründen, welche dieſer Religionsparthei, deren damalige Lage in Frankreich rettungslos war, einen Zufluchtsort gegen die Wuth ihrer Verfolger geben könnte. Er ſtellte daher dieſes Project König Heinrich II. unter einem ſo vortheilhaften Geſichtspunkte dar, daß dieſer Monarch ihn bevollmächtigte, drei große Schiffe auszurüſten, auf denen ſich eine Menge Abentheurer einſchifften. Dieſe kleine Flotte lief im Mai 1555 von Havre de Grace nach Braſilien aus, und langte nach einer ſchwierigen und ermüdenden Ueberfahrt im folgenden November daſelbſt an.

Dieſe Colonie landete auf einem wüſten, unfruchtbaren Felſen und gründete nach weiterem Vordringen in das Land an einem, ihren Abſichten entſprechenden Orte, in der Nähe des Wendekreiſes des Steinbocks, ein tüchtiges Fort, um ſich gegen die Angriffe der Eingebornen und der Portugieſen zu ſchützen. Es erhielt den Namen Coligny. Von hier aus legte Villegagnon dem Admiral Rechenſchaft von ſeiner Expedition und deren Reſultaten ab, indem er bemerkte, daß, wer den Genüſſen Europa's entſagen und mit Geflügel, Fiſchen und andern Nahrungsmitteln, an denen das Land reich ſey, zufrieden ſeyn könne, einen ſichern Zufluchtsort in dem, von ihm in Braſilien erbauten Fort finden würde.

Coligny theilte dieſes Schreiben dem berühmten Reformator Calvin in Genf mit, der ein Dutzend

Genfer Proteſtanten veranlaßte, dieſe wachſende Niederlaſſung zu vermehren. Dupont, ein wackerer und verſtändiger Mann ward für die Organiſation dieſer Auswanderung zugleich mit zwei Predigern, Pierre Richer, ehemaligem Karmeliter und Guillaume Chartier beſtimmt. Sie begaben ſich von Genf nach Chatillon, um den Admiral zu beſuchen, welcher ſie ſehr gefällig aufnahm. Durch ſeine Unterſtützung und ihr perſönliches Anſehen geſtärkt, gelang es ihnen bald 300 Mann zuſammenzubringen, welche ſich im November 1556 zu Honfleur auf drei Schiffen einſchifften und am 7ten März 1557 am Fort Coligny anlangten, wo ſie mit größter Freude empfangen wurden.

Inzwiſchen genoß dieſe Colonie nicht lange die Ruhe, welche ihr eine ſo lachende Ausſicht darbot. Villegagnon, der ſich Anfangs nur als einen ſo eifrigen Kalviniſten geſtellt hatte, um ſeine Plane beſſer auszuführen, nahm die Maske ab und veruneinigte ſich öffentlich mit dem Prediger Richer, welcher mit ſeinem ganzen Gefolge verjagt ward. Dieſe Verwieſenen ließen ſich am Ufer des Rio Janeiro, in einer weiten Entfernung oberhalb dem Fort nieder und blieben hier acht Monate, nach deren Ablauf ſie nach Frankreich zurückkehrten, und ein ſo wenig vortheilhaftes Gemälde des heuchleriſchen Betragens Villegagnon's entwarfen, daß der Admiral, der bei Ausführung ſeines Plans keinen Vortheil für die Proteſtanten ſah, keinen Theil mehr an den Fortſchritten dieſer Niederlaſſung nahm.

Als Villegagnon ſich ſo ſich ſelbſt überlaſſen ſah, ſetzte er die Colonie in den beſten Vertheidigungsſtand und kehrte nach Frankreich zurück, um die übeln über ihn verbreiteten Gerüchte zu zerſtreuen. Da aber alle ſeine Bemühungen fruchtlos waren, begab er ſich in ein Kloſter und beſchäftigte ſich bis an ſeinen Tod mit Abfaſſung von Schriften gegen die Proteſtanten. Seine Abweſenheit benutzten die Portugieſen zum Angriffe der neuen Anſiedler, und im folgenden Jahre gelang es dem Gouverneur Braſilien's, Emanuel de Sa die zurückgebliebenen Franzoſen zu beſiegen und ihr Fort zu zerſtören.

Während der kurzen Zeit, daß die Franzoſen dieſe Niederlaſſung beſaßen, knüpften ſie mit den Eingebornen engere Verbindungen an, als dieſes in 50 Jahren den Portugieſen möglich geweſen war. Dieß kann man theils dem umgänglichen Charakter der Franzoſen, theils dem Umſtande zuſchreiben, daß vor 20 Jahren ein Schiff aus der Normandie an Braſilien's Küſte geſcheitert war. Ein Theil der Mannſchaft hatte ſich gerettet und bei tieferem Eindringen in das Land ſich mit den Eingebornen verheurathet. Sie waren der franzöſiſchen Colonie höchſt nützlich.

Seit dieſer Zeit genoſſen die Portugieſen noch lange ihre hieſigen Beſitzungen in Ruhe, bis der Kapercapitain Riffaut auf einer Inſel des Maranhon landete. Dieſer Seemann verband ſich mit dem Oberhaupte der Inſel ſo innig, daß dieſes ihn bat, eine Niederlaſſung

daſelbſt anzulegen und allen Beiſtand dazu verſprach. Riffaut gieng mit Freude in die Abſichten des Inſulaners ein, und traf nach ſeiner Rückkunft in Frankreich ſo nachdrückliche Maaßregeln, daß er ſich bald im Stande ſah, drei Schiffe auszurüſten, mit denen er unter den glücklichſten Ausſichten abſegelte. Da ſich aber das Schiffsvolk vor der Ankunft empört hatte und die zwei größeren ſeiner Schiffe an der Küſte geſcheitert waren, mußte er zurückkehren. Einige ſeiner Leute, unter denen ein junger Edelmann Devaux war, blieben lieber bei den Eingebornen, die ſie ſehr freundlich empfangen hatten. Letzterer von lebhaftem und unternehmendem Geiſte beſeelt, gewann durch mehrere, den Braſiliern bei verſchiedenen Gelegenheiten geleiſtete, wichtige Dienſte ihr Vertrauen und ihre Liebe. Sie thaten ihm dieſelben Vorſchläge, welche das Oberhaupt früher an Riffaut gemacht hatte. Er benutzte daher die erſte Gelegenheit, nach Frankreich zurückzukehren, um Mittel zur Realiſirung ſeines Plans auszufinden. Bei ſeiner Ankunft in Frankreich wendete ſich Devaux an König Heinrich IV., dem er die großen Vortheile, welche für ſein Reich durch eine ſolche Niederlaſſung bewirkt werden würden, entwickelte. Aber dieſer Fürſt wollte den Verſicherungen dieſes jungen Abentheurers nicht unbedingt glauben, und ließ ein kleines Schiff unter Commando des Hrn. Rivadier, auf deſſen Bericht er ſich verlaſſen konnte, ausrüſten und dieſen von Devaux begleiten. Nach einem ſechsmonatlichen Aufenthalte in Braſilien kehrten ſie nach Frankreich zurück, und mußten mehrere Reiſen machen, um die Re-

gierung zu dem Entſchluſſe zu vermögen, ſich ernſtlich mit dem Gegenſtande ihrer Sendung zu beſchäftigen.

Endlich fieng man an, ein ſtarkes Geſchwader auszurüſten, als die Ermordung Heinrich's IV. dieſen Plan zerſtörte. Allein Hr. Rivabier war von der Möglichkeit in Braſilien eine vortheilhafte Niederlaſſung gründen zu können, ſo überzeugt, daß er ſein ganzes Vermögen zu dieſer Unternehmung verwendete, und ſelbſt mehrere ſeiner Freunde vermochte, ein Gleiches zu thun. Durch ihre vereinten Bemühungen gelang es ihnen, drei große Schiffe auszurüſten, auf denen er und 300 Mann von Cancale an der Küſte Bretagne's abſegelten und bald darauf auf der Inſel im Maranhon friſch und geſund anlangten.

Die erſte Sorge Hrn. Rivabier's war ein Fort auf dem Gipfel einer, neben dem beſten Haven der Inſel und zwiſchen zwei, auf beiden Seiten derſelben, und ſich dann in das Meer ergießenden Flüſſen, liegenden Höhe zu erbauen. Es ward mit 22 Stück Geſchütz beſetzt und Alles ſchien dieſer Colonie den beſten Erfolg und reichen Wohlſtand zu verſprechen, als etwa zwei Jahre nach ihrer Gründung der portugieſiſche Gouverneur Braſilien's, Don Jeronimo d'Albuquerque mit einer ſtarken Flotte vor der Bay erſchien und das Fort ſchnell zur Uebergabe nöthigte. Auf ſeinen Befehl wurden alle Feſtungswerke geſchleift. Dies war der Ausgang der Verſuche der Franzoſen, ſich in dieſem fruchtbaren Lande niederzulaſſen.

Dieſer gelang es den Holländern hier Colonie zu gründen, obgleich ihr unpolitiſches Benehmen ſie endlich gleichfalls der Macht der Portugieſen unterliegen machte.

Vierter Abſchnitt.

Einfall der Holländer in Braſilien. — Ihre Eroberungen in dieſem Lande. — Muthvolles Benehmen des Admirals [illegible]

Als im Jahre 1581 die Krone von Portugal an Philip II., König von Spanien, kam, ward er zugleich Herr Braſiliens und aller portugieſiſchen Colonien in Oſtindien.

Die Geſchichte ſtellt das Gemälde der Tyranney und Grauſamkeit auf, welche die Niederlande zwangen, das ſpaniſche Joch von ſich zu werfen. Dies gelang den Vereinigten Staaten, welche die Verfaſſung einer Republik annahmen, und durch ihre Handelsthätigkeit ſich bald zu einem bedeutenden Gewichte in der politiſchen Wagſchale Europa's erhoben. So wie ihre Unabhängigkeit feſt gegründet war, griffen die Holländer ihren Feind auf den fernſten Meeren, am Indus und Ganges und an den Küſten der Molukken an, welche ſeit Portugals Vereinigung mit Spanien, letzterem Reiche gehörten. Durch Errichtung einer Oſtindiſchen Compagnie hatte dieſer

…nehmende Freiſtaat ſolche ungemein große Vortheile
…ten, daß er im J. 1624 auch eine weſtindiſche Com-
…nie errichtete, von der er ſich denſelben Erfolg in
…ca und America verſprach. Die erſte Unternehmung
…er Geſellſchaft war der Angriff Braſilien's.

…Die von dem Zuſtande Braſilien's und von den
…igen Hinderniſſen einer Landung an den Küſten deſ-
…ben, welche eine Ausdehnung von 700 geogr. Meilen
…ben, genau unterrichteten Holländer, eilten ein Ge-
…wader unter dem Befehle von Jakob Willikens
…uszurüſten. Als er in der Allerheiligen-Bai angé-
…kommen war, marſchirte er gegen die Hauptſtadt San
Salvador, die ihm eine leichte Eroberung darbot.
Da der portugieſiſche Gouverneur, Dom Diego de
Mendoza, feig die Flucht ergriffen hatte, ohne den
Platz zu vertheidigen, verſammelte der Erzbiſchof Ma-
nuel Texeira, ein Sprößling eines der älteſten ſpani-
ſchen Häuſer, ohne ſein hohes Alter in Betracht zu zie-
hen, die geſammten Geiſtlichen und Mönche um ſich,
ſtellte ihnen die Nothwendigkeit vor, auf kurze Zeit den
heiligen Charakter, mit dem ſie bekleidet wären, zu un-
…gen und bewegte ſie, die Waffen zu ergreifen. Ver-
…laſſen vom Gouverneur, von den Soldaten und Ein-
…wohnern vertheidigten ſie ſich eine Zeitlang tapfer und
…zogen ſich endlich in eine benachbarte Stadt zurück. Hier
wurden ſie aus Soldaten, Ingenieurs, befeſtigten unter
…leitung des Erzbiſchofs den Platz, und machten dem Feinde
ſo viel zu ſchaffen, als wenn er die beſtdisciplinirten
Truppen vor ſich hätte.

Die Eroberung dieſer Stadt machte die Holländer zu Eigenthümern einer ungeheuern Beute, und zu Herren des beträchtlichſten und volkreichſten Bezirks Braſiliens; ſie ſetzte ſie auch in eine genugſam vortheilhafte Lage, um die ganze Colonie erobern zu können. Allein das ihr drohende Unglück ward durch den Heldenmuth des Erzbiſchofs abgewendet, der den Titel General-Capitän, wie er ſagte, auf Befehl des Himmels in der dringenden Noth des Landes angenommen hatte.

Man erfuhr kaum den Einfall der Holländer in Braſilien in Portugal, als ſich nicht nur in Liſſabon, ſondern auch durch das ganze Reich die größte Beſtürzung verbreitete. Was ſie noch erhöhete, war der Gedanke, daß das ſpaniſche Miniſterium dieſen Vorfall nicht ungern ſähe, da er die Macht und den Reichthum der portugieſiſchen Großen vermindern mußte, die den größten Theil ihrer Grundbeſitzungen in Braſilien hatten. Vielleicht hatte der damalige König von Spanien, Philipp IV., keine edleren Grundſätze; aber er fühlte, daß die Majeſtät des Thrones von ihm einige Anſtrengung fordere, zum Vortheile ſeiner jenſeits des Meeres wohnenden Unterthanen einige Hülfe zu ſchicken. In Gefolge dieſes ließ er Schreiben an den vornehmſten Adel Portugal's ergehen, in welchen er ihn zu großmüthigen Opfern für den gegenwärtigen unglücklichen Zuſtand der Colonien aufforderte. Die Reichen gaben Beiträge aus ihren Schätzen; Andere warben Truppen. Alle zeigten ſich bereit, perſönlich an der Expedition Theil zu nehmen. Kurz, die Portugieſen von jedem Stande zeigten einen

ſolchen Enthuſiasmus und eine ſolche Energie, daß ſie in drei Monaten eine Flotte von 126 Segeln in vollem Stande hatten. Aber Nachläſſigkeit, oder Politik von Seiten Spaniens, die Flotte des letztern ſtieß erſt im Februar 1606 mit der portugieſiſchen zuſammen, welche unter dem Befehle des Don Fadrique de Toledo=Oſorio, Marquis von Valdueſe, mit 13,000 Mann Truppen ab Norden abſegelte.

Die Holländer, die Herren von S. Salvador und der Umgegend waren, fiengen an, ſich nach allen Richtungen auszudehnen, wozu ſie theils ihre Verachtung der Portugieſen, theils ihre unerſättliche Gierde nach Beute veranlaßte. Aber der ehrwürdige Erzbiſchof ließ ihnen bald ihren Irrthum und ihre Unklugheit fühlen. An der Spitze von 1500 Mann vertilgte er nicht nur mehrere ihrer Streifcorps, ſondern nöthigte auch die Uebrigen ſich in die Stadt zu flüchten, wo er ſie einſchloß und in die größte Noth verſetzte.

So war der Zuſtand der Dinge, als die vereinigte ſpaniſche und portugieſiſche Flotte in die Allerheiligen Bai einlief. Don Manoel de Meneſes ließ ſogleich 4000 Mann ausſchiffen und vereinigte ſich mit dem Korps, das vor S. Salvador lag. Der holländiſche Gouverneur, entſchloſſen, ſich bis auf das Aeußerſte zu vertheidigen, ward von ſeiner, durch Strapazen und Hunger erſchöpften Beſatzung gezwungen, die Feſtung am 20. April zu übergeben. Nach dieſer Expedition kehrten die Befehlshaber der vereinigten Flotte

in der Vorausſetzung, daß die Holländer jetzt ihre Feindſeligkeiten gegen Braſilien erneuern würden, als die Franzoſen triumphirend nach Europa zurück.

Der Erfolg zeigte jedoch das Irrige dieſer Meinung. Der erbeutete Gewinn entſchädigte die Weſtindiſche Compagnie hinreichend für ihren Verluſt und flößte ihr die Begierde ein, fortan ähnliche Züge zu unternehmen. Ihre Schiffe kehrten in ihre Häfen, wie, als mit dem von Portugieſiſchen und Spaniſchen Schiffen erbeuteten Raube zurück. Das Meer war mit ihren Flotten bedeckt, welche dem Feinde nie wichen, ſondern jeden Feind mit einem Muthe und einer Gewandtheit angriffen, die ihnen unter allen Umſtänden den Sieg ſicherten. Während etwa 13 Jahren hatte dieſe Compagnie 800 Schiffe ausgerüſtet, welche ihr gegen 50 Millionen Thaler koſteten. Der Gewinn betrug auf die einzelne Aktie nie unter 20 und oft auf 50 bis 100. Dieſes unerhörte bloß dem Kriege zu verdankende Glück ſetzte die Holländiſche Weſtindiſche Compagnie in den Stand, zum zweiten Male einen Angriff auf Braſilien zu machen. Sie rüſtete ſonach eine Flotte von 46 Kriegsſchiffen, unter dem Commando des Admirals Lonk aus. Am Borde derſelben befand ſich ein anſehnliches Corps Landtruppen, unter dem Befehle des Generals Wardenburg. Im Februar 1630 langte die Flotte auf der Höhe von Fernambuco und Olinda, einer der größten und ſchönſten Städte Braſiliens an.

Am 15ten dieſes Monats marſchirte der General mit zwei Mann Landungstruppen nach der Stadt Olinde und fand ſie durch drei, mit zahlreichen Beſatzungen verſehene Forts gedeckt. Er griff ſie an und eroberte ſie nach einem lebhaften Widerſtande. Die Bewohner der Stadt ergaben ſich aus Schrecken über des Feindes Gluth, obgleich die bekehrten Urbewohner ſich wacker hielten und bei dieſer Gelegenheit, ſo wie bei allen übrigen, Muth und Treue, jeder Prüfung fähig zeigten.

Während der General Wardemberg dieſe Vortheile auf dem Lande erhielt, war der Admiral Lonk auf dem Meere nicht minder thätig und glücklich. Da die Portugieſen ihm keine beträchtliche Macht zur See entgegenſetzen konnten, unterwarf er ſich in kurzer Zeit die ſüdlich von Olinde liegende Küſte. Der Plan der Holländer war, ſich ſo in dieſem Lande niederzulaſſen, daß ſie ſich darin gegen die ganze Macht Portugal's halten könnten. Dem zu Folge befeſtigte Admiral Lonk alle Orte, die in ſeine Gewalt fielen und gab ihnen Beſatzung. Auf allen Fall wollte er ſich Meiſter von einer ſehr feſten Stellung machen, die ihm zur Ausführung ſeiner Abſicht unentbehrlich ſchien.

Die ganze Küſte Braſiliens wird von einer Kette flacher und dicht ſtehender Felſen begränzt, welche an manchen Orten die Breite von 30, an andern bis von 45 Fuß haben. Ohne die Klüfte und einige größere Oeffnungen, welche ſich in dieſer, von der Natur gebauten Mauer befinden, würde die Annäherung an die eigent-

lichen Küſte unmöglich ſeyn. Nördlich von Olinda iſt eine ſehr breite Durchfahrt, aber das Felſenriff findet man faſt vor der Stadt wieder. Bei der Fluth nur können die Einwohner in Schaluppen darüber kommen. Dieſe Gegend der Klippenkette nennen die Portugieſen: Reciffo, die Holländer: Recief, und die Franzoſen: Recif. An der Nordſpitze befindet ſich eine ſehr enge Durchfahrt, durch welche die Schiffe ſich der Küſte nähern. Zwiſchen der Felskette und dem Lande liegt eine, faſt eine Stunde lange Sandbank, mit dem Namen: Reciffo de Sable, (Sandriff). Auf derſelben hatten die Portugieſen ein gutes mit Geſchütz verſehenes Fort erbauet, von dem ſie glaubten, es ſey nicht zu erobern. Der holländiſche Admiral nahm es und machte durch die von ihm dort errichteten ſteinernen Befeſtigungswerke, dieſes Riff zum Hauptſitz ſeines Handels. In der Folge ward es einer der wichtigſten Orte Braſiliens.

Dieſer zweite Verſuch der Holländer gegen ihre Länder und die Eroberung der Capitanerie Fernambuco, beunruhigte den Hof von Spanien und Portugal, und er beſchloß ſich unmittelbar eine hinreichende Macht abzuſenden, nicht nur ſie zu entfernen, ſondern auch das Land vor jedem künftigen Einfalle zu ſchützen. Die wenige Anhänglichkeit der Portugieſen an den ſpaniſchen Hof, die Partheien und Unbeſtimmtheiten in ihren Berathſchlagungen verzögerten lange die Ausführung dieſes Plans. Dieſe Zeit der Unthätigkeit ihrer Feinde benutzten die Holländer zur Verſtärkung ihrer Befeſtigungen, zur Erweiterung

ihrer Eroberungen, und zur Veranſtaltung Alles deſſen, was zur Vertheidigung gehört.

Kaum war die holländiſche Flotte nach Europa zurück gekommen, als Admiral Pater nach America mit Verſtärkung geſchickt ward. Am 1. Mai kam er an den Küſten von Fernambuco an und fand die Stadt Olinde von einem zahlreichen Heere, unter Befehl des berühmten portugieſiſchen Generals: Albuquerque enge eingeſchloſſen. Wie aber die holländiſche Beſazzung die Schiffe vor Anker und einen Theil der Truppen am Lande erblickte, machte ſie einen ſo heftigen Ausfall, daß die Belagerer genöthigt wurden, ſich nach einem bedeutenden Verluſte zurückzuziehn. Dieſe gerade zu rechter Zeit angelangte Hülfe ſetzte die Holländer in den Stand, ihre Eroberungen vorzüglich gegen Süden hin auszudehnen. Schon wollten ſie San-Salvador zu Waſſer und Lande angreifen, als ſie Nachricht erhielten, eine ſpaniſch-portugieſiſche Flotte ſey auf der See, um Braſilien zu retten.

Dieſe Flotte beſtand aus etwa 30 Schiffen, unter Commando des Admirals d'Oquenda. Schwach, bei ihrer Abfahrt aus Europa, wurde ſie bei den Canariſchen Inſeln durch 15 und bei den Inſeln des grünen Vorgebirges abermals durch 9 Schiffe verſtärkt, ſo daß die ganze Flotte aus 54 großen Schiffen beſtand. Der holländiſche Admiral hatte nur 16 unter ſeinem Befehle. Dem ungeachtet war er den Feind zu bekämpfen entſchloſſen. Aber kaum waren beide Flotten einander im Geſicht, als zehn holländiſche Capitäns die Ungleichheit der Streit-

Schiffe bemerkend, die Flucht nehmen und den Admiral mit ſechs Schiffen allein ließen, um eine neun Mal ſtärkere Flotte zu bekämpfen. Dem ungeachtet dauerte die Schlacht lange und war blutig. Mehrere portugieſiſche Schiffe wurden in den Grund gebohrt. Aber endlich verſchwand der Prinz Wilhelm in den Wogen. Bald verurſachte ein Schuß in das Admiralſchiff S. Barbara, daß es in die Luft ſprang und der tapfere Pater das Leben verlor. Die vier noch übrigen holländiſchen Schiffe mußten flüchten, bewerkſtelligten aber dieſes mit ſolcher Geſchicklichkeit, daß ſie glücklich zu Olinde mit einem genommenen portugieſiſchen Schiffe ankamen.

Der beträchtliche Verluſt des portugieſiſchen Admirals — er hatte 13 Schiffe verloren, die theils genommen, theils in Grund geſunken waren — verhinderte ihn, etwas gegen Olinde zu unternehmen. Er begnügte ſich, der Armee Albuquerque's Verſtärkung zu geben und ſeine Schiffe auszubeſſern und ſegelte dann im October nach Liſſabon. Auf der Rückfahrt traf er auf vier gut bewaffnete holländiſche Schiffe, welche ihn, obwohl er 40 Segel unter ſeinem Befehl hatte, von denen die meiſten großen Schiffen angehörten, mit Kühnheit angriffen. In dieſer Schlacht verlor d'Oquendo ſeinen Vice-Admiral, den Capitän ſeines eigenen Schiffs, 22 andere Capitäne, drei Linienſchiffe, zwei Fregatten und 700 Mann. Endlich langte er mit den traurigen Ueberbleibſeln ſeiner Flotte in Liſſabon an. Ihm aber iſt dies Unglück nicht zu-

zuſchwächen. Die Miniſter zwangen ihn nämlich, trotz ſeiner dringenden Vorſtellungen mit halb ausgerüſteten Schiffen, denen auch die Hälfte der nöthigen Bemannung fehlte, abzuſegeln.

Um ſeinen Fehler zu verbeſſern, ließ die Regierung ſogleich eine andere Flotte ausrüſten, deren Commando dem Don Friedrich de Toledo, der als Seeofficier ſchon einen großen Ruf ſich erworben hatte, anvertrauet ward. Nichts konnte aber vor dem Frühjahre geſchehen. In dieſem ſegelte dieſer berühmte Admiral mit einer zahlreichen Flotte und einer hinlänglich geachteten Landmacht, um den Krieg zu beendigen und die Holländer aus Braſilien zu verjagen, aus Portugal ab. Aber auch er kehrte, ohne etwas Merkwürdiges gethan zu haben, nach Europa zurück.

Fünfter Abſchnitt.

Fernere von den Holländern erfochtene Vortheile über die Portugieſen und Spanier in Braſilien. — Graf Moritz von Naſſau wird zum Gouverneur von Braſilien ernannt. — Er wird zurückgerufen.

Die Holländer unterwarfen ſich während 7 Jahren, indem ſie die Langſamkeit und das unpolitiſche Verfahren ihrer Feinde benutzten, Fernambuc, Tamaraka, Paraiba und Rio-grande. Ihre Unternehmungen

hatten nicht nur in dieſer Gegend, ſondern auch in andern Punkten America's einen ſo ungemein glücklichen Erfolg, daß ſie vom Jahr 1624 — in welchem die holländiſch-weſtindiſche Compagnie geſtiftet wurd. — bis 1637 den Spaniern und Portugieſen an Silber und Waaren den Werth von 28 Millionen Thalern abnahmen und von 800 ihnen von Spanien entgegengeſetzten Schiffen 547 nahmen oder zerſtörten.

Stolz auf den Beſitz ſolcher Schätze, die ſtatt nach Liſſabon zu gehen, ſich in Amſterdam anhäuften, faßte die weſtindiſche Geſellſchaft den Entſchluß, die Eroberung des ganzen Braſiliens zu verſuchen und vertraute die Ausführung deſſelben dem Prinzen M o r i t z von N a ſ ſ a u, der mit dem Prinzen von Oranien nahe verwandt war und ſich ſchon in den Dienſten der vereinigten Staaten ausgezeichnet hatte. Dieſer erwartete voll edler Ungeduld nicht die Vollendung der beträchtlichen Rüſtung, welche ihn begleiten ſollte, ſondern fuhr mit 4 Schiffen und 350 Mann ab. Bei Madera ſchloß ſich A d r i a n v a n d e r D u ſ ſ e n an ihn und er langte am 23. Januar 1637 an dem Orte ſeiner Beſtimmung an. Kaum hatte er ſeine gut disciplinirten Truppen ausgeſchifft, welche Begierde zum Kampfe beſeelte und an deren Spitze erfahrene und tapfere Officiere ſtanden, ſo eröffnete er den Feldzug mit zwei Corps. Das Eine 300 Mann ſtark, ſollte die portugieſiſche Armee angreifen; das Andre von 600 Mann, war für verſchiedne Züge beſtimmt, um die Kräfte des Feindes zu theilen und zu beſchäftigen, deren be-

trächtlichſter Theil zu Porto-Cavallo unter dem Commando des Grafen von Banjola, eines tapfern und erfahrnen Offitiers ſich beiſammen fand. Gegen dieſen marſchierte Graf Moritz, ſchlug trotz der hartnäckigſten Gegenwehr die Portugieſen und erſtürmte die furchtbaren Verſchanzungen ihres Lagers. Der Graf von Banjola zog ſich nach dieſer Niederlage mit ſeinen übrigen Truppen unter die Kanonen der Citadelle von Povacaon zurück, verließ aber bei Annäherung der Holländer dieſe Stellung, worauf dieſe die Citadelle belagerten und die 600 Mann ſtarke Beſatzung zur Uebergabe zwangen.

Der holländiſche General nahm hierauf die Stadt Openeda am St. Franciscus-Fluß und ließ daſelbſt ein Fort erbauen. Ein zweites ward an der Mündung des Fluſſes angelegt, um die neuen Eroberungen beſſer vertheidigen zu können. Dann begab er ſich nach Olinde, wo er ſich mit der bürgerlichen und militäriſchen Organiſation des Gouvernements und der Ausrüſtung zweier Flotten beſchäftigte. Die Eine unter dem Befehle des Admirals Lichthart, hatte Befehl die ſüdliche Küſte Braſilien's anzugreifen, während die zweite unter Commodore Hanskins für einen höhern Zweck, nämlich die Einnahme eines feſten Poſtens auf der gegen über liegenden afrikaniſchen Küſte, beſtimmt war. Man beſchloß den Angriff des portugieſiſchen Forts St. George de la Mina, in deſſen Nähe die Holländer eine reiche Niederlaſſung hatten. Der Commodore Hanskins vereinigte ſich am 25. Julius 1637 mit den Truppen

des Gouverneurs derſelben und griff dieſes, für eines der feſteſten in dieſem Welttheile gehaltene, Fort an. Nach einer langen Belagerung mußte es ſich ergeben. Nach dieſem ruhmvollen Zuge begab ſich der Commodore wieder nach Olinde, wo ihn Graf Moriz mit einer dem wichtigen, von ihm geleiſteten Dienſte entſprechenden, Art aufnahm.

Der Feldzug von 1638 war nicht mi[...]
als vortheilhaft für die Holländer. Der [...]
jola hatte eine zahlreiche Armee verſam[...]
Capitanerie Segerippe be[...] zu[...]
Graf Moriz griff ihn an, [...] be[...]
der Hauptſtadt und unterw[...]
ſchaft der Holländer. Dieſe[...] Er[...]
die Urbewohner von Siara, [...] bl[...]
tanerien, ſich für die Hollände[...]
für Erlangung ihrer Freiheit ih[...]
tugieſen anzubieten. Eine ihn[...]
Truppenabtheilung half ihnen ba[...]
zirk zu unterwerfen.

Graf Moriz entſchloß ſich nu[...]
Hauptſtadt ganz Braſiliens gewiſſer[...]
Stadt St. Salvador an der Allerhe[...]
zugreifen. Daher ließ er alle disponib[...]
Olinde einſchiffen, und ankerte in gena[...]
der Hoffnung, durch die Geſchwindigkeit ſe[...]
rens die Portugieſen zu überfallen. Aber d[...]
Banjola, der ſeinen Plan kannte, warf [...]
mit einem kleinen Corps regulirter Truppen in [...]

obgleich deſſen Gouverneur ſein erklärter Feind war! Dieſer Schritt war den Holländern ſehr erfreulich, da ſie hofften, der Zwiſt zwiſchen dem Gouverneur und dem Grafen de Banjola würde ihnen die Eroberung der Stadt erleichtern. Aber ihre Erwartung ward durch die Mäßigung und Feſtigkeit des letztern betrogen; Obgleich der Gouverneur vielleicht den Platz nicht hätte retten [illegible] ſchien er doch dem Grafen de Banjola den [illegible] abtreten zu wollen; worauf ihm dieſer [illegible] Privatzwiſt führe dahin, einander perſönlich [illegible] zu ſchaden, für welche ſie kämpften; [illegible] gen aufrichtig und ein= [illegible] die du [illegible] tenen [illegible] ſo kön [illegible] Beide [illegible] Gouver [illegible]

daſſelbe zu begeben, inzwiſchen er ſelbſt einen Ausfall auf die Belagerer machen wollte. Dieſes kluge Manöver hatte die glücklichſten Folgen. Nach einem ſehr hartnäckigen Gefechte, wollten ſich die Holländer auf dieſem Wege zurückziehn, wurden aber im Rücken angefallen und verloren vier vornehme Officiere, ihren erſten Ingenieur und 300 ausgeſuchte Mann. Graf Moritz, der nun den behaupteten Poſten verlaſſen mußte, hob die Belagerung eiligſt auf.

Nach ſeiner Rückkehr von dieſem fehlgeſchlagenen Zuge, bemühte es ſich eifrig, Ordnung und genaue Disciplin in allen Zweigen ſeines Gouvernements zu verbreiten, ſorgte für Befeſtigung der Gränzplätze, muſterte ſelbſt die Truppen, welche er verſuchten Officieren untergab und verſchwendete alle Arten von Aufmunterungen an die Urbewohner, ſowohl an die, welche geneigt ſchienen, ſeine Plane zu unterſtützen, als an Jene, welche ein friedliches Leben unter holländiſchem Schutze vorzuziehn ſchienen. Durch dieſe und andere, nicht minder weiſe Maasregeln gelang es ihm einigermaßen, die Vortheile zu vernichten, welche der Feind aus ſeinem letzten Erfolge hätte ziehen können.

Inzwiſchen faßte der, von der wahren Lage der Dinge in Braſilien unterrichtete ſpaniſche Hof, den Entſchluß, um dieſen Kampf zu enden und die Holländer aus dieſem Lande ganz zu vertreiben, eine hinreichende Macht dahin zu ſenden. Zu dieſem Zwecke rüſtete er eine Flotte von 26 Galeonen mit doppelter Beſa-

zung und von 20 groſsen Linienſchiffen mit 5000 Mann regulären Truppen beſetzt, unter dem Befehle des Grafen de las Torres aus, welcher im Herbſt des Jahres 1639 abſegelte. Er erhielt groſse Verſtärkungen unterwegs. Während ihm aber Windſtillen an den Küſten Afrika's zurückhielten, riſſen anſteckende Seuchen unter ſeiner Mannſchaft ein und tödteten vor ſeiner Ankunft in der Allerheiligen-Bai an 300 Mann. Seine übrigen Truppen befanden ſich in einem ſo ſchlechten Zuſtande, daſs er jeden Angriff verſchieben muſste, bis ſie geſund und wieder ergänzt waren. Während dieſer Zeit erhielten die Holländer einige ſehnlich erwartete Hülfe aus Europa.

Im Anfange des Jahres 1640 begab ſich der Graf de las Torres mit einer Flotte von 93 Seegeln, welche 12,000 Mann am Bord hatte, in See. Graf Moritz erwartete ihn mit 41 Kriegsſchiffen, eine Meile von der Küſte von Olinda. Unter ſeinem Befehle ſtand der Admiral Loos, ein Mann von unerſchrockenem Muthe. Beide Flotten trafen ſich am 12. Januar bei der Inſel Tamaraka. Der Kampf fieng Nachmittags um Ein Uhr an und dauerte bis in die Nacht. Der Admiral Loos ward getödtet und mit ihm nur 3 Mann. Jacob Huyghens erhielt das Commando der Flotte, der den Tag darauf einen anſehnlichen Vortheil über die ſpaniſche Flotte erkämpfte. Am dritten Tage wiederholte er den Angriff mit noch gröſserem Erfolg an der Küſte von Paraiba. Der wichtigſte Sieg war dem vierten Tage vorbehalten. Die Portugieſiſchen

Schiffe wurden auf die Untiefen an der Küſte gejagt, wo eine große Menge der Mannſchaft ertrank und eine noch größere aus Hunger und Ermüdung umkam. Die Entronnenen wünſchten nach Europa zurückzukehren. Zu ihrem Unglück erhob ſich ein ſo ſtarkes Mißverſtändniß zwiſchen den Befehlshabern, daß ſie ſich trennten. Nur 2 Linienſchiffe und 4 Galeonen erreichten Spaniens Häven wieder, und dies nur mit Noth, da ſie Mühe genug hatten, einer nach Braſilien ſegelnden holländiſchen Flotte zu entkommen.

Inzwiſchen, da die Portugieſen wußten, daß Graf Moritz den größten Theil ſeiner Truppen eingeſchifft habe, benutzten ſie dieſe Gelegenheit, die holländiſchen Niederlaſſungen anzugreifen und es gelang ihnen auch, ſich mehrerer Orte zu bemächtigen. Aber Commodore Hanskins hemmte, an der Spitze eines Corps Coloniſten, ihre Fortſchritte. So war die Lage der Sachen, als ſehr zu rechter Zeit eine Verſtärkung aus Holland unter dem Befehle des Admirals Lichthart und des Commdore's Cornelius Tol anlangte. Erſterer hatte Befehl, ſich unmittelbar in die Allerheiligen-Bai zu verfügen, welches geſchah. Er landete und verwüſtete Alles mit Feuer und Schwerdt. Gleiche Grauſamkeit übte der Commodore Tol in der Umgegend des St. Lorenzfluſſes.

Nieuhoff giebt zwar dieſe von ſeinen Landsleuten verübten Grauſamkeiten zu, wirft aber den Portugieſen, vorzüglich denen, die unter Pedro de Cunha's

Befehlen ſtanden, ein gleiches Betragen vor und behauptet zu gleicher Zeit, daß der Vicekönig lange gezögert habe, einen Vertrag zu unterzeichnen, der die Art Krieg, in ſofern die Umſtände es nach den Grundſätzen der Menſchlichkeit geſtatten, nach einem gleichförmigen Plane zu führen beſtimmte, und daß nur wiederholte Anſuchungen von Seiten des Grafen Moritz vermochten, daß dieſer Vertrag wirklich abgeſchloſſen ward. — Andere Schriftſteller verſichern, daß der Vicekönig von Braſilien, Graf von Montalvan, ſogleich Abgeordnete an den Grafen Moritz ſchickte, um ihm dies ſchreckliche und grauſame Benehmen der oben erwähnten Befehlshaber zu ſchildern und zu verlangen, daß man den Krieg künftig ohne Wiederholung dieſer Niedermetzelungen und Zerſtörungen führen möchte und daß der Graf, der bei Ertheilung ſolcher Befehle nur den Inſtructionen der weſtindiſchen Compagnie gefolgt war, mit Begierde dieſe Gelegenheit ergriff, ſeinem eigenen Gefühle zu folgen und ſich erbot, Bevollmächtigte nach St. Salvador zu ſchicken, um einen vorläufigen Vertrag mit dem Vicekönige zu ſchließen. — Jetzt aber änderte eine, um dieſe Zeit eingetretene, Begebenheit in Europa die Anſicht der braſiliſchen Angelegenheiten.

Von jeher hatten die Portugieſen das ſpaniſche Joch, das ſie ſeit 1581 drückte, mit Ungeduld ertragen. Mit ihrer Freiheit ſchien ſie auch ihr Glück verlaſſen zu haben. Philipp der II., ein argliſtiger, geiziger und deſpotiſcher Monarch, wollte lieber über ein Volk von

Sclaven herrſchen, als deſſen Treue der Zuneigung und dem guten Willen verdanken und opferte faſt bei jeder Gelegenheit den Ruhm des portugieſiſchen Namens den beſchränkten Anſichten einer falſchverſtandnen Politik auf. Er beſaß inzwiſchen die Kunſt, ſeine wahren Abſichten unter dem ehrenvollſten Scheine zu verbergen. Sein Sohn aber, der eben ſo verderbliche Regierungsgrundſätze hatte, ließ den Portugieſen eine große, durch viele Opfer und viel Blut erkaufte Zahl von Eroberungen entreißen, welche für ſie eine Quelle des Ruhms, der Macht und des Reichthums geweſen waren. Der Nachfolger dieſes ſchwachen und werthloſen Monarchen taſtete mit noch weniger Urtheilskraft offenbar die Verwaltung, die Geſetze und die Privilegien Portugals an. Man ſagt: Olivarez habe ihm, in der Hoffnung eine Empörung zu bewirken, zu dieſem unpolitiſchen Verfahren gerathen, um über dieſes Volk die Rechte des Eroberers zu gewinnen.

Bald aber ſah er die Unrichtigkeit ſeiner Maaßregeln ein. Die wiederholten Beleidigungen, welche die Portugieſen von Spanien erdulden mußten, näherte ſie, die Spanien trennen wollte, einander. Eine ſeit drei Jahren mit unglaublicher Verſchwiegenheit und geheimnißvoller Stille organiſirte Verſchwörung brach plötzlich wüthend im December 1640 hervor. Philipp IV. wurde ſchimpflich aus Portugal entfernt und der Herzog von Braganza beſtieg unter dem Namen Johann IV., den Thron ſeiner Vorfahren. Das durch die Hauptſtadt gegebene Beiſpiel ward bald im übrigen Reiche

und in denen noch für glücklichere Zeiten erhaltenen Colonien in Aſien, Afrika und America nachgeahmt.

Kaum hatte der neue König den Thron beſtiegen, als er ſein Intereſſe an das der Engländer, Franzoſen und jedes Feindes Spaniens knüpfte. Am 23. Junius 1641 ſchloß er ein Schutz- und Trutz-Bündniß mit den vereinigten Staaten für Europa und einen zehnjährigen Waffenſtillſtand für die außereuropäiſchen Beſitzungen Portugals. Graf Moritz hatte vorausgeſehn, daß dieſes Ereigniß die natürliche Folge der in Portugal geſchehenen Veränderungen ſeyn würde und entſchloß ſich dieſe Gelegenheit zu benutzen, um die Capitanerie Segerippe, welche ihm die Portugieſen weggenommen hatten, ſo wie die Inſel Loanda an der Küſte von Kongo und die Inſel St. Thomas unter dem Aequator wegzunehmen, welches auch bewerkſtelligt ward. Hierauf ſandte er den Admiral Lichthart und den Commodore Hanskins mit 6 Linienſchiffen und eben ſo viel Fregatten zur Unterwerfung der Inſel Maragnon und der Stadt St. Louis, ab. Nach der Ausführung dieſer Maasregeln unterwarfen ſich die andern Diſtricte von ſelbſt, ſo daß gegen Ende des Jahres 1641 die Holländer 7 von den 14 Capitanerien Braſiliens beſaßen.

Da der größte Theil dieſer Eroberungen nach Abſchluß des Waffenſtillſtandes gemacht war, reichte der portugieſiſche Geſandte bei den vereinigten Staaten lebhafte Vorſtellungen über die Ungerechtigkeit eines ſol-

kräfte bemerkend, die Flucht nehmen und den Admiral mit ſechs Schiffen allein ließen, um eine neun Mal ſtärkere Flotte zu bekämpfen. Dem ungeachtet dauerte die Schlacht lange und war blutig. Mehrere portugieſiſche Schiffe wurden in den Grund gebohrt. Aber endlich verſchwand der Prinz Wilhelm in den Wogen. Bald verurſachte ein Schuß in das Admiralſchiff S. Barbara, daß es in die Luft ſprang und der tapfere Pater das Leben verlor. Die vier noch übrigen holländiſchen Schiffe mußten flüchten, bewerkſtelligten aber dieſes mit ſolcher Geſchicklichkeit, daß ſie glücklich zu Olinde mit einem genommenen portugieſiſchen Schiffe ankamen.

Der beträchtliche Verluſt des portugieſiſchen Admirals — er hatte 13 Schiffe verloren, die theils genommen, theils in Grund geſunken waren — verhinderte ihn, etwas gegen Olinde zu unternehmen. Er begnügte ſich, der Armee Albuquerques Verſtärkung zu geben und ſeine Schiffe auszubeſſern und ſegelte dann im October nach Liſſabon. Auf der Rückfahrt traf er auf vier gut bewaffnete holländiſche Schiffe, welche ihn, obwohl er 40 Segel unter ſeinem Befehl hatte, von denen die meiſten großen Schiffen angehörten, mit Kühnheit angriffen. In dieſer Schlacht verlor d'Oquendo ſeinen Vice-Admiral, den Capitän ſeines eigenen Schiffs, 22 andere Capitäne, drei Linienſchiffe, zwei Fregatten und 700 Mann. Endlich langte er mit den traurigen Ueberbleibſeln ſeiner Flotte in Liſſabon an. Ihm aber iſt dies Unglück nicht zu=

zuſchweifen. Die Miniſter zwangen ihn endlich, trotz ſeiner dringenden Vorſtellungen mit halb ausgerüſteten Schiffen, denen auch die Hälfte der nöthigen Bemannung fehlte, abzuſegeln.

Um ſeinen Fehler zu verbeſſern, ließ die Regierung ſogleich eine andere Flotte ausrüſten, deren Commando dem Don Friedrich de Toledo, der als Seefahrer ſchon einen großen Ruf ſich erworben hatte, anvertrauet ward. Nichts konnte aber vor dem Frühjahre geſchehen. In dieſem ſegelte dieſer berühmte Admiral mit einer zahlreichen Flotte und einer hinlänglich geachteten Landmacht, um den Krieg zu beendigen und die Holländer aus Braſilien zu verjagen, aus Portugal ab. Aber auch er kehrte, ohne etwas Merkwürdiges gethan zu haben, nach Europa zurück.

Fünfter Abſchnitt.

Fernere von den Holländern erfochtene Vortheile über die Portugieſen und Spanier in Braſilien. — Graf Moritz von Naſſau wird zum Gouverneur von Braſilien ernannt. — Er wird zurückgerufen.

Die Holländer unterwarfen ſich während 7 Jahren, indem ſie die Langſamkeit und das unpolitiſche Verfahren ihrer Feinde benutzten, Fernambuc, Tamarakka, Paraiba und Rio-grande. Ihre Unternehmungen

des Gouverneurs derſelben und griff dieſes, für eines der feſteſten in dieſem Welttheile gehaltene, Fort an. Nach einer langen Belagerung mußte es ſich ergeben. Nach dieſem ruhmvollen Zuge begab ſich der Commodore wieder nach Olinde, wo ihn Graf Moriz mit einer dem wichtigen, von ihm geleiſteten Dienſte entſprechenden Art aufnahm.

Der Feldzug von 1638 war nicht minder ehrenvoll als vortheilhaft für die Holländer. Der Graf de Banjola hatte eine zahlreiche Armee verſammelt, um die Capitanerie Segerippe del Rey zu vertheidigen. Graf Moriz griff ihn an, ſchlug ihn, bemächtigte ſich der Hauptſtadt und unterwarf dieſes Land der Herrſchaft der Holländer. Dieſer glänzende Erfolg bewog die Urbewohner von Siara, einer der nördlichen Capitanerien, ſich für die Holländer zu erklären und dieſen für Erlangung ihrer Freiheit ihre Hülfe gegen die Portugieſen anzubieten. Eine ihnen ſogleich zugeſchickte Truppenabtheilung half ihnen bald, ſich den ganzen Bezirk zu unterwerfen.

Graf Moriz entſchloß ſich nun, die damals als Hauptſtadt ganz Braſiliens gewiſſermaßen betrachtete Stadt St. Salvador an der Allerheiligen-Bai anzugreifen. Daher ließ er alle disponible Truppen zu Olinde einſchiffen, und ankerte in genannter Bai mit der Hoffnung, durch die Geſchwindigkeit ſeines Verfahrens die Portugieſen zu überfallen. Aber der Graf de Banjola, der ſeinen Plan kannte, warf ſich ſogleich mit einem kleinen Corps regulirter Truppen in den Platz,

obgleich deſſen Gouverneur ſein erklärter Feind war! Dieſer Schritt war den Holländern ſehr erfreulich, da ſie hofften, der Zwiſt zwiſchen dem Gouverneur und dem Grafen de Banjola würde ihnen die Eroberung der Stadt erleichtern. Aber ihre Erwartung ward durch die Mäßigung und Feſtigkeit des letztern betrogen. Obgleich der Gouverneur vielleicht den Platz nicht hätte retten können, ſchien er doch dem Grafen de Banjola den Oberbefehl nicht abtreten zu wollen; worauf ihm dieſer vorſtellte: „ihr Privatzwiſt führe dahin, einander „perſönlich und der Sache zu ſchaden, für welche ſie „kämpften; nähmen ſie hingegen aufrichtig und ein„ſtimmig die durch das öffentliche Wohl gebotenen „Maasregeln, ſo könnten ſie ſich den Grad von Ruhm „erwerben, den Beide zu gewinnen ſuchten.“ Auf dieſe verſtändige Aeußerung gab der Gouverneur eine Antwort, die der Nachwelt aufbewahrt zu werden verdient. „Mein Herr!“ ſagte er, „ich ſehe, daß Sie der Vernünf„tigere von uns Beiden ſind. Alſo wird Niemand „Ihre Befehle genauer befolgen, als ich!“

Graf Moritz fand wenig Widerſtand bei den Einwohnern der Fort's Albert und St. Bartholomäus, ſo wie des berühmten Schloſſes St. Philipp. Muthiger durch dieſen Erfolg ließ er zwei Batterien aufwerfen, um das Fort Roſa anzugreifen, welches auf einer Seite die Stadt und auf der andern ein Hornwerk deckte. Dazwiſchen lag ein mit kleinen Bäumen und Strauchwerk bedecktes Stück Land. Der Graf Banjola rieth dem Gouverneur, ſich mit 400 Mann auf

daſſelbe zu begeben, inzwiſchen er ſelbſt einen Ausfall auf die Belagerer machen wollte. Dieſes kluge Manöver hatte die glücklichſten Folgen. Nach einem ſehr hartnäckigen Gefechte wollten ſich die Holländer auf dieſem Wege zurückziehn, wurden aber im Rücken angefallen und verloren vier vornehme Officiere, ihren erſten Ingenieur und 300 ausgeſuchte Mann. Graf Moritz, der nun den behaupteten Poſten verlaſſen mußte, hob die Belagerung eiligſt auf.

Nach ſeiner Rückkehr von dieſem fehlgeſchlagenen Zuge, bemühte er ſich eifrig, Ordnung und genaue Disciplin in allen Zweigen ſeines Gouvernements zu verbreiten, ſorgte für Befeſtigung der Gränzplätze, muſterte ſelbſt die Truppen, welche er verſuchten Officieren untergab und verſchwendete alle Arten von Aufmunterungen an die Urbewohner, ſowohl an die, welche geneigt ſchienen, ſeine Plane zu unterſtützen, als an Jene, welche ein friedliches Leben unter holländiſchem Schutze vorzuziehn ſchienen. Durch dieſe und andere, nicht minder weiſe Maasregeln gelang es ihm einigermaßen, die Vortheile zu vernichten, welche der Feind aus ſeinem letzten Erfolge hätte ziehen können.

Inzwiſchen faßte der, von der wahren Lage der Dinge in Braſilien unterrichtete ſpaniſche Hof, den Entſchluß, um dieſen Kampf zu enden und die Holländer aus dieſem Lande ganz zu vertreiben, eine hinreichende Macht dahin zu ſenden. Zu dieſem Zwecke rüſtete er eine Flotte von 26 Galeonen mit doppelter Beſaz-

zung und von 20 groſsen Linienſchiffen mit 3000 Mann regulären Truppen beſetzt, unter dem Befehle des Grafen de las Torres aus, welcher im Herbſt des Jahres 1639 abſegelte. Er erhielt groſse Verſtärkungen unterwegs. Während ihm aber Windſtillen an den Küſten Afrika's zurückhielten, riſſen anſteckende Seuchen unter ſeiner Mannſchaft ein und tödteten vor ſeiner Ankunft in der Allerheiligen-Bai an 300 Mann. Seine übrigen Truppen befanden ſich in einem ſo ſchlechten Zuſtande, daſs er jeden Angriff verſchieben muſste, bis ſie geſund und wieder ergänzt waren. Während dieſer Zeit erhielten die Holländer einige, ſehnlich erwartete Hülfe aus Europa.

Im Anfange des Jahres 1640 begab ſich der Graf de las Torres mit einer Flotte von 93 Seegeln, welche 12,000 Mann am Bord hatte, in See. Graf Moritz erwartete ihn mit 41 Kriegsſchiffen, eine Meile von der Küſte von Olinda. Unter ſeinem Befehle ſtand der Admiral Loos, ein Mann von unerſchrockenem Muthe. Beide Flotten trafen ſich am 12. Januar bei der Inſel Tamaraka. Der Kampf ſieng Nachmittags um Ein Uhr an und dauerte bis in die Nacht. Der Admiral Loos ward getödtet und mit ihm nur 3 Mann. Jacob Huyghens erhielt das Commando der Flotte, der den Tag darauf einen anſehnlichen Vortheil über die ſpaniſche Flotte erkämpfte. Am dritten Tage wiederholte er den Angriff mit noch gröſserem Erfolg an der Küſte von Paraiba. Der wichtigſte Sieg war dem vierten Tage vorbehalten. Die Portugieſiſchen

Schiffe wurden auf die Untiefen an der Küste gejagt, wo eine große Menge der Mannschaft ertrank und eine noch größere aus Hunger und Ermüdung umkam. Die Entronnenen wünschten nach Europa zurückzukehren. Zu ihrem Unglück erhob sich ein so starkes Mißverständniß zwischen den Befehlshabern, daß sie sich trennten. Nur 2 Linienschiffe und 4 Galeonen erreichten Spaniens Häven wieder, und dies nur mit Noth, da sie Mühe genug hatten, einer nach Brasilien segelnden holländischen Flotte zu entkommen.

Inzwischen, da die Portugiesen wußten, daß Graf Moritz den größten Theil seiner Truppen eingeschifft habe, benutzten sie diese Gelegenheit, die holländischen Niederlassungen anzugreifen und es gelang ihnen auch, sich mehrerer Orte zu bemächtigen. Aber Commodore Hanskins hemmte, an der Spitze eines Corps Colonisten, ihre Fortschritte. So war die Lage der Sachen, als sehr zu rechter Zeit eine Verstärkung aus Holland unter dem Befehle des Admirals Lichthart und des Commodore's Cornelius Tol anlangte. Ersterer hatte Befehl, sich unmittelbar in die Allerheiligen-Bai zu verfügen, welches geschah. Er landete und verwüstete Alles mit Feuer und Schwerdt. Gleiche Grausamkeit übte der Commodore Tol in der Umgegend des St. Lorenzflusses.

Nienhoff giebt zwar diese von seinen Landsleuten verübten Grausamkeiten zu, wirft aber den Portugiesen, vorzüglich denen, die unter Pedro de Cunha's

Befehlen ſtanden, ein gleiches Betragen vor und behauptet zu gleicher Zeit, daß der Vicekönig lange gezögert habe, einen Vertrag zu unterzeichnen, der die Art Krieg, in ſofern die Umſtände es nach den Grundſätzen der Menſchlichkeit geſtatten, nach einem gleichförmigen Plane zu führen beſtimmte, und daß nur wiederholte Anſuchungen von Seiten des Grafen Moritz vermochten, daß dieſer Vertrag wirklich abgeſchloſſen ward. — Andere Schriftſteller verſichern: daß der Vicekönig von Braſilien, Graf von Montalvan, ſogleich Abgeordnete an den Grafen Moritz ſchickte, um ihm dies ſchreckliche und grauſame Benehmen der oben erwähnten Befehlshaber zu ſchildern und zu verlangen, daß man den Krieg künftig ohne Wiederholung dieſer Niedermetzelungen und Zerſtörungen führen möchte und daß der Graf, der bei Ertheilung ſolcher Befehle nur den Inſtructionen der weſtindiſchen Compagnie gefolgt war, mit Begierde dieſe Gelegenheit ergriff, ſeinem eigenen Gefühle zu folgen und ſich erbot, Bevollmächtigte nach St. Salvador zu ſchicken, um einen vorläufigen Vertrag mit dem Vicekönige zu ſchließen. — Jetzt aber änderte eine, um dieſe Zeit eingetretene, Begebenheit in Europa die Anſicht der braſiliſchen Angelegenheiten.

Von jeher hatten die Portugieſen das ſpaniſche Joch, das ſie ſeit 1581 drückte, mit Ungeduld ertragen. Mit ihrer Freiheit ſchien ſie auch ihr Glück verlaſſen zu haben. Philipp der II., ein argliſtiger, geiziger und deſpotiſcher Monarch, wollte lieber über ein Volk von

Sclaven herrſchen, als deſſen Treue der Zuneigung und dem guten Willen verdanken und opferte faſt bei jeder Gelegenheit den Ruhm des portugieſiſchen Namens den beſchränkten Anſichten einer falſchverſtandnen Politik auf. Er beſaß inzwiſchen die Kunſt, ſeine wahren Abſichten unter dem ehrenvollſten Scheine zu verbergen. Sein Sohn aber, der eben ſo verderbliche Regierungsgrundſätze hatte, ließ den Portugieſen eine große, durch viele Opfer und viel Blut erkaufte Zahl von Eroberungen entreißen, welche für ſie eine Quelle des Ruhms, der Macht und des Reichthums geweſen waren. Der Nachfolger dieſes ſchwachen und werthloſen Monarchen taſtete mit noch weniger Urtheilskraft offenbar die Verwaltung, die Geſetze und die Privilegien Portugals an. Man ſagt: Olivarez habe ihm, in der Hoffnung eine Empörung zu bewirken, zu dieſen unpolitiſchen Verfahren gerathen, um über dieſes Volk die Rechte des Eroberers zu gewinnen.

Bald aber ſah er die Unrichtigkeit ſeiner Maaßregeln ein. Die wiederholten Beleidigungen, welche die Portugieſen von Spanien erdulden mußten, näherte ſie, die Spanien trennen wollte, einander. Eine ſeit drei Jahren mit unglaublicher Verſchwiegenheit und geheimnißvoller Stille organiſirte Verſchwörung brach plötzlich wüthend im December 1640 hervor. Philipp IV. wurde ſchimpflich aus Portugal entfernt und der Herzog von Braganza beſtieg unter dem Namen Johann IV., den Thron ſeiner Vorfahren. Das durch die Hauptſtadt gegebene Beiſpiel ward bald im übrigen Reiche

und in denen noch für glücklichere Zeiten erhaltenen Colonien in Aſien, Afrika und America nachgeahmt.

Kaum hatte der neue König den Thron beſtiegen, als er ſein Intereſſe an das der Engländer, Franzoſen und jedes Feindes Spaniens knüpfte. Am 23. Junius 1641 ſchloß er ein Schutz- und Trutz-Bündniß mit den vereinigten Staaten für Europa und einen zehnjährigen Waffenſtillſtand für die außereuropäiſchen Beſitzungen Portugals. Graf Moritz hatte vorausgeſehn, daß dieſes Ereigniß die natürliche Folge der in Portugal geſchehenen Veränderungen ſeyn würde und entſchloß ſich dieſe Gelegenheit zu benutzen, um die Capitanerie Segerippe, welche ihm die Portugieſen weggenommen hatten, ſo wie die Inſel Loanda an der Küſte von Kongo und die Inſel St. Thomas unter dem Aequator wegzunehmen, welches auch bewerkſtelligt ward. Hierauf ſandte er den Admiral Lichthart und den Commodore Hanslins mit 6 Linienſchiffen und eben ſo viel Fregatten zur Unterwerfung der Inſel Maragnon und der Stadt St. Louis ab. Nach der Ausführung dieſer Maasregeln unterwarfen ſich die andern Diſtricte von ſelbſt, ſo daß gegen Ende des Jahres 1641 die Holländer 7 von den 14 Capitanerien Braſiliens beſaßen.

Da der größte Theil dieſer Eroberungen nach Abſchluß des Waffenſtillſtandes gemacht war, reichte der portugieſiſche Geſandte bei den vereinigten Staaten lebhafte Vorſtellungen über die Ungerechtigkeit eines ſei-

chen Verfahrens ein. Man wußte ſcheinbare Vorwände aufzuſtellen, um die Herausgabe einiger Orte zu verweigern und die Auslieferung der Uebrigen war in ſo unbeſtimmten Worten befohlen, daß die meiſten holländiſchen Befehlshaber in Braſilien ſich den Befehlen zu unterwerfen, verweigerten.

Dieſes wenig gerechte Verfahren vermehrte den Wunſch der Portugieſen, auf immer ihre Gegner aus Braſilien zu vertreiben. Sie bedienten ſich, um die Ausführung ihrer Abſichten zu beſchleunigen, der klügſten und feinſten Politik. Sie erhoben die Weisheit der holländiſchen Regierung und ſtellten ſich, als trauten ſie deren Verſprechungen und erkannten die Gründlichkeit der Entſchuldigungen, welche ſie vorbrachten, um ihre Verſprechungen nicht zu halten, völlig an. Durch den Anſchein der freundſchaftlichen Stimmung ihrer Nachbarn betrogen, glaubten weder Graf Moritz noch die Directoren der weſtindiſchen Compagnie etwas von Seiten der Braſilier oder der Portugieſen fürchten zu dürfen. Allein die Politik der Letztern trug weniger zu dem Falle ihres Feindes bei, als die kleinlichen, wenig gerechten Abſichten der Compagnie ſelbſt. Da ſie gut genug von der Feſtigkeit und Macht der holländiſchen Niederlaſſungen in Braſilien unterrichtet war, ſchickte ſie dem Grafen Moritz den Befehl zu: „er ſolle die zweckmäßigſten Maasregeln nehmen, um die Einkünfte der Geſellſchaft zu vermehren und beträchtliche Ladungen von Zucker und andern Landeserzeugniſſen zu überſchicken.“ Vorzüglich war er angewieſen, von Schuld-

nern der Compagnie nie kleine Abſchlagszahlungen anzunehmen, ſondern jederzeit die ganze Summe zu verlangen. — Der Graf machte der Compagnie Vorſtellungen über die ſchlimmen Folgen und das Unglück, welches aus der Vollziehung ihrer Befehle ſich ergeben müßten. Er bemerkte, daß das Land nach einem langen, verwüſtenden Kriege, nur erſt eine kurze Ruhe genoſſen habe; daß der größte Theil der Schuldner der Compagnie auf den Beſitzungen derſelben angeſiedelte Portugieſen wären, die bis dahin ſich ganz untadelhaft betragen hätten; daß man ſie alſo mit Güte behandeln und nicht auf das Aeußerſte bringen müßte. Allein die Compagnie war taub für dieſe Gründe. Sie kannte Braſiliens Reichthum und Hülfsmittel, und verblendet durch kaufmänniſchen Geiſt, konnte ſie nicht begreifen, warum nicht alle Erzeugniſſe dieſes Landes unmittelbar nach Holland eingeſchifft würden.

Aber nicht bloß von dieſer Seite mißfiel Graf Moritz den Directoren der Weſtindiſchen Compagnie. Auch folgender Umſtand trug dazu bei. Gegen dem Riefe über dehnt ſich in einer vortheilhaften Lage eine Inſel aus, auf der er eine Stadt erbauen und mit den Trümmern von Olinde befeſtigen ließ, welche er Moritzburg nannte und welche binnen kurzer Zeit ſo anwuchs, daß er ſie mittelſt einer ſteinernen Brücke mit dem Riefe verband, welches der Mittelpunkt des holländiſchen Handels geworden war. Dieſe, für das öffentliche Wohl und Sicherheit der Gelder der Compagnie unternommenen Verſchönerungen, würden von den Eigenthümern gar nicht angenehm befunden, weil

ſie über 280,000 Thaler gekoſtet hatten. Aber was oben genannte Directoren vollends mit Unwillen gegen ihn erfüllte, war der reiche Palaſt, den der Graf für ſich erbauete. Dieſes auf einer Höhe, von der man ſowohl über das Land, als über das Meer die weiteſte Ausſicht hat, erbauete Prachtgebäude war mit ſchön angelegten Gärten umgeben, wo Citronen-, Feigen- und andere Fruchtbäume wuchſen. Vor der Vorderſeite deſſelben erhoben ſich auf dem ſanften Abhange bis zu dem Ufer des Canals marmorne Feſtungswerke, die mit 10 Stücken Geſchütz beſetzt waren.

Außerdem beſaß der Graf in innerm Lande unfern dieſes Gebäudes ein mit ſchönen Gärten, fiſchreichen Teichen und ſtarken Mauern umgebenes Landhaus, ſo daß das Ganze zugleich zum Genuſſe des Lebens und zur Vertheidigung der Stadt diente, welche es von dieſer Seite deckte. Im Innern der Feſtungswerke befanden ſich Parks und Wieſen, welche verſtändiger Fleiß fähig gemacht hatte, alles zum Unterhalte der Beſatzung Nothwendige zu erzeugen und deren weiſe Vertheilung den Nutzen mit dem Angenehmen verband.

Auf dieſe Art, das heißt: zur Verſchönerung der Colonie verwandte Graf Moritz ſeine Schätze, die Frucht ſeiner Siege und Eroberungen. Ein Andrer mit minder hohem und edlem Geiſte hätte ſie für ſich behalten. Dieſes unintereſſirte, patriotiſche Betragen, welches ihm den Beifall und die Dankbarkeit ſeines Landes hätte erwerben ſollen, verurſachte, wie es ſcheint,

gerade die entgegengeſetzte Wirkung. Während er mit dieſen Arbeiten beſchäftigt war, faßte man den feſten Entſchluß, ihn zurückzurufen, als das einzige Mittel, aus dieſer Colonie ſolche Einkünfte zu beziehn, welche die gierige Habſucht der Geſellſchaft befriedigen könnten. In Befolgung dieſes Befehls ſegelte der Graf mit 13 Linienſchiffen und 3000 Mann zurück nach Europa und ließ nur 18 Compagnien zur Vertheidigung aller holländiſchen Beſitzungen in Braſilien. Er befolgte darin nur die erhaltenen Befehle und den ökonomiſchen Plan, den die Directoren der Compagnie fortan befolgen wollten.

Sechster Abſchnitt.

Unpolitiſches Betragen der holländiſch-weſtindiſchen Compagnie. — Ernennung dreier Bürger zu Nachfolgern des Grafen Moritz. — Verminderung des Militärs. — Beginn der Feindſeligkeiten durch die Portugieſen. — Kritiſche Lage der Holländer in Braſilien. — Endliche Vertreibung derſelben aus dieſem Lande.

1\. Nach der Zurückberufung des Grafen Moritz ward die Regierung der holländiſchen Beſitzungen in Braſilien dem Handelsmann Hamel aus Amſterdam, dem Goldſchmidt Badwis aus Haarlem und dem Zimmermeiſter Bulleſtraat von Middelburg anvertraut. Künftig ſollten alle Handels-Angelegenheiten der Entſcheidung dieſes Triumvirats unterworfen ſeyn.

Die Nachfolger des großen Mannes, der ein eben ſo wackerer Krieger, als gewandter Staatsmann und bisher Gouverneur der Colonie geweſen war, waren Männer von vorwurfsloſer Redlichkeit und von einem geraden, feſten Sinn, aber übrigens beſchränkt und in der Regierungskunſt ganz unerfahren. Unter ihrer Verwaltung nahmen die Geſchäfte eine Zeit lang eine andere Geſtalt an. Jeder Zweig des Handels ſchien neues Leben zu erhalten und im folgenden Jahre langte in Europa eine größere Menge Zucker und andrer Colonialwaaren an, als dies je vorher in derſelben Zeit der Fall geweſen war. Aber dieſer Strahl des Glücks war nur Täuſchung. Sie ſchickten ſogar die Erzeugniſſe der Ländereien nach Europa, deren Ertrag Graf Moritz beſtimmt hatte, die von ihm angelegten Vertheidigungswerke zu unterhalten, welche, da man dieſe Beſtimmung vergaß, täglich mehr zerfielen. Sie verkauften Waffen und Munition und ertheilten mit größter Gefälligkeit den Soldaten Päſſe, die in ihr Vaterland zurückzukehren wünſchten. Sie zwangen die unter ihnen ſtehenden Portugieſen, ſich auf ein Mal mit der Compagnie abzufinden, wodurch die Meiſten unter ihnen nicht mehr zahlen konnten. In andern Fällen forderten ſie von den Ackerbauern den ganzen Werth ihrer Erzeugniſſe, bis ſie ihre Abgaben bezahlt hätten. Dieſes ungeſchickte Betragen vernichtete die öffentliche Kraft und ließ in den Herzen der Portugieſen die Hoffnung keimen, das fremde Joch abwerfen zu können, welches nicht zu ertragen war. Letztern Befehl, der ſie alles Genuſſes ihrer Arbeit und

alles gewohnten Frohſinns beraubte, brachte ſie zu dem Entſchluſſe, Alles zu unternehmen, um ihre geſetzmäßigen Rechte wieder zu gewinnen.

An der Spitze dieſer Verſchwörung ſtand Juan Fernandez Viera, ein Portugieſe von unbekannter Abkunft, der vom Pagen einer Magiſtratsperſon in Olinde erſt Sachwalter und dann ein ſehr reicher Kaufmann ward. Seine unbeſtechbare Rechtſchaffenheit hatte ihm die allgemeine Achtung und der Adel ſeiner Denkungsart wahre und warme Freunde erworben.

Der 24. Junius 1645 war der durch Viera und ſeine Anhänger beſtimmte Tag, um ihren Plan mitten in der Stadt Fernambuco bei einem Feſte auszuführen, welches in Viera's Hauſe bei Gelegenheit ſeiner Vermählung mit einer der Töchter des Antonio Cavalcante, welcher einer der wärmſten Anhänger der Unternehmung war, gefeiert wurde. Zu dieſem Feſte waren die meiſten Officiere und die vornehmſten, im Dienſte der Compagnie ſtehenden Perſonen eingeladen und man hatte den Plan, ſich ihrer zu bemächtigen. Dann wollte man auf das Volk ſtürzen, ohne ihm Zeit zur Vertheidigung zu laſſen. Im Augenblick der Ausführung ward die Verſchwörung entdeckt. Aber die Beſtürzung der Holländer war ſo groß, daß Viera und ſeine Verbündeten ſich in die benachbarten Waldungen flüchten konnten, in denen ſie ſich in Corps formirten und die Waffen ergriffen.

Viera nahm den Titel als General und Obercommandant an. Sein Name, ſeine Tugenden, ſein Patriotismus, die Sache endlich, für die er die Waffen ergriffen hatte, verſammelten bald um ihn Braſilier, portugieſiſche Soldaten und ſelbſt Coloniſten. Unterſtützt vom Oberſten Diaz, dem Braſilier Cameros, welcher der Abgott ſeines Volkes war, einigen portugieſiſchen Truppen, und einer zahlreichen Menge Eingeborener, verlegte er ſein Hauptquartier nach Pojuy, einer Stadt, die zwiſchen dem Riffe und dem Vorgebirge S. Auguſtin liegt, ſo daß er die Feindſeligkeiten in der Mitte der holländiſchen Beſitzungen begonn.

Der holländiſche, durch die feindliche Unternehmung beunruhigte Rath, erließ eine Proclamation, die Allen, welche zu ihrer Pflicht zurückkehrten, Verzeihung mit Ausnahme des Viera, Cavalcante und Arayousa verſprach und übergab das Commando einiger ſchlecht organiſirten Truppen einem gewiſſen Huys, dem er den Titel General gab. Zugleich ſchickte er zwei Capitäne zum portugieſiſchen Vicekönig nach der Allerheiligen-Bai, um Vorſtellungen gegen dieſe Verletzung des Waffenſtillſtandes zu machen.

Der Vicekönig empfieng die Geſandten mit aller Höflichkeit, und allen ihrem Range und ihrer Eigenſchaft gebührenden Rückſichten und antwortete ihnen mit anſcheinender Freimüthigkeit, er ſey allerdings für das Betragen der Bewohner Braſiliens, die ſich unter

portugieſiſcher Herrſchaft befänden, verantwortlich und daß, wenn dieſe den Waffenſtillſtand gebrochen hätten, er den Holländern jede Genugthuung geben wolle, welche ſie billiger Weiſe fordern könnten; daß er aber, wenn auf dem holländiſchen Gebiete anſäſſige Portugieſen durch Unterdrückung oder aus einer andern Urſache die Waffen ergriffen hätten, ihr Betragen nicht zu verantworten habe. — Man verſichert, daß er unter der Hand die Urheber der Feindſeligkeiten ermuntert und bei dieſer Gelegenheit ſogar von dem Capitän Hoogſtraten, einem der Geſandten, heimlich das Verſprechen erhalten habe, den wichtigen Poſten von S. Auguſtin, deſſen Commandant er war, zu übergeben.

Während dieſer Unterhandlungen griff der General Huys den Oberſten Cameros an, ward von dieſem geſchlagen und verlor 100 Mann. Faſt um gleiche Zeit erſchien der Admiral Salvador Correa de Benavides an der Küſte mit einer furchtbaren Flotte. Sogleich bot ihm der Admiral Lichthart den Kampf an, ob er gleich nur fünf Kriegsſchiffe hatte. Der Admiral nahm ihn unter dem Vorwande nicht an, daß er keinen Befehl habe, gegen die Holländer feindlich zu verfahren, ſondern nur ein, für die Beſitzungen ſeines Souverains beſtimmtes Corps Truppen auszuſchiffen. Kaum waren dieſe am Lande, als ſie ihre Feindſeligkeiten in dem holländiſchen Gebiete zu verüben anfingen und ſich aller Orte, die auf ihrem Wege lagen, bemeiſterten. Der General Huys erhielt Befehl ſich zurückzuziehn, ward aber, da er die Rückkunft

eines Offiziers, den er beauftragt hatte, einige Sachen von Werth zu retten und einige Damen, an einen ſichern Ort zu geleiten, erwarten wollte, von den Portugieſen umringt und mit allen ſeinen Truppen gefangen genommen.

Jetzt erhielt Admiral Lichthart Befehl, die portugieſiſchen Schiffe, wo er ſie fände, anzugreifen und er gab bald einen neuen Beweis ſeines Muths und ſeiner Geſchicklichkeit. Er griff nämlich mit vier Schiffen, einer Fregatte und einem Boote die portugieſiſche, aus 17 Segeln beſtehende Flotte an, nahm 3 der größten Schiffe mit dem Admiral, verbrannte oder bohrte den größten Theil der übrigen zu Grunde und tödtete 700 Mann.

Die Nachricht von dieſem Siege ließ dem holländiſchen Rathe ſchon neue Hoffnung faſſen, als er die Nachricht erhielt, daß Hoogſträten den Poſten von S. Auguſtin dem Feinde übergeben habe. Mittelſt des, für ſeine Verrätherei empfangenen, Lohnes warb er ein Regiment von 650 Braſiliern, über welches ihn die Portugieſen zum Oberſten machten. An der Spitze dieſes Corps marſchirte er gegen ſeine Landsleute und zeigte viel Muth und Treue im Dienſte ſeiner neuen Herren.

In kurzer Zeit waren die weit ſtärkern Portugieſen Meiſter von allen Orten in Fernambuc und blokirten das Riff, den letzten Zufluchtsort der Holländer.

Sobald die Nachricht von dieſen Vorfällen nach Holland kam, bemühte ſich der portugieſiſche Geſandte den Unwillen, welche ſie erregten, durch die Verſiche-

rung zu ſtillen, daß ſein König, ſeinem Worte treu, keinen Theil daran habe. Deſſenungeachtet rüſtete die holländiſche Regierung eine Flotte von 52 Kriegsſchiffen, unter Commando des Admirals Blankert aus, der zum Admiral von Braſilien, Guinea und Angola ernannt ward. Ihn begleiteten die Oberſten Schuppen und Henderſon, die ſich viel Ruhm unter dem Commando des Grafen Moritz erworben hatten. Jetzt war der Bruch zwiſchen Holland und Portugal entſchieden.

Die Verzögerungen und die Unfälle, welche dieſe Flotte unterwegs erlitt, waren ſo bedeutend, daß bei ihrer Ankunft an dem Riffe, die in die äußerſte Noth verſetzte Beſatzung auf dem Punkte ſtand, ſich zu ergeben. Die auf dieſer Flotte herbeigeführten Verſtärkungen ſetzten inzwiſchen die Holländer in den Stand, den Krieg noch etwas zu verlängern und ſelbſt einige unbedeutende Vortheile zu erhalten.

Im Anfange des Jahres 1647 belagerten die Portugieſen von Neuem das Riff, auf welchem ſämmtliche holländiſche Truppen, 1800 Mann an der Zahl, zuſammengedrängt waren. Dieſe Hand voll Leute vertheidigte ſich tapfer. Als ſie aber endlich einen Ausfall wagte, um den Feind im freien Felde anzugreifen, unterlag ſie der Zahl der Feinde, wurde geſchlagen und verlor 1100 Mann, die meiſten Officiere und ſämmtliches Geſchütz mit Munition.

Die von den Portugieſen um dieſe Zeit gemachten Fortſchritte waren ſo ſchnell, daß dem Einfluß der Holländer auf Braſilien die Vernichtung drohete. Dieſe

Unglücksfälle bewirkten bei den Holländern allgemeine Muthloſigkeit, ſtatt ſie zu den größten Anſtrengungen zu veranlaſſen, und dieſe machte den Sturz der holländiſchen Macht in Braſilien unvermeidlich. Die Provinz Seeland rief den Admiral Blankert zurück, den die meiſten Officiere, welche unter ihm gedient hatten, begleiteten. Außer den bei ihrer Fahrt nach Braſilien ſchon gefühlten, trafen ſie gleiche Unfälle auch auf ihrer Rückkehr. Der Admiral und mehrere Officiere ſtarben vor ihrer Ankunft in Holland. Der Agent des Gouverneurs von Braſilien, Schuk, der mit der nämlichen Flotte in Holland ankam, machte ein ſo ſchreckliches Gemälde von der Lage des holländiſchen Braſiliens, daß ſich die Staaten zu größeren Anſtrengungen entſchloſſen, um eine ſo ſchätzbare Niederlaſſung zu behaupten. Sie gaben alſo Befehl zur Ausrüſtung von 50 Kriegsſchiffen, welche 6000 Mann Truppen an Bord nehmen ſollten. Das Commando dieſer Expedition wurde dem Admiral Witte Wittſen, der für einen der erfahrenſten Officiere in den holländiſchen Dienſten galt, anvertrauet. Man beſchloß, ihm eine Verſtärkung von 5 bis 6000 Mann nachzuſchicken. Gegen Ende des Jahres 1650 ſegelte der Admiral ab. Nach erlitttenen Stürmen langte er endlich an der Küſte von Fernambuc an, fand aber ſtatt einer Colonie nur ein Spital von Kranken, Verwundeten und Schwachen und ſtatt des Forts, das er vertheidigen ſollte, Kirchhöfe, wo die traurigen Ueberbleibſel der Braven, die ihm voran giengen und in der neuen Welt ihren Tod fanden, aufgehäuft lagen.

Dieſe ſchreckliche Lage der Colonie beſtimmte den Admiral, troz der Befehle, die ihm ertheilt waren, ohne Verzug zurückzukehren. Er ſpannte ſogleich die Segel wieder auf, und hinterließ die Colonie, wo möglich, in einem noch kläglicheren Zuſtande, als in welchem er ſie gefunden hatte. Wie er nach ſeiner Rückkehr den Staaten von ſeinem Verhalten Rechenſchaft geben mußte, fand er Mittel, ſich zu ihrer Zufriedenheit zu rechtfertigen.

Das Unglück fuhr fort, die Holländer zu verfolgen und gegen das Ende des Jahres 1653 ſchickte die portugieſiſche Regierung, die jezt den Viera öffentlich unterſtüzte, 16 große Kriegsſchiffe ab, um das Riff von der See aus anzugreifen. Die Beſatzung deſſelben ward bei der Erſcheinung der Schiffe ſo muthlos, daß ſie durchaus nicht kämpfen wollte. Im folgenden Jahre räumten die wenigen Holländer, die dem Hungertode und dem Schwerte des Feindes entgangen waren, vermöge einer am 28. Januar 1654 abgeſchloſſenen Capitulation Braſilien.

So verloren die Holländer durch übelverſtandne Sparſamkeit und durch eine Reihe unglücklicher und unvorhergeſehener Zufälle eine Eroberung, die unter einem edlern und großmüthigern politiſchen Syſtem eine der reichſten und blühendſten europäiſchen Colonien des neuen Continents hätte werden können.

Der Eindruck, den die Nachricht von dieſer traurigen Begebenheit in Holland machte, und die Wuth, mit der man Gerechtigkeit gegen den General Siegmund Schuppen forderte, der mehrere Jahre hindurch in Braſilien

das Obercommando hatte, und im Augenblick der Uebergabe des Riffs dessen Gouverneur war, überſteigt alle Beſchreibung. Um ihn und ſeine Officiere der Wuth eines zügelloſen Pöbels zu entziehn, fanden die Staaten für gut, ſie verhaften zu laſſen. In dieſer Noth forderte der General mit Nachdruck die Erlaubniß einer öffentlichen Vertheidigung und erhielt ſie. Jetzt zählte er mit ſo viel Deutlichkeit ſeine langen treu geleiſteten Dienſte, und ſeine glänzenden Thaten unter dem Oberbefehle des Grafen Moritz auf und entwarf ein ſo treues Gemälde des Mißgeſchicks und der Uebel, welche ſeine Gefährten und er in den letzten Zeiten erfahren hatten, daß die Zuhörer in Thränen ſchwammen und ſeine Richter ihn ehrenvoll frei ſprachen.

Wie der Graf Moritz das Gouvernement von Braſilien nach einem Aufenthalte von 8 Jahren verlaſſen hatte, beſtund es aus 7 Capitanerien, einer Hauptſtadt, 30 großen Städten, 45 regelmäßigen Feſtungen und hatte 90 Schiffe, 3000 M. regulirter Truppen, 20,000 Holländer, 60,000 Neger und ungefähr doppelt ſo viel Eingeborne; und nach der Verſchwendung mehrerer Millionen an Gelde und dem Verluſte mehrerer Tauſend Menſchen, kehrten im Jahr 1655 nur 6 bis 700, von allem Eigenthum entblößte Individuen nach Holland zurück.

Der Frieden, welcher kurz vor dieſer Epoche, zwiſchen England und den vereinigten Staaten geſchloſſen war, ſchien letztern die Freiheit zu laſſen, einen neuen

Verſuch zu machen, eine ſo wichtige Niederlaſſung wieder zu erobern. Aber die öffentliche Erwartung, welche ſich ſchon mit der Hoffnung dieſes Ereigniſſes ſchmeichelte, ward durch den Vertrag vom Jahr 1661 getäuſcht, der den Feindſeligkeiten ein Ende machte und Braſilien der Krone Portugal für 2 Millionen Thaler ſicherte, welche dieſes Gouvernement den vereinigten Staaten theils in Geld, theils in Waaren zu zahlen ſich verpflichtete.

Siebenter Abſchnitt.

Lage der Portugieſen nach Vertreibung der Holländer. — Niederlaſſung der Portugieſen am Amazonenſtrome. — Verſuch derſelben, ſich am la Plata-Strome anzuſiedeln. — Zwiſt deshalb mit Spanien.

Seit der Vertreibung der Holländer aus Braſilien, ſind die Portugieſen ruhige Beſitzer dieſes großen Landes geblieben. Der Vertrag, der ſie von der Gegenwart eines Feindes, der ſie ſo oft gedemüthigt hatte, befreite, war nicht ſobald vollzogen, als der Hof von Liſſabon auf Mittel dachte, die Ruhe deſſelben zu ſichern und die Reichthümer ſeiner Beſitzungen zu vermehren. Während nun das Mutterland dieſe Frage in ſeinen Rathsverſammlungen erörterte, dachten einige unternehmende Coloniſten darauf, ihre Grundbeſitzungen auszudehnen und machten deshalb gegen Süden eine Reiſe bis zum la Plata Strome, und gegen Norden bis zum Ma-

ranhoſt, den man gewöhnlich den Amazonen-Strom nennt. Nach manchen Schriftſtellern wird dieſer berühmte Fluß durch zahlloſe, von der öſtlichen Seite der Andes herabſtürzende Gewäſſer, welche ſich am Fuße derſelben in einer Ebene ſammeln, gebildet. Nach Andern aber entſpringt er aus dem See Lauricocha, einem großen, im Diſtricte Guanico, 18 Meilen öſtlich von Lima unter 11° ſ. B. liegenden, Waſſerbecken. Während ſeines 6 bis 700 Meilen langen Laufes nimmt er eine große Zahl, zum Theil ſehr beträchtlicher Flüſſe auf. In ihm liegen zahlloſe Inſeln, deren Cultur aber wegen öfterer Ueberſchwemmungen unthunlich iſt. In der Mündung, welche gerade unter dem Aequator liegt, iſt er 30 Meilen breit.

Vincenz Pinzon, einer der Gefährten Colombo's, entdeckte ſeine Mündung im Jahre 1500 und 48 Jahre nachher ſoll Gonzalez Pizarro ſeine Quelle entdeckt haben. Sein Lieutenant, Orellana ſchiffte ſich auf ihm ein und legte ſeinen ganzen Lauf zurück. Um ſich Bahn durch die Kanots der verſchiednen am Ufer wohnenden Stämme zu machen, welche einen Hagel von Pfeilen auf ihn regnen ließen, um ihm die fernere Fahrt abzuſchneiden, mußte er ſich der Waffen bedienen. Dieſe bartloſen Wilden ſchienen den getäuſchten Spaniern ein Volk von Kriegerinnen zu ſeyn und dieſer Irrthum gab dem Fluſſe den Namen der Amazonen. *)

*) Hier erwähnt der Verfaſſer die im Jahr 1650 ſtatt gefundene Fahrt des Spaniers Pedro d' Orſua den Amazo-

Orellana's Reiſe verbreitet ſehr wenig Licht und ihm folgte Niemand, um die von ihm erregte Neugierde zu befriedigen, als Pedro Tereira, der im Jahr 1638 aus der, einige Jahre zuvor am Ausfluſſe des Maranhon erbauten Stadt Belem, in Begleitung vieler Portugieſen und Urbewohner, die alle auf Kanots fuhren, den Strom ſo lange aufwärts reiſete, bis er an den Einfluß des Napo in denſelben kam und in dieſem ſeine Schifffahrt bis in die Gegend von Quito fortſetzte, wohin ſich die Reiſenden zu Lande begaben. Die damals zwiſchen den Spaniern und Portugieſen, ob ſie wohl unter einem Scepter ſtanden, herrſchende Feindſchaft verhinderte nicht, daß Tereira ſeinem hohen Ruhme und der Wichtigkeit der gelungenen Unternehmung gemäß empfangen worden wäre. Zwei gelehrte Jeſuiten, die Paters d' Acunha und Artieda, machten bald darauf dieſelbe Reiſe mit gleichem Glücke und beſtätigten ſowohl, als erweiterten Tereira's Beobachtungen.

Damals war die Verbindung zwiſchen den ſpaniſchen Colonien gefährlich und mit vielen Schwierigkeiten wegen der zahlreichen Seeräuber, welche alle Meere bedeckten und die Schifffahrt beſchränkten, verbunden. Eine Menge, mit den Schätzen von Peru

nenſtrom abwärts, um die Inſeln Trinidad und St. Martha, ſo wie die Küſten von Cumana und Carracas auszuplündern, welche aber für die Kunde dieſer Gegenden keine Ausbeute giebt.

und andern koſtbaren Waaren reichbeladene ſpaniſche Schiffe, wurden die Beute dieſer frechen Freibeuter (Flibuſtiers). In dieſer Lage der Dinge gab die, an den Madrider Hof gelangte, Nachricht von den gelungenen Verſuchen, den Amazonenſtrom zu befahren und kennen zu lernen, dieſem die Idee, auf demſelben mittelſt der in ihn fallenden ſchiffbaren Flüſſe alle Schätze Neu-Grenada's, Popayan's, Quito's, Peru's und ſelbſt Chili's transportiren zu laſſen. Hatten ſie die Mündung des Stromes erreicht, ſo ſollten die zu Para liegenden Galeonen dieſe Schätze aufnehmen und unter Bedeckung der braſiliſchen Flotte durch wenig von den furchtbaren Piraten beſuchte Meere, dem Mutterlande zubringen. Aber dies wichtige Project ſcheiterte durch die Revolution, welche das Haus von Braganza auf den portugieſiſchen Thron ſetzte. Jede von beiden Nationen war nun nur beſchäftigt, Niederlaſſungen an dem für ſie gelegenſten Theile des Fluſſes anzulegen.

Während ſpaniſche Miſſionare ſich bemühten, eine Niederlaſſung in dem, zwiſchen dem Napo und Maranhon liegenden Lande, bis zum Zuſammenfluſſe beider, zu gründen, waren die Jeſuiten gleichfalls beſchäftigt, denſelben Dienſt der portugieſiſchen Regierung zu erweiſen. Dieſe unermüdlichen, Arbeit, Strapatzen, Leiden aller Art nicht ſcheuenden Eiferer gründeten endlich die Niederlaſſung San Paulo, ſo wie eine große Menge Dörfer, die ſich 6 oder 7 Tagereiſen von San-Ignacio de Fevas, der letzten der ſpaniſchen Niederlaſſungen in der Nachbarſchaft des

Maranhon's erſtreckten. Hätte man freie Verbindung zwiſchen dieſen aufkeimenden Staaten geſtattet, ſo wären für jeden die größten Vortheile erwachſen; ſo hätten die ſpaniſchen Niederlaſſungen von ihren Nachbarn, den Portugieſen, die Artikel erhalten können, die ihnen das von ihnen durch die Kette der Cordilleren getrennte Quito nicht liefern konnte. Braſilien würde übrigens noch viel mehr Bedürfniſſe Fremder befriedigen können; wäre ein Abzug für den Ueberfluß der Lebensmittel, die man ſich in Peru nicht verſchaffen kann, vorhanden. Wenn Nationalhaß und Eiferſucht der Höfe zu Liſſabon und Madrid nicht das Verbot aller Verbindung zwiſchen den Niederlaſſungen beider Völker im neuen Continente gegeben hätte, ſo würden beide Länder durch den Tauſch der Waaren, welche auf dem Maranhon und dem Napo verführt würden, zu einem Grade von Wohlſtand und Glück gelangt ſeyn, den ſie auf keine andere Art erlangen können und der endlich den Mutterländern weſentliche Vortheile gebracht haben würde. Bald wäre eine Verbindung zwiſchen Menſchen geſchloſſen, die einander bedürfen, wenn der Monopol- und Kaufmannsgeiſt der Regierungen nicht den Geiſt des Haſſes und der Rache pflegte, welcher wechſelſeitigen Verluſt gebiert und ſich oft durch Blutvergießen endet.

Die Portugieſen beſuchten den la Plata-Strom kurz nach den Spaniern. Die Abſichten, die ſie bei dieſer Reiſe hatten, mögen geweſen ſeyn, welche ſie wollen, ſo erhellet doch deutlich, daß ſie vor dem Jahre

1553 auf keine Niederlaſſung hier dachten. In dieſem Jahre aber drangen ſie bis Buenos-Ayres vor und nahmen Beſitz von der nördlichen Küſte der ſpaniſchen Beſitzungen an dieſem Meere. Dieſes Benehmen erregte die Aufmerkſamkeit der ſpaniſchen Regierung nicht, bis der Liſſabonner Hof ſich im Jahr 1680 entſchloß, die Colonie St. Sacrament auf der äußerſten Gränze des von Spanien bisher, aber nicht mit Nachdruck, zurückgeforderten Landes, zu gründen. Dies gab Anlaß zu neuer Eiferſucht und Erbitterungen zwiſchen beiden rivaliſirenden Mächten. Es folgten heftige Wortſtreitigkeiten, die ſich mit Färbung des la Plata-Stromes durch Blut endigten.

Der Madrider Hof behauptete, die neue Colonie ſey an einem Orte angelegt, den ihm der Papſt zugetheilt habe. Dies läugneten die Portugieſen nicht, behaupteten aber, dieſer Landſtrich ſey ihnen durch ſpätere Verträge, namentlich durch den vom Jahre 1668 abgetreten. Nach verſchiedenen kriegeriſchen Auftritten, in denen die Feſtungswerke der Pflanzſtadt zerſtört und die Portugieſen vertrieben wurden, kam man 1681 überein, daß letztere wieder in den Beſitz des Ortes, aus dem ſie vertrieben waren, unter der Bedingung geſetzt werden ſollten: daß die Bewohner von Buenos Ayres Theil an Benutzung des ſtreitigen Landes nehmen dürften.

Während des Krieges, der im Anfange des vergangenen Jahrhunderts zwiſchen Spanien und Por-

tugal ausbrach, ward dieſer Vertrag vernichtet und die Portugieſen verloren im Jahr 1705 zum zweiten Male den Beſitz von St. Sacrament. Der Utrechter Frieden verſchaffte ſie ihnen wieder, zugleich das ausſchließende Eigenthum alles ſtreitigen Landes. Kaum hatten die Feindſeligkeiten zwiſchen Portugal und Spanien aufgehört, als die Bewohner von St. Sacrament und Buenos-Ayres aus Bedürfniß und wechſelſeitiger Uebereinkunſt einen ſtarken Contrebande-Handel mit einander trieben, an dem alle Bezirke Braſiliens und Peru's, ja ſelbſt Handelshäuſer in den Mutterländern Theil nahmen.

Die ſpaniſche Regierung, verdrüßlich die Reichthümer des neuen Continents durch andre, als die von ihr vorgezeichneten Canäle abfließen zu ſehen, und durch eine wenig aufgeklärte Staatskunſt geleitet, die alle ihre Maasregeln in Betreff ihrer ſüdamericaniſchen Beſitzungen beſtimmte, wandte alles Mögliche an, um dieſem ungeſetzmäßigen Handel Feſſeln anzulegen. Sie behauptete, daß die Portugieſen ſich den ſpaniſchen Beſitzungen nur bis auf Kanonenſchußweite von ihren eignen Mauern nähern dürften und befahl dem zu Folge an dem nördlichen Ufer des la Plataſluſſes von ſeiner Mündung bis zu St. Sacrament verſchiedne Viehheerden zu hegen. Die Dörfer Maldonado und Montevideo wurden gebauet und alle Maasregeln getroffen, um den Beſitz dieſer zweifelhaften Terrains zu behaupten.

Dieſes feindliche, unvorhergeſehene Benehmen von Seiten Spaniens entflammte die Zwietracht und die Erbitterung, welche durch die Handelsverbindungen mit den Portugieſen beinahe erſtickt und die in kurzer Zeit ganz erloſchen wären, wieder. Ein heimlicher Krieg, den die Agenten der beiden Regierungen veranlaßten, fand einige Zeit hindurch ſtatt und beide Völker waren im Begriffe, öffentlich mit einander zu brechen, als im Jahr 1750 ein Vertrag vorgeſchlagen ward, der ſo abgefaßt zu ſeyn ſchien, daß dadurch die Zwiſtigkeiten beider Monarchien geendet würden. Durch denſelben willigten die Portugieſen ein, die Colonie St. Sacrament und den dazu gehörigen Bezirk gegen die ſieben, von Spanien an der Oſtſeite des Uruguay errichteten, Miſſionen zu vertauſchen.

Man glaubte übrigens, in America einen ſtarken Widerſtand gegen den Vertrag zu finden. „Die Jeſuiten,“ ſagt Abt Raynal, “welche ſeit langen Zeiten „ſich einen geheimen Weg zur höchſten Gewalt bahnten, hätten ſich der Zerſtückelung eines Reiches, das „ſeine Exiſtenz ihren Bemühungen dankte, entgegenſetzen können. Fremd den großen Intereſſen der Staatskunſt hätten ſie ſich als verantwortlich für das Loos „eines gelehrigen Volks betrachten können, welches „ſich in ihre Arme werfend, ihnen die Sorge für „ſein künftiges Glück anvertraute. Uebrigens waren „dieſe Stämme nicht unterjocht und durch ihre Unterwerfung unter Spaniens Regierung hatte dieſe nicht „das Recht erhalten, ſie von ſeinen Beſitzungen zu ver-

„äuſſern. Ohne auf die unverjährbaren Rechte der Völ„ker Rückſicht zu nehmen, gebührte es ihnen allein „zu beſtimmen, was ſie für dienlich zu ihrem Glücke „hielten. Das bekannte und gegründete Schrecken, wel„ches ſie vor dem portugieſiſchen Joche hatten, konnte „ſie entweder aufklären, oder in die Irre führen.“ Man mag von dieſer Betrachtung urtheilen, was man will, daſs dieſe oder andere Bewegungsgründe auf die Bewohner der 7 abgetretenen Miſſionen wirkten, ſo iſt es gewiſs, daſs ſie die vereinigten Armeen Spaniens und Portugals, welche aus Europa kamen, um den Vertrag in Wirklichkeit zu ſetzen, mit gewaffneter Hand zurücktreiben wollten.

Unglücklicher Weiſe entſprach ihr Betragen und ihre Geſchicklichkeit, als Krieger, nicht ihrer Liebe zur Unabhängigkeit. Statt den Feind zu necken und ihm ſeinen Proviant, den er ſo weit her erhielt, abzuſchneiden, waren ſie ſo unvorſichtig, ihn im flachen Felde zu erwarten. Da ſie eine Niederlage mit groſsem Verluſte erlitten, ſahen ſie ihre Maasregeln zunichte gemacht und verlieſsen ihr Land, ohne je wieder einen ähnlichen Verſuch zu machen.

Im Gefolge dieſer Begebenheit glaubten die Spanier berechtigt zu ſeyn, von der Colonie St. Sacrament Beſitz zu nehmen. Aber die Portugieſen ſetzten ſich unter dem Vorwande entgegen: daſs, die Bewohner von Uruguay nur zerſtreut ſeyen und wahrſcheinlich ſich bemühen würden, ein Land wieder einzu-

nehmen, aus dem ſie durch Uebermacht vertrieben worden waren. — Dieſe Schwierigkeiten verhinderten die Vollziehung des Vertrags, der im Jahr 1761 gänzlich gebrochen wurde. Seitdem wurden dieſe Wüſten abermals der Schauplatz des Kriegs und des Mords, bis Portugal, der Hülfe ſeines mächtigſten Alliirten beraubt,*) gezwungen ward, Spaniens Geſetz anzunehmen. Durch die Verträge von 1777 und 1778 trat es auf immer die Colonie St. Sacrament ab und erhielt dafür das Territorium des St. Peter = Fluſſes, das ihm ſchon früher entriſſen war, wieder.

Achter Abſchnitt.

Politiſche Eintheilung Braſiliens. — Bürgerliche und kirchliche Regierung. — Sclavenhandel. — Gegenwärtiger Zuſtand der Urbewohner.

Braſilien iſt gegenwärtig in 14 Provinzen oder Capitanerien eingetheilt, deren Namen, von Norden nach Süden gerechnet, folgende ſind: Para, Maranhon, Siara, Rio = grande, Paraïba, Tamaraca, Fernambuc, Segeripe del Rey, Bahia (Bahia de todos los Santos, Allerheiligen = Bay),

*) Englands, während des nordamericaniſchen Freiheitskriegs.

Rio das Velhas, Porto-ſeguro, Eſpiritu-ſanto, Rio-de-Janeiro und San-Vincente.*)

Jede dieſer Provinzen ſteht unter einem beſondern Gouverneur. Es ſcheint natürlich zu ſeyn, daß dieſe Gouverneurs ſich den allgemeinen, vom Vicekönige gegebenen Verordnungen fügen müßten, welches aber nicht der Fall iſt. Sie ſind ganz unabhängig von ſeinem Anſehn, weil ſie ihre Verhaltungsbefehle direct

*) Braſilien iſt in große und kleine Gouvernements getheilt. Die Gouverneurs der Erſteren führen den Titel: Gouverneur und General-Capitän; die der Letztern bloß den Titel: Gouverneur. Obgleich dieſe unmittelbar mit dem Hofe correſpondiren und ihre Berichte an den Miniſter und Staats-ſecretär der Colonieen und des Seeweſens machen, ſind ſie doch den Erſtern in vielen Hinſichten untergeordnet. Folgendes iſt das richtige Verzeichniß der großen und der zu ihnen gehörenden kleinen Gouvernements.

1) Rio-Janeiro. Vor Ankunft des portugieſiſchen Hofs hierſelbſt führte der Gouverneur den Titel: Vicekönig und General-Capitän zu Lande und Waſſer. Hierzu gehört als kleines Gouvernement: die Inſel St. Catarina.

2) Bahia mit den kleinen Gouvernemts: Eſpirito-ſanto und Segeripe Del Rey.

3) Fernambuco mit dem kleinen Gouvernements: Ceara und Paraiba. Dieſe ſtehen in Civil- und Militär-Angelegenheiten ſeit einigen Jahren nicht mehr unter Fernambuco.

4) Para, mit dem kleinen Gouvernements: Rionegro, Macapa und Rio-grande do Norte.

und andern koſtbaren Waaren reichbeladene ſpaniſche Schiffe, wurden die Beute dieſer frechen Freibeuter (Flibuſtiere). In dieſer Lage der Dinge gab die, an den Madrider Hof gelangte, Nachricht von den gelungenen Verſuchen, den Amazonenſtrom zu befahren und kennen zu lernen, dieſem die Idee, auf demſelben mittelſt der in ihn fallenden ſchiffbaren Flüſſe alle Schätze Neu-Grenada's, Popayan's, Quito's, Peru's und ſelbſt Chili's transportiren zu laſſen. Hatten ſie die Mündung des Stromes erreicht, ſo ſollten die zu Para liegenden Galeonen dieſe Schätze aufnehmen und unter Bedeckung der braſiliſchen Flotte durch wenig von den furchtbaren Piraten beſuchte Meere, dem Mutterlande zubringen. Aber dies wichtige Project ſcheiterte durch die Revolution, welche das Haus von Braganza auf den portugieſiſchen Thron ſetzte. Jede von beiden Nationen war nun nur beſchäftigt, Niederlaſſungen an dem für ſie gelegenſten Theile des Fluſſes anzulegen.

Während ſpaniſche Miſſionare ſich bemühten, eine Niederlaſſung in dem, zwiſchen dem Napo und Maranhon liegenden Lande, bis zum Zuſammenfluſſe beider, zu gründen, waren die Jeſuiten gleichfalls beſchäftigt, denſelben Dienſt der portugieſiſchen Regierung zu erweiſen. Dieſe unermüdlichen, Arbeit, Strapatzen, Leiden aller Art nicht ſcheuenden Eiferer gründeten endlich die Niederlaſſung San Paulo, ſo wie eine große Menge Dörfer, die ſich 6 oder 7 Tagereiſen von San-Ignacio de Fevas, der letzten der ſpaniſchen Niederlaſſungen in der Nachbarſchaft des

Maranhon's erſtreckten. Hätte man freie Verbindung zwiſchen dieſen aufkeimenden Staaten geſtattet, ſo wären für jeden die größten Vortheile erwachſen; ſo hätten die ſpaniſchen Niederlaſſungen von ihren Nachbarn, den Portugieſen, die Artikel erhalten können, die ihnen das von ihnen durch die Kette der Cordilleren getrennte Quito nicht liefern konnte. Braſilien würde übrigens noch viel mehr Bedürfniſſe Fremder befriedigen können, wäre ein Abzug für den Ueberfluß der Lebensmittel, die man ſich in Peru nicht verſchaffen kann, vorhanden. Wenn Nationalhaß und Eiferſucht der Höfe zu Liſſabon und Madrid nicht das Verbot aller Verbindung zwiſchen den Niederlaſſungen beider Völker im neuen Continente gegeben hätte, ſo würden beide Länder durch den Tauſch der Waaren, welche auf dem Maranhon und dem Napo verführt würden, zu einem Grade von Wohlſtand und Glück gelangt ſeyn, den ſie auf keine andere Art erlangen können und der endlich den Mutterländern weſentliche Vortheile gebracht haben würde. Bald wäre eine Verbindung zwiſchen Menſchen geſchloſſen, die einander bedürfen, wenn der Monopol- und Kaufmannsgeiſt der Regierungen nicht den Geiſt des Haſſes und der Rache pflegte, welcher wechſelſeitigen Verluſt gebiert, und ſich oft durch Blutvergießen endet.

Die Portugieſen beſuchten den la Plata-Strom kurz nach den Spaniern. Die Abſichten, die ſie bei dieſer Reiſe hatten, mögen geweſen ſeyn, welche ſie wollen, ſo erhellet doch deutlich, daß ſie vor dem Jahre

1553 auf keine Niederlaſſung hier dachten. In dieſem Jahre aber drangen ſie bis Buenos-Ayres vor und nahmen Beſitz von der nördlichen Küſte der ſpaniſchen Beſitzungen an dieſem Meere. Dieſes Benehmen erregte die Aufmerkſamkeit der ſpaniſchen Regierung nicht, bis der Liſſabonner Hof ſich im Jahr 1680 entſchloß, die Colonie St. Sacrament auf der äußerſten Gränze des von Spanien bisher, aber nicht mit Nachdruck, zurückgefoderten Landes, zu gründen. Dies gab Anlaß zu neuer Eiferſucht und Erbitterungen zwiſchen beiden rivaliſirenden Mächten. Es folgten heftige Wortſtreitigkeiten, die ſich mit Färbung des la Plata-Stromes durch Blut endigten.

Der Madrider Hof behauptete, die neue Colonie ſey an einem Orte angelegt, den ihm der Papſt zugetheilt habe. Dies läugneten die Portugieſen nicht, behaupteten aber, dieſer Landſtrich ſey ihnen durch ſpätere Verträge, namentlich durch den vom Jahre 1668 abgetreten. Nach verſchiedenen kriegeriſchen Auftritten, in denen die Feſtungswerke der Pflanzſtadt zerſtört und die Portugieſen vertrieben wurden, kam man 1681 überein, daß letztere wieder in den Beſitz des Ortes, aus dem ſie vertrieben waren, unter der Bedingung geſetzt werden ſollten: daß die Bewohner von Buenos Ayres Theil an Benutzung des ſtreitigen Landes nehmen durften.

Während des Krieges, der im Anfange des vergangenen Jahrhunderts zwiſchen Spanien und Por-

tugal ausbrach, ward dieſer Vertrag vernichtet und die Portugieſen verloren im Jahr 1705 zum zweiten Male den Beſitz von St. Sacrament. Der Utrechter Frieden verſchaffte ſie ihnen wieder, zugleich das ausſchließende Eigenthum alles ſtreitigen Landes. Kaum hatten die Feindſeligkeiten zwiſchen Portugal und Spanien aufgehört, als die Bewohner von St. Sacrament und Buenos-Ayres aus Bedürfniß und wechſelſeitiger Uebereinkunft einen ſtarken Contrebande-Handel mit einander trieben, an dem alle Bezirke Braſiliens und Peru's, ja ſelbſt Handelshäuſer in den Mutterländern Theil nahmen.

Die ſpaniſche Regierung, verdrüßlich die Reichthümer des neuen Continents durch andre, als die von ihr vorgezeichneten Canäle abfließen zu ſehen, und durch eine wenig aufgeklärte Staatskunſt geleitet, die alle ihre Maasregeln in Betreff ihrer ſüdamericaniſchen Beſitzungen beſtimmte, wandte alles Mögliche an, um dieſem ungeſetzmäßigen Handel Feſſeln anzulegen. Sie behauptete, daß die Portugieſen ſich den ſpaniſchen Beſitzungen nur bis auf Kanonenſchußweite von ihren eignen Mauern nähern dürften und befahl dem zu Folge an dem nördlichen Ufer des la Plataſluſſes von ſeiner Mündung bis zu St. Sacrament verſchiedne Viehheerden zu hegen. Die Dörfer Maldonado und Montevideo wurden gebauet und alle Maasregeln getroffen, um den Beſitz dieſer zweifelhaften Terrains zu behaupten.

Dieſes feindliche, unvorhergeſehene Benehmen von Seiten Spaniens entflammte die Zwietracht und die Erbitterung, welche durch die Handelsverbindungen mit den Portugieſen beinahe erſtickt und die in kurzer Zeit ganz erloſchen wären, wieder. Ein heimlicher Krieg, den die Agenten der beiden Regierungen veranlaßten, fand einige Zeit hindurch ſtatt und beide Völker waren im Begriffe, öffentlich mit einander zu brechen, als im Jahr 1750 ein Vertrag vorgeſchlagen ward, der ſo abgefaßt zu ſeyn ſchien, daß dadurch die Zwiſtigkeiten beider Monarchien geendet würden. Durch denſelben willigten die Portugieſen ein, die Colonie St. Sacrament und den dazu gehörigen Bezirk gegen die ſieben, von Spanien an der Oſtſeite des Uruguay errichteten, Miſſionen zu vertauſchen.

Man glaubte übrigens, in America einen ſtarken Widerſtand gegen den Vertrag zu finden. „Die Jeſuiten,“ ſagt Abt Raynal, „welche ſeit langen Zeiten „ſich einen geheimen Weg zur höchſten Gewalt bahn„ten, hätten ſich der Zerſtückelung eines Reiches, das „ſeine Exiſtenz ihren Bemühungen dankte, entgegenſe„tzen können. Fremd den großen Intereſſen der Staats„kunſt hätten ſie ſich als verantwortlich für das Loos „eines gelehrigen Volks betrachten können, welches „ſich in ihre Arme werfend, ihnen die Sorge für „ſein künftiges Glück anvertraute. Uebrigens waren „dieſe Stämme nicht unterjocht und durch ihre Unter„werfung unter Spaniens Regierung hatte dieſe nicht „das Recht erhalten, ſie von ſeinen Beſitzungen zu ver-

„äußern. Ohne auf die unverjährbaren Rechte der Völ„ker Rückſicht zu nehmen, gebührte es ihnen allein „zu beſtimmen, was ſie für dienlich zu ihrem Glücke „hielten. Das bekannte und gegründete Schrecken, wel„ches ſie vor dem portugieſiſchen Joche hatten, konnte „ſie entweder aufklären, oder in die Irre führen.“ Man mag von dieſer Betrachtung urtheilen, was man will, daß dieſe oder andere Bewegungsgründe auf die Bewohner der 7 abgetretenen Miſſionen wirkten, ſo iſt es gewiß, daß ſie die vereinigten Armeen Spaniens und Portugals, welche aus Europa kamen, um den Vertrag in Wirklichkeit zu ſetzen, mit gewaffneter Hand zurücktreiben wollten.

Unglücklicher Weiſe entſprach ihr Betragen und ihre Geſchicklichkeit, als Krieger, nicht ihrer Liebe zur Unabhängigkeit. Statt den Feind zu necken und ihm ſeinen Proviant, den er ſo weit her erhielt, abzuſchneiden, waren ſie ſo unvorſichtig, ihn im flachen Felde zu erwarten. Da ſie eine Niederlage mit großem Verluſte erlitten, ſahen ſie ihre Maasregeln zunichte gemacht und verließen ihr Land, ohne je wieder einen ähnlichen Verſuch zu machen.

Im Gefolge dieſer Begebenheit glaubten die Spanier berechtigt zu ſeyn, von der Colonie St. Sacrament Beſitz zu nehmen. Aber die Portugieſen ſetzten ſich unter dem Vorwande entgegen: daß, die Bewohner von Uruguay nur zerſtreut ſeyen und wahrſcheinlich ſich bemühen würden, ein Land wieder einzu-

nehmen, aus dem ſie durch Uebermacht vertrieben worden wären. — Dieſe Schwierigkeiten verhinderten die Vollziehung des Vertrags, der im Jahr 1761 gänzlich gebrochen wurde. Seitdem wurden dieſe Wüſten abermals der Schauplatz des Kriegs und des Mords, bis Portugal, der Hülfe ſeines mächtigſten Alliirten beraubt,*) gezwungen ward, Spaniens Geſetz anzunehmen. Durch die Verträge von 1777 und 1778 trat es auf immer die Colonie St. Sacrament ab und erhielt dafür das Territorium des St. Peter = Fluſſes, das ihm ſchon früher entriſſen war, wieder.

Achter Abſchnitt.

Politiſche Eintheilung Braſiliens. — Bürgerliche und kirchliche Regierung. — Sclavenhandel. — Gegenwärtiger Zuſtand der Urbewohner.

Braſilien iſt gegenwärtig in 14 Provinzen oder Capitanerien eingetheilt, deren Namen, von Norden nach Süden gerechnet, folgende ſind: Para, Maranhon, Siara, Rio = grande, Paraïba, Tamaraca, Fernambuc, Segeripe del Rey, Bahia (Bahia de todos los Santos, Allerheiligen = Bay),

*) Englands, während des nordamericaniſchen Freiheitskrieges.

Rio das Velhas, Porto-ſeguro, Spiritu-ſanto, Rio-de-Janeiro und San-Vincente.*)

Jede dieſer Provinzen ſteht unter einem beſondern Gouverneur. Es ſcheint natürlich zu ſeyn, daß dieſe Gouverneurs ſich den allgemeinen, vom Vicekönige gegebenen Verordnungen fügen müßten, welches aber nicht der Fall iſt. Sie ſind ganz unabhängig von ſeinem Anſehn, weil ſie ihre Verhaltungsbefehle direct

*) Braſilien iſt in große und kleine Gouvernements getheilt. Die Gouverneurs der Erſteren führen den Titel: Gouverneur und General-Capitän; die der Letztern bloß den Titel: Gouverneur. Obgleich dieſe unmittelbar mit dem Hofe correſpondiren und ihre Berichte an den Miniſter und Staatsſecretär der Colonieen und des Seeweſens machen, ſind ſie doch den Erſtern in vielen Hinſichten untergeordnet. Folgendes iſt das richtige Verzeichniß der großen und der zu ihnen gehörenden kleinen Gouvernements.

1) Rio-Janeiro. Vor Ankunft des portugieſiſchen Hofs hierſelbſt führte der Gouverneur den Titel: Vicekönig und General-Capitän zu Lande und Waſſer. Hierzu gehört als kleines Gouvernement: die Inſel St. Catarina.

2) Bahia mit den kleinen Gouvernemts: Espirito-ſanto und Sergipe del Rey.

3) Fernambuco mit dem kleinen Gouvernements: Ceara und Paraiba. Dieſe ſtehen in Civil- und Militär-Angelegenheiten ſeit einigen Jahren nicht mehr unter Fernambuco.

4) Para, mit dem kleinen Gouvernements: Rionegro, Macapa und Rio-grande do Norte.

von der portugieſiſchen Regierung erhalten und nach Liſſabon den Bericht von Allem, was in ihrem Gouvernement vorgefallen iſt, erſtatten müſſen. Sie ſind auf 3 Jahre ernannt, aber ihre Anſtellung wird gewöhnlich verlängert. Das Geſetz verbietet ihnen, eine Frau aus den ihrer Gerichtsbarkeit unterworfenen Orten zu heirathen, ſich auf irgend eine Art Handel einzulaſſen und irgend ein Geſchenk oder ſonſtige Vortheile für Erfüllung der Geſchäfte ihres Amtes zu nehmen, welche Verordnungen ſeit mehrern Jahren ſtrenge erfüllt worden ſind.

Die Individuen, welche freiwillig ihre Stelle niederlegen oder von der Regierung zurückgerufen werden,

5) Maranhao, mit dem kleinen Gouvernement: Piauhy.

6) Minas-Geraes.

7) Matto-Groſſo.

8) Goyazes.

9) San-Paulo.

10) Rio-grande de San Pedro ſeit dem Februar 1807. Die Gouvernements Tamaraca, Rio das Velhas, Porto Seguro und San-Vincente exiſtiren nicht, ſondern ſind Bezirke der verſchiednen Gouvernements, die nie einen eignen Gouverneur gehabt haben.

M. d'A.

ſind gehalten, vor vom Mutterlande ernannten Commiſſären Rechnung von ihrem geführten Amte abzulegen. Jeder Bürger hat dann ohne Unterſchied des Ranges das Recht, ſie anzuklagen.*) Stirbt ein Gouverneur während ſeines Amts, ſo treten der Biſchof, der commandirende Officier und die erſte Magiſtratsperſon an ſeine Stelle bis zur Ankunft ſeines Nachfolgers.

*) Man ernennt nur Commiſſäre zur Prüfung des Betragens eines Gouverneurs, wenn er vor Ablauf der drei Jahre, die ſein Amt in der Regel dauert, von ſeinem Poſten abgerufen wird, welches ſelten der Fall iſt, wenn nicht ſchwere Klagen von dem Volke gegen ihn erhoben worden ſind. Dies iſt auch der Fall mit den vom Könige ernannten Magiſtratsperſonen, wie den Juizes de fora, Provedores, Ouvidores und Intendentes, welche ſämmtlich auch für drei Jahre ernannt ſind, aber oft, wie die Gouverneurs, länger in ihren Stellen bleiben. Wenn aber dieſe Magiſtratsperſonen durch Andere erſetzt werden, ſo ernennt der Gouverneur, unter dem ſie ſtehen, einen Commiſſär, der mehrentheils der Nachfolger der abgehenden Magiſtratsperſon iſt, um geſetzmäßig Erkundigungen über die Verwaltung, die Gerechtigkeit und Unparteilichkeit des Letztern einzuziehen. Man nennt dieſes im Portugieſiſchen: tirar residencia. Jeder kann ſich dann beklagen, wenn er Beweiſe gegen die vormalige Magiſtratsperſon vorbringen kann. Das hierüber abgehaltene Protocoll wird durch den Gouverneur an das Ober-Tribunal der Colonien (Conselho ultramarino) geſchickt. Dieſes erſtattet darüber Bericht an den Souverän. Findet ſich darin keine ſchwere, gegen die ehemalige Magiſtratsperſon bewieſene Klage, ſo wird er zu einer höhern Stelle ernannt. Im entgegengeſetzten Falle, bleibt er dienſtlos.

Dieſelben Formalitäten finden in Portugal in Hinſicht aller Magiſtratsperſonen Statt, nur mit dem Unterſchiede,

Die Rechtspflege in Braſilien gleicht der des Mutterlandes. In jedem Bezirke iſt ein Richter angeſtellt, von deſſen Entſcheidungen man an die Obergerichte zu Rio-Janeiro und Bahia, zuweilen gerade nach Liſſabon, wenn die Sache ſehr bedeutend iſt, appellirt. Die Provinzen Para und Maranhao haben das Recht, mit Uebergehung oben erwähnter Obergerichte geradezu nach Liſſabon zu appelliren. — In Criminalſachen findet ein anderer Gang Statt. Kleine Vergehen werden von dem Richter jedes Bezirks beſtraft; größere Verbrechen gehören aber jederzeit vor den Richterſtuhl des Gouverneurs und einer beſtimmten Anzahl Beiſitzer.*)

daß hier das höchſte Juſtiztribunal (Deſembargo do Paço) die Unterſuchung verordnet und dem Könige davon Bericht erſtattet. — In allen Staaten der Portugieſiſchen Monarchie kann Niemand eine obrigkeitliche Stelle erhalten, ohne ſtudiert zu haben und ohne die weltlichen oder geiſtlichen Rechte gründlich zu kennen. Außer den mit ihren Stellen verbundenen Einkünften, welche durch die Geſetze beſtimmt ſind, erhalten ſie eine Beſoldung vom Regenten.

In Hinſicht der Mitglieder der Obergerichtshöfe (Deſembargadores, Appellationsgerichte) zu Rio-Janeiro und Bahia giebt es keine residencia, ſondern wenn die 6 für ihren Dienſt beſtimmten Jahre abgelaufen ſind, ſenden die Gouverneurs, als Präſidenten dieſer Appellationsgerichte an das Obertribunal der Colonien einen Bericht über das Betragen dieſer oberen Magiſtratsperſonen ein.

R. d. A.

*) Dies iſt nicht der Fall. Schwere Verbrechen gehören für die Appellations-Kammer (Relação), die dann zur Juſtiz-

[illegible] giebt es ein eigenes Tribunal, beſtimmt, die zum Vortheil von Perſonen, die jenſeits des Meers (nicht in Braſilien) wohnen, gemachten Vermächtniſſe zu unterſuchen. Die Mitglieder deſſelben haben kein beſtimmtes Gehalt, erhalten aber 6 Procent von den Capitalen, welche nach Portugal (jetzt nach Rio-Janeiro) überſchickt und in einer zu dieſem Entzweck errichteten Kanzlei niedergelegt werden.

Der Gouverneur und 2 Magiſtratsperſonen verwalten das Finanzweſen jeder Provinz. Jährlich werden ihre Rechnungen an die königliche Schatzkammer zu Liſſabon (jetzt zu Rio-Janeiro) überſchickt und daſelbſt mit der größten Genauigkeit unterſucht.

Der Militärſtand hat hier dieſelbe Verfaſſung, wie ſonſt in Portugal. Die Truppen ſtehn unter dem Gouverneur, der die Macht hat, alle Officiere, die nicht Hauptmanns-rang haben, zu ernennen. Auch die Miliz ſteht unter ſeinen Befehlen. Dieſe beſteht aus allen Bürgern ohne Unterſchied, ausgenommen die Hidalgos d. i. die Adlichen vom erſten Range, welche von allen perſönlichen Dienſten frei ſind. Jedes Mitglied der Miliz ſchafft ſich ſeine Uniform ſelbſt an. Im Innern des Landes wird ſie nur im Falle unbedingter Nothwendigkeit zuſammen berufen. Zu Fernambuco, Bahia, und an andern Or-

[illegible] kammer wird und welcher der Gouverneur, und in deſſen Abweſenheit der Kanzler vorſitzt. Ein Todesurtheil kann ohne königlichen Befehl nicht vollzogen werden, und die Acten werden deshalb an den Hof geſendet.

[illegible]

ten der Küſte, wird ſie jährlich einen Monat in den Waffen geübt, während deſſen ſie Sold von der Regierung erhält. Die Neger und Mulatten bilden eigne Corps; aber die Eingebornen werden unter die Coloniſten aufgenommen. Gewöhnlich beläuft ſich die Zahl der regulirten Truppen auf 8000 und die der Miliz auf [illegible] Mann.*)

Der König hat allein das Recht des Zehnten und des Ertrags der Kreuzzüge als Großmeiſter des Chriſtordens.

Nach und nach ſind in Braſilien ſechs Biſthümer errichtet worden, welche ſämmtlich dem im Jahr 1552 geſtifteten Erzbiſthum zu Bahia untergeordnet ſind. Die Prälaten, welche die biſchöflichen Stühle einnehmen, ſind ſämmtlich Europäer. Ihre von der Regierung bezahlte Beſoldung geht von 300 bis 8000 Thaler.**)

Kein Glied der niedern Geiſtlichkeit, mit Ausnahme der Miſſionare, erhält eine Beſoldung von der Regierung.

*) Das Militär in Braſilien war ſelbſt vor Ankunft der königlichen Familie viel zahlreicher, als der Verfaſſer angiebt. Bloß zu Rio-Janeiro ſtand ein Corps von 10,000 M. regulirter Truppen, wie er ſelbſt an einer andern Stelle angiebt. Schon vormals befanden ſich in Braſilien 24,000 Mann regulirter Truppen und gegen 50,000 Mann gut organiſirter Milizen. Für die Regimenter der Letztern werden die Majors und Adjudanten, oft ſelbſt die Oberſten, aus den Linientruppen entnommen.

A. d'U.

**) Es giebt in Braſilien 1 Erzbiſthum: Bahia und acht Biſthümer: Matto-Groſſo und Cujaba, Goyazes,

Aber die Habſucht der Pfarrer wird ſattſam durch die Abgaben befriedigt, welche ſie unter verſchiedenen Vorwande von ihren Gemeinde fordern. Sie verſtehen die Kunſt, die Unwiſſenheit, den Aberglauben und die Bigotterie der Einwohner zu beſteuern. „Denn außer einer beſtimmten jährlichen Abgabe, welche ſie von jeder Familie fordern, laſſen ſie ſich für jede Geburt, Ehe und jedes Begräbniß 12 Groſchen bezahlen. In den Bergwerksbezirken iſt dieſe Abgabe doppelt ſo groß.

In Braſilien ſoll geſetzmäßig kein regelmäßiges Kloſter Statt finden. Doch findet man in Bahia und Rio-de-Janeiro dergleichen für fromme Frauen und außerdem über 20 Klöſter, welche verſchiednen Mönchsorden gehören. Die beiden reichſten gehören den Benedictinern, die ſich durch ihren Müſſiggang eben ſo ſehr, als durch die Verdorbenheit ihrer Sitten auszeichnen. Keiner dieſer Orden erfüllt die Strenge und die Verläugnung ſeiner ſelbſt, welche die Stifter derſelben zur Regel machten.*) In den Provinzen, in welchen ſich Goldgruben befinden, waren dergleichen Stiftungen geſetzlich verboten. Aber die Jeſuiten benutzten ihre Macht und hatten

Maranhao, Mariana, Para, Fernambuco, Rio-Janeiro und San-Paulo. Das mindeſt einträgliche Bisthum bringt 4000, einige 6000 und das Erzbisthum 8000 Cruſaden (à 18 gr. C. M.) ein. Außerdem hat jeder Biſchof einen Palaſt zu ſeiner Wohnung.

R. d'A.

*) Es finden ſich in Braſilien mehrere Klöſter und ſind ſie nicht geſetzmäßig geſtiftet, ſo ſind ſie es durch den Willen des Kö-

Einfluß genug, um ſie [illegible] [illegible] Nach Auflöſung ihres Ordens iſt [illegible] Anbau [illegible] verlaſſung in gedachten Provinzen geſtattet worden.

Die Eroberung dieſes Landes hatte die [illegible] Abſicht, die Eingebornen zu Chriſten zu machen; und beträchtliche Summen wurden zu dem Unterhalt der Mönche verwendet, welche den Einwohnern dieſes Landes das Evangelium predigen ſollten. Seit mehreren Jahren hat aber kein Mönch ſich an dieſe gefährliche, vielleicht unnütze Unternehmung gewagt. Sir George Staunton erzählt, daß zu der Zeit, in welcher er ſich in dieſem Lande befand, einige zu Rio Janeiro ſich aufhaltende italieniſche Miſſionare, welche die heidniſchen Völker Braſiliens bekehren wollten, zu den Wilden, welche in die Stadt kamen, die ſchon bekehrten von ihrem Stamme ſchickten, um ſie entweder durch Geſchenke oder durch Ueberredung gleichfalls zu Chriſten zu machen.

Nie war die Inquiſition geſetzmäßig in Braſilien eingeführt. Doch waren die Coloniſten nicht immer gegen dieſes grauſame Tribunal geſichert. Die als Agenten deſſelben bekannten Geiſtlichen der Colonie zeigten denſelben

nigs, welcher Geſetz iſt. Im Allgemeinen iſt das Betragen der Individuen von beiden Geſchlechtern, welche ſich dem Kloſter hingeben, muſterhaft und wenn zufällig Einige ſich von ihren Pflichten entfernen, ſo ſind dies Ausnahmen von der Regel, welche man überall findet, wo es Zünfte, oder vielmehr wo es Menſchen giebt.

Anm. d. U.

katholiſchen Reiche, die ihre Prinzipale beſtellt, ihren heiligen Eifer, oder richtiger ihre unbarmherzige Wuth erglühen vorzüglich bei der Verfolgung des jüdiſchen Glaubens. Gegen Anfang des vergangenen Jahrhunderts wurden die Verfolgungen ſo weit getrieben, daß um 1708 nur der Schrecken und die Muthloſigkeit, welche ſie unter den Koloniſten verbreiteten, alle ihre Induſtrie lähmte. Die Pflanzungen wurden vernachläſſigt und alle Handelszweige begannen zu welken. Aber ſeit dieſer Zeit hat ſich der fanatiſche Eifer dieſer Glaubensväter gemäßigt; jetzt ſind Aberglauben und eine pünktliche Anhänglichkeit an das äußere religiöſe Ceremoniell noch die hervorſtechendſten unter den übrigen Charakterzügen der portugieſiſchen Koloniſten *).

In dem ganzen Umfange Braſiliens zählt man wenigſtens 600,000 Sclaven, die entweder alle in Afrika geboren, oder von denen, welche aus dieſem Welttheile hergebracht wurden, erzeugt worden ſind. Es ſcheint keine eigene Verordnung in ihrer Hinſicht Statt zu finden; doch wird allgemein anerkannt, daß man ſie nach dem gemeinen Rechte richten müſſe. Jährlich werden gegen 20,000 ...

*) Alle Schriftſteller, welche von Portugal und deſſen Kolonien handeln, ſchreiben einander ab, wenn die Rede von der Inquiſition iſt. Ohne Zweifel war dieſes Tribunal einſt ſchrecklich. Aber ſeit 50 Jahren hört man kaum noch etwas davon. Es nimmt gegenwärtig bloß Kenntniß von den ſchwerſten, ſchändlichſten und überwieſenſten Verbrechen, welches keinen Nachtheil bringt.

N. d'A.

geführt, um ihre Zahl immer in gleichem Verhältniſſe zu erhalten. Jedes Individuum koſtet gegen 200 Thaler. Vor ihrer Einſchiffung in Afrika erhebt der Agent des portugieſiſchen Hofes in dieſem Lande eine Abgabe von 10 Reis von jedem Kopfe, welches jährlich an 400,000 Thlr. betrug, eine Summe, die nicht zu den öffentlichen Einkünften gerechnet, ſondern als Privateigenthum des Königs betrachtet wird.

Dieſe Unglücklichen *) werden von ihren Herren ernährt und gekleidet. Man überläßt ihnen ein kleines Stück Landes, zu ihrem eignen Erwerbe, welches ſie an zwei feſtgeſetzten Tagen in jeder Woche bearbeiten. Die Fleißigen unter ihnen gewinnen dadurch oft ſo viel, daß ſie ihre Freiheit erkaufen können, welche ſie für eine beſtimmte Taxe jedesmal verlangen dürfen, wenn ſie von ihrem Herrn mißhandelt oder unterdrückt werden. Vorzüglich dieſer Hoffnung und dieſem perſönlichen Intereſſe iſt die kleine Zahl weglaufender Sclaven hier zuzuſchreiben, welches vorzüglich ſelten in der Nachbarſchaft der Bergwerke der Fall iſt, wo ſie von dem Ertrage des Feldbau's leben. Wer von einer Sclavin geboren iſt, wird auch ein Sclave, ſeine Farbe ſey, welche ſie wolle, da man hier tauſend Abſtufungen derſelben vom Schwarzen zum Weißen findet. Die der Krone zuſtändigen Sclaven,

*) Die Sclaven werden in Braſilien im Allgemeinen ſehr gut behandelt und ſind, ſo gut wie ihre Herren, den Geſetzen des Landes unterworfen.

A. d. Ü.

werden mehrentheils [illegible] [illegible] und andern häuslichen Arbeiten gebraucht.

Andere stehen im Dienste der Klöster und bloß die Benedictiner haben mehr als tausend auf ihren Pflanzungen. Diese Geistlichen behaupten, daß die Mulatten, so wie die andern Sprößlinge aus vermischten Geschlechtern, im Allgemeinen viel Verstand und Genie besitzen. Sie haben einige dieser Kinder mit eben so viel Sorgfalt als Erfolge erzogen, und während Sir **George Staunton's** Aufenthalte in Brasilien, sagte ihm einer dieser Mönche mit triumphirender Miene, daß vor Kurzem ein Individuum aus gemischter Abkunft stammend in Lissabon Professor geworden sey.

Die Neger und Mulatten, welche ihre Freiheit erkauft haben, genießen alle Rechte der Bürger, können aber weder Priester werden, noch irgend einen Dienst bei der Regierung, auch keine Officiersstelle, als nur in ihren eignen Bataillons erhalten. Selten heirathen die Colonisten Negerinnen. Sie begnügen sich, mit ihnen in unerlaubter Verbindung zu leben, was nach den Sitten des Landes gestattet ist.

Die Tyrannen dieser Unglücklichen geben ihnen alle Arten von Verbrechen Schuld. Ohne zu läugnen, daß sie Fehler haben, welche aus ihrem verworfnen Zustande entstehen, kann man behaupten, daß das Zeugniß von Menschen, welche die Würde ihres Geschlechts so weit entehren, mit Menschen wie mit Vieh zu handeln, kein sonderliches Gewicht hat. Unglücklicher Weise ist man

[illegible]
machen, deſſen Charakter [illegible] als wenn man durch Anſchuldigung von Vergehungen und Verbrechen Anderer, die Eignen rechtfertigen oder verſchleiern könnte.

Hätten die Portugieſen, ſtatt in ihre neuen Beſitzungen die Sclaverei der Neger und alle daraus entſtehende Uebel einzuführen, verſtanden, ſich durch ein weiſes und aufgeklärtes Benehmen, die Freundſchaft der Eingebornen zu erwerben; hätten ſie ſich bemüht, die ihnen eigenthümliche Gefühlloſigkeit zu überwinden, indem ſie ihnen die Vortheile des bürgerlichen Lebens kennen lernten; hätten ſie, mit einem Worte, darauf hingearbeitet, aus den Eingebornen und den Coloniſten nur ein und daſſelbe Volk zu bilden, ſo wäre ihr dortiger Aufenthalt eine Wohlthat für eines der ſchönſten Länder der Erde geworden. Aber die Eroberer des neuen Continents waren ſo unmenſchlich und ſo unklug, daß, als ſie kaum eine feſte Niederlaſſung in Braſilien gegründet hatten, ſie über die Eingebornen herfielen, ſie auf öffentlichem Markte verkauften und ſie, gleich Sclaven in den Pflanzungen zu arbeiten zwangen.*)

*) Die Eingebornen ſind keine Sclaven und genießen aller Rechte freier Bürger. Bis Braſilien hinreichend bevölkert iſt, fällt es unmöglich, Negerſclaven aus Afrika zu entbehren, weil die Eingebornen zu ſchwach für die Arbeiten in den Pflanzungen ſind. Da ſie frei ſind, und wenig Bedürfniſſe haben, ſo bearbeiten ſie nur ſo viel Land, als zu ihrer eigenen Erhaltung nöthig iſt. Alles, was der Verfaſſer über dieſen

Im Jahr 1570 verbot König Sebaſtian, daß man Braſilier, mit Ausnahme derer, die in einem rechtmäßigen Kriege gefangen würden, zu Sclaven machte. Dieſes Geſetz war weiſe, aber die Portugieſen, welche zu träge, ſelbſt ihre Ländereien zu bauen und auch viel zu hochmüthig dazu, da eine Art Schande mit dieſer Arbeit verbunden war, erfüllten ihn nicht. Auch hatte man damals noch nicht Afrikaner genug eingeführt, um den Bedürfniſſen der Pflanzer zu entſprechen. Ein Edict König Philipp des Zweiten, beſtätigte König Sebaſtian's Verbot und verkürzte ſogar die Zeit der Sclaverei der im Kriege Gefangenen auf 10 Jahre. Aber die Coloniſten kümmerten ſich nicht darum. In den Jahren 1605 und 1609 wurden neue Befehle zum Vortheile der Eingebornen von Europa, aber auch vergebens, geſchickt. Als König Philipp der Dritte erfuhr, daß die vorhergehenden Befehle in dieſer Hinſicht gar nicht befolgt würden, gab er ein Edict heraus, nach welchem die, welche hinfort ſich nicht den königlichen Verordnungen für dieſen Fall fügen wür-

Gegenſtand ſagt, iſt weiter nichts, als ſeyn ſollendes, philantropiſches Geſchwätz.

N. d. H.

Unbegreiflich iſt dieſes unbillige Urtheil des Herrn D'Andrada über die Aeußerung des Verfaſſers. Die gegenwärtige Lage der Braſilier mag ſeit 1765 allerdings viel beſſer ſeyn, als ehemals, wo ſie trotz wiederholter königlicher Verbote, die der Verfaſſer aufführt und die Herr D'Andrade wohl nicht erwogen hat, unabläſſig von den Coloniſten zu Sclaven gebraucht wurden.

Anmerkung des Ueberſetzers.

ten, eine beträchtliche Geldſtrafe entrichten ſollten. Wie aber dieſer Befehl nicht mehr, als die Vorigen geachtet ward, beklagten ſich die Miſſionare laut über die Unterdrückung der bekehrten Eingebornen. Ihre Vorſtellungen beſtimmten den Hof zu Liſſabon, die Befehle gegen die Sclaverei der Braſilier zu wiederholen; aber der innere Zuſtand der Colonie und der Geiſt der Unabhängigkeit, der in allen Claſſen der Coloniſten überhand zu nehmen anfieng, veranlaßten den portugieſiſchen Hof ſeine Würde zu verläugnen und die Vollziehung ſeiner gerechten Befehle aufzuſchieben. Zugleich geſtattete er, daß Kinder, die von einer Negerin und einem Braſilier erzeugt wären, Sclaven bleiben mußten. Endlich entſchloſſen ſich die, über den wenigen Ertrag der ſchwachen und langſamen Anſtrengungen der unglücklichen Ureinwohner, ungeduldigen Coloniſten, ſie nach und nach durch afrikaniſche Sclaven zu erſetzen, ausgenommen die, welche in wenig fruchtbaren Diſtricten lebten und nicht im Stande waren, Sclaven zu kaufen.

Troz der verſchiednen Verordnungen der Regierung, die in dieſer Hinſicht im Anfange des vorigen Jahrhunderts erſchienen, dauerte dieſe Barbarei bis 1755, wo alle Braſilier ohne Ausnahme für Bürger und unabhängig erklärt wurden. Jezt ihren Beſiegern gleich geſtellt, ſahen ſie dieſelbe Laufbahn der Ausübung ihrer Talente eröffnet und es war geſtattet, Anſpruch auf die höchſten Stellen und alle Würden der Colonie zu machen. Verſchiedene Umſtände verhinderten oder lähmten die gute Wirkung, welche man von der politiſchen Verbeſſerung

ihrer Lage erwarten konnte. Der wichtigſte von Allen iſt vielleicht der Mangel eines freien Umgangs zwiſchen ihnen und den Portugieſen. Der größte Theil derſelben bewohnt Dörfer, deren Aufſicht und Polizei einem Europäer anvertraut iſt, welcher die Macht hat, ihre Angelegenheiten zu leiten und ſie nach ihrem Verdienſte zu beſtrafen oder zu belöhnen. Er hat die Oberaufſicht über den Verkauf aller Lebensmittel, der zum Vortheil der Gemeinde geſchieht, muß den zehnten Theil der Territorialerzeugniſſe den Agenten des Gouverneurs abliefern, und jedem von denen, die in eine Art von Knechtſchaft gefallen ſind, ſeine Arbeit aufgeben. Dieſe Agenten ſtehen unter einem Oberhaupte, der ein weit größeres Anſehn beſitzt. Man begreift leicht, zu welchem Grade der Erniedrigung und Schwäche, ein ſolcher geſellſchaftlicher Zuſtand ein Volk führen muß. Wollte man an dieſer Wahrheit zweifeln, ſo braucht man nur die Trägheit und Nachläſſigkeit der Bewohner der braſiliſchen Dörfer mit der Induſtrie und dem außerordentlichen Verſtande vergleichen, welche die kleine Zahl der Eingebornen zeigt, die unter den Portugieſen leben und deren Handlungen und Bewegungen eben ſo frei ſind, als die ihrer Herrn.

Neunter Abschnitt.

Bemerkungen über die Winde und Strömungen, wie auch auf dem atlantiſchen Weltmeere. — Die Inſel Frio. — Bemerkungen über den Hafen von Rio Janeiro. — Beſchreibung dieſer Hauptſtadt. — Allgemeine Schilderung des Landes. — Naturerzeugniſſe. — Handel. — Manufacturen. — Militär-Anſtalten. —

Wenn man aus Europa nach Braſilien fährt, müſſen die Schiffe in der Wahl des Längengrades, unter dem ſie den Aequator durchſchneiden wollen, durch die in verſchiednen Zeiten des Jahres hier herrſchenden Winde beſtimmt werden. Iſt die Sonne ſüdlich vom Aequator entfernt, ſo fangen die Südoſtwinde an, bis gegen 8° N. B. zu wehen, und treiben die Schiffe bis zu 27° w. L. und ſelbſt weiter, ehe ſie durch den Aequator gegangen ſind. Steht die Sonne aber im Norden, ſo kann man den Aequator in mehr öſtlicher Länge durchſchneiden, weil der dann herrſchende Wind größtentheils der Nordweſt iſt. Gelangt man bis zum 17° ſ. B., ſo wirken ſchon Braſiliens Küſten, welche ſich unter 22° 40′ ſ. B. zeigen, auf die Winde.

Das nördlich der Inſel Frio gelegene Land iſt ſehr hoch und unregelmäßig. Seine zugeſpitzten Berge ſind mit ſenkrechten Bändern geſtreift, welche ihnen von Weitem den Anſchein von Waſſerfällen geben.

Steuert man gegen Frio in ſüdlicher Richtung, ſo erblickt man bald eine kleine Inſel von mäßiger Höhe, die etwa ¾ Meile von der Küſte Braſiliens entfernt iſt. Der Canal, welchen dieſe Inſel bildet, geſtattet eine freie Durchfahrt. Die Inſel Frio liegt gegen 5 Meilen in S. W. von Erſterer und die Küſte, welche ſich zwiſchen beiden Inſeln erſtreckt, ſcheint ganz frei von Klippen zu ſeyn. Der Boden von Frio iſt hoch. Eine Vertiefung in der Mitte derſelben giebt ihr den Anſchein von zwei getrennten Inſeln. Die Meerenge, welche ſie von Braſilien ſcheidet, iſt faſt ¼ Meile breit und ſcheint von Untiefen frei zu ſeyn. Sie liegt unter 23° 2′ ſ. B. und 41° 31′ 45″ w. L. Segelt man weſtlich gegen Rio de Janeiro, ſo erblickt man eine mit weißem Sande bedeckte Küſte. Dieſe iſt hoch und regellos gebildet und an ihr liegen zwei, oder drei kleine Inſeln.

Mehrere der erfahrenſten engliſchen Seefahrer, unter andern der Capitän Makintoſch im Dienſte der oſtindiſchen Compagnie, empfehlen den für Rio de Janeiro beſtimmten Schiffen, ſobald ſie am Cap Frio angelangt ſind, ihren Lauf zwiſchen S. W. und S. S. W. 7 bis 8 Meilen zu nehmen, ſtatt längs der Küſte hinzuſegeln, weil die Landwinde ihren Einfluß ſchon in dieſer Entfernung äußern. Vormittags herrſcht durchaus Windſtille; Nachmittags aber faſt immer ein friſcher Südweſtwind. Es iſt rathſam, immer gerade aus von dieſem Punkte, bis zu den kleinen Inſeln, die unterhalb des ſchiefen Zuckerhuts an der Weſtküſte der

Einfahrt zum Haven von Rio de Janeiro liegen, zu ſteuern. Von dieſen kleinen Inſeln treibt der Wind das Schiff an die entgegengeſetzte Seite der Mündung des Havens, wo das Fort Santa-Cruz liegt und dem man ſich bis auf 60 Ruthen nähern kann. Von hier aus gelangt man ſchnell und ſicher in den Haven. Capitän Makintoſch ſetzt hinzu: auf ſeiner erſten Reiſe habe er fünf Tage eine ſehr unangenehme und ſchwierige Fahrt machen müſſen, ehe er in dieſen Haven hätte einlaufen können, weil er ſich längs der Küſte gehalten hätte, inzwiſchen er durch den oben angezeigten Weg, dieſelbe Entfernung in noch nicht 24 Stunden ohne Mühe und Sorge zurücklegte.

Sir Erasmus Gower, der im Jahr 1792 die nach China beſtimmte engliſche Geſandtſchaft führte, bemerkt, daß man den Eingang zum Haven von Rio de Janeiro erblickt, wenn man das Fort Santa-Cruz und eine kleine, befeſtigte Inſel, Fort Lucia genannt, die faſt gerade im Geſichtspunkte liegt, vor Augen hat. Zwiſchen beiden Forts befindet ſich ein, etwa ½ Stunde breiter Canal, der in den Haven führt. Beide Küſten deſſelben ſind ſteil; die des Forts Santa-Cruz ſenkrecht. Die See iſt hier 6 Faden tief. Die wenige Breite des Canals verurſacht hier ſtarken Flutwechſel, welcher aber die Schiffe nicht an dem Einlaufen in den Haven hindert, da der Seewind immer friſch bläſt. Bei der Einfahrt hält man ſich am beſten in der Mitte des Canals, oder fährt längs dem Fort Santa-Cruz hin. Ungefähr eine Meile vom Eingange des

Havens, findet man 18 bis 19 Faden Tiefe. Dieſe nimmt allmählich bis 8 und 7 Faden Tiefe ab, man könnte dieſen Ort, da er der am wenigſten tiefe iſt, die Bank nennen. Er liegt ungefähr ½ Meile vorwärts vom Fort. Je mehr man ſich Santa Cruz nähert, deſto tiefer wird das Waſſer. Die Tiefe beträgt hier 17 bis 18 Faden.

Braſilien iſt das einzige Land auf der Erde, China und Japan ausgenommen, in dem man ſo viel Mistrauen bei Annäherung fremder Schiffe zeigt und wo man ſo viele Hinderniſſe antrifft, ehe man die Erlaubniß erhält, zu landen.*) Lord Anſon und andere Seefahrer, welche ihm auf Entdeckungsreiſen vorangegangen waren, fanden an dieſen Küſten eben dieſelben Schwierigkeiten, welche man bis jetzt, wie es ſcheint, daſelbſt noch antrifft. Jedes Schiff muß, ehe es in den Haven einläuft, eine Schaluppe mit einem Officier nach dem Fort Santa-Cruz ſchicken, von welchem man letztern nach dem Palaſte des Vicekönigs führt, um Se. Excellenz von der Ankunft des Schiffs, oder der Flotte und den Bewegungsgründen, die ſie in dieſen Haven führten, zu unterrichten. Auch muß

*) Vor Ankunft des portugieſiſchen Hof's in Braſilien, war die Einfahrt fremder Schiffe, ausgenommen, wenn ſie Noth dazu zwang, verboten, weil man alle erforderlichen Vorſichtsmaasregeln nahm, um die Contrebande zu verhindern. Allein man war darin nicht einmal ſtrenge genug, weil viel Contrebandehandel troz der Wachſamkeit der Gouverneurs getrieben ward. N. d'A.

die Flagge ſo bald wie möglich aufgeſteckt ſeyn, es müßte dann die Pratica oder die mit dem Beſuche des Schiffs beauftragte Schaluppe ſchon am Borde deſſelben angelangt ſeyn. Dieſes Verfahren wird ſo ſtrenge beobachtet, daß ſelbſt ein portugieſiſches Schiff, welches das Fort vorbeiſegeln will, angerufen und gezwungen wird, die Anker zu werfen, bis es die Erlaubniß erhalten hat, in den Haven einzulaufen. Der Zuſtand, die Stärke, die Beſtimmung und die Bedürfniſſe des Schiffs, müſſen genau durch den Capitän angegeben werden. Findet man ſeine Angaben durchaus genugthuend, ſo wird Befehl ertheilt, dem Schiffe den nöthigen Beiſtand zu leiſten. Aber Keinem der Mannſchaft deſſelben iſt es erlaubt, an das Land zu gehen, es ſey dann auf die Stufen, die dem Palaſte gegenüber liegen und ſelbſt dies darf nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß geſchehen. Jeden begleitet ein Officier oder ein Soldat, ſo lange er am Lande verweilt. Canots mit Wache umgeben das Schiff. Gegen Kauffartheiſchiffe werden dieſe Maasregeln mit noch mehr Strenge vollzogen, als gegen Kriegsſchiffe. Das Innere des Havens bietet alle Bequemlichkeiten dar, die Schiffe zur Ausbeſſerung umzulegen. Hier legen daher ſich alle Schiffe vor Anker, welche dieſes Bedürfniß haben, ſo wie die, welche Waaren aus- oder einladen. — Der äußere Haven wird mit Recht als der möglichſt geſunde Ort angeſehen. — Die Breite von Rio de Janeiro iſt 22° 4′ ſ. und die Länge 42° 44′ w. von Greenwich (334° 55′ 30″ öſt. von Ferro). Die Declination der Magnetnadel beträgt 4° 55′ w. Die

Fluth ſteigt $7\frac{1}{2}$ Stunden, $5\frac{1}{2}$ engl. Fuß ſenkrecht. Das Fahrenheitſche Thermometer ſteht gewöhnlich zwiſchen 70° und 90°.

Der Haven von Rio-de-Janeiro iſt einer der vorzüglichſten, welchen man kennt, und es würde ſchwer ſeyn, Einen anzugeben, der ihn an Umfang überträfe, oder der ſo viel Sicherheit Schiffen aller Art darböte. Der Eingang iſt auf der einen Seite durch den ſchiefen Kegel, der oben erwähnt iſt, von der andern durch eine gewaltige Granitmaſſe, welche das Fort Santa-Cruz trägt, begränzt. Der Mitte nahe, liegt die kleine Inſel, auf der das Fort Lucia ſteht. Schmal bei ſeinem Eingange erweitert ſich dieſer Haven allmählich, bis zu einem Durchmeſſer von ¾ bis 1 Meile. Sein Grund iſt ſchlammicht und vortrefflich. Mehrere Arme deſſelben bringen weiter, als das Auge reicht, in das Land. Hier und dort iſt er mit kleinen Inſeln bedeckt, von denen einige bloß Vegetabilien, andere aber Häuſer und Befeſtigungswerke tragen. Zahlreiche Dörfer, Güter und Pflanzungen, durch kleine ſandige Buchten von einander getrennt, gewähren eine immer neue Anſicht und verſchönern die Küſten dieſes geräumigen Havens, während das Auge in die Ferne durch die Gipfel der, ſich unter tauſend verſchiedenen, maleriſchen Formen erhebenden und bis zu ihrer Spitze mit Waldung bedeckten Berge, beſchränkt wird.

Die Capitanerie Rio-de-Janeiro nimmt die Strecke der Küſte ein, welche bei dem Fluſſe Doce

beginnt und am Rio-grande de San-Pedro aufhört. Im Lande hat ſie die groſse Bergkette zur Gränze, die vom Una bis Minas-Geraës ſtreicht. Sie umſchlieſst gegenwärtig die Bezirke: Espirito-Santo, Cabo-Frio und Süd-Paraïba, welche urſprünglich Privatperſonen als Lehn ertheilt waren, in der Folge aber den Beſitzungen der Krone einverleibt wurden.

Am ſüdlichen Ufer und etwa 1 Meile vom Eingange des Havens liegt San-Sebastian (de Enero), gewöhnlich nur Rio genannt, die Hauptſtadt dieſer Provinz. Sie iſt auf einer hervorſpringenden Landſpitze erbauet. Die, ſie von der hintern Seite umgebende, Gegend iſt mit Felſen und Hügeln bedeckt, von denen die meiſten mit prachtvollen Bäumen, Häuſern, Klöſtern und Kirchen bedeckt ſind, was zuſammen einen höchſt mannichfaltigen Anblick bildet. An der Spitze der, ſich in den Haven erſtreckenden, Erdzunge liegt ein Benedictiner-Kloſter und ein die Stadt beherrſchendes Fort.

Gegen dieſer Spitze über liegt: Ilheo dos Cobras, (die Schlangen-Inſel). Ein ſchmaler Canal trennt ſie von der Stadt, der doch tief genug iſt, um die gröſsten Schiffe durchzulaſſen. Auf derſelben liegt ein ſehr bequemes Werft, Magazine und andere Gebäude für die Schiffahrt. Fahrzeuge, welche mit Rio handeln, finden längs dem Ufer dieſer Inſel ſehr ſichern Ankergrund.

Diaz de Solis entdeckte den Haven von Rio de Janeiro, im Jahr 1525. Daſelbſt bildete Villegagnon mit einer Hand voll franzöſiſcher Proteſtanten ſeine kleine Niederlaſſung, welche, wie oben ſchon geſagt iſt, in der Folge von Emanuel de Sa zerſtört ward. Dieſer Seefahrer legte nun hier, durch die Fruchtbarkeit des Bodens und die Sanftheit des Klima angelockt, den Grund einer Stadt, deren Reichthum und Wichtigkeit ſeitdem ungemein geſtiegen ſind.

Einige Häuſer ſind aus behauenen, andere aus Ziegelſteinen erbauet und alle mit ſehr ſchönem Schiefer bedeckt und mit einem, mit Gitterfenſtern umgebenen Altan verſehen. Die Straßen ſind im Allgemeinen gerade, gut gepflaſtert und mit trefflichen Seitenwegen verſehen. Die meiſten ſchließen ſich mit einer Capelle, in die ſich das Volk alle Abende haufenweiſe begiebt, um zu beten und Lobgeſänge vor dem Bilde eines Heiligen anzuſtimmen, das prächtig gekleidet, in einer vergoldeten Niſche, die durch Glasthüren verſchloſſen iſt, ſteht und vor dem eine Menge Wachskerzen brennen. In keiner Stadt finden ſo häufige religiöſe Ceremonien Statt, als in dieſer. Den ganzen Tag kündigt der Ton der Glocken oder auch zuweilen der Knall geworfener Raketen den Augenblick ihrer Feier an. Nach Sonnenuntergang iſt es ſehr ſchwer durch die Straßen zu gehen, weil ſie mit Prozeſſionen erfüllt ſind. *) An

*) Dieſe Angabe iſt ungemein übertrieben. Fremde Proteſtanten finden jede, außer den Kirchen geübte, Andachtshandlung

allen Ecken trifft man das Bild der Jungfrau Maria in einem Glasgehäuſe eingeſchloſſen, dem jeder Vorübergehende ſeine Huldigung erzeigt.

Man ſieht hier kein, einer beſondern Aufmerkſamkeit werthes öffentliches Gebäude, wenn es nicht die Münze iſt. Die Kirchen ſind ſämtlich traurig und mit geſchmackloſen Zierathen verſehen.

Eine Waſſerleitung von beträchtlicher Länge führt über die Thäler den Bewohnern der Stadt ihr Waſſer zu. Sie beſteht aus einer doppelten Reihe von Bogen, welche übereinander ſtehen und trägt viel zur Verſchönerung der Stadt bei. Auf den öffentlichen Plätzen befinden ſich Brunnen, bei den eine Wache ſteht, welche auf die gleiche Vertheilung des Waſſers Acht haben muß, da es für die Bedürfniſſe der Bewohner nicht in hinreichender Menge vorhanden iſt.*) Oft muß man lange warten, ehe man das beſtimmte Maaß Waſſer erhalten kann. Ein Theil des Waſſers des Brunnens, der auf dem Damme dem Palaſte gegenüber liegt, iſt für die Schiffe beſtimmt. Man leitet es in die Tonnen, die in den Schaluppen

anſtößig. Jedes Volk hat aber ſeine Gebräuche und es iſt immer gut, ſie zu behalten.

N. d'A.

Nicht, weil nicht genug Waſſer da iſt, ſtehen Wachen bei den Brunnen, ſondern um Ordnung zu halten, damit diejenigen, welche zuerſt mit ihren Tonnen kommen, ſie eher füllen können, als Andere, die ſpäter kommen, was recht iſt.

N. d'A.

bleiben, mittelſt eines wollenen oder baumwollenen Schlauches, Hoſe genannt, der vom Brunnen bis zur Tonne geht.

Capitän Cook fand, daß ſich dieſes Waſſer nicht lange auf der See friſch halte. Dies mußte von einer fremdartigen, in den Fäſſern abgelagerten Materie, oder aus irgend einer andern Urſache herrühren, da andere Seefahrer verſichern, daß es ſich in langdauernden Seereiſen vollkommen friſch erhält. Erwähnter Damm iſt ſehr groß und ſo, wie mehrere Häuſer, aus Granit gebauet, der in dieſer Gegend ſehr häufig iſt. Die hohen kegelförmigen Felſen am Eingange des Havens, beſtehen alle aus dieſem Steine und enthalten eine große Menge Feldſpath. An der Südweſtküſte des Havens zieht ein ſchroffer Fels vorzüglich die Aufmerkſamkeit des Fremden auf ſich. Er beſteht aus ſäulenförmigen, dem Baſalt ähnlichen Maſſen und hat eine thonartige Grundlage. Auf ähnlichem oder ſandigem Grunde erheben ſich alle Granitlager der Umgegend.

Dieſe Stadt war vor den letzten politiſchen Veränderungen in Europa die Hauptniederlage aller Reichthümer Braſiliens, um nach Portugal zu gehen, ſo wie ihr Haven der Sammelplatz der mit europäiſchen Producten für die neue Welt beladenen Schiffe. Hieraus kann man leicht abnehmen, daß die Sitten der hieſigen Bewohner denen der andern reichen Hauptſtädte glichen. Alſo ſind Gefühlloſigkeit, Wortbrüchigkeit, Rachbegierde und Ausſchweifungen jeder Art nicht ſelten bei dem hieſigen Volke, inzwiſchen die Bürger der höhern Stände ſich allen Arten

des Luxus hingeben, den Reichthum nur verſchaffen kann. Man giebt den Männern Sittenloſigkeit und den Frauen Schuld, daß ſie zuweilen die Beſcheidenheit und Zurückhaltung vergeſſen, welche die Zierde ihres Geſchlechts machen. *) Dieſe Meinung hat mir von jeher zu gewagt geſchienen und was ſie veranlaßt hat, iſt vielleicht der eigene Gebrauch, den immer die Damen dieſer Stadt geübt haben, Blumenſträuße, die ſie in der Hand tragen, den ihnen auf der Straße begegnenden Männern, ſelbſt Fremden zu geben. So haben ſie auch die Gewohnheit, ſich allein oder mit ihren Sclavinnen auf ihren Altan zu ſetzen und Blumen auf die Vorbeigehenden zu werfen, welche Laune oder vorübergehender Geſchmack ſie auszeichnen läßt. Es können allerdings aus dieſem Gebrauche innigere Verbindungen entſtehen, aber es wäre ungerecht, daraus zu folgern, daß ein Intriguengeiſt allgemein bei den Damen dieſer Stadt verbreitet ſey. Man weiß, daß es zu Liſſabon gewiſſe Tage giebt, die man Tage de l'intrusion nennt, an denen die Damen auf ihren Balcons ſich damit beluſtigen, Blumenbouquets auf die Vorübergehenden zu werfen. Wahrſcheinlich ſtammt daher dieſer Gebrauch der portugieſiſchen Damen in America, aus Liſſabon.

*) Die Sitten der Bewohner von Rio-Janeiro ſind nicht mehr verdorben, als die der Bewohner aller großen Städte. Es iſt ganz einfach, daß Menſchen, die in einem ſehr heißen Klima leben, im Allgemeinen mehr ſinnliches Vergnügen lieben, als die Bewohner des Nordens.

Sie haben in der Regel ſchöne ſchwarze Augen und ein lebhaftes, geiſtvolles Anſehn. Gewöhnlich gehen ſie in bloßem Kopfe und laſſen ihre Haare in langen, mit Bändern und Blumen geſchmückten Flechten fliegen. Früh und Abends verſäumen ſie nie die Kirche und bringen den übrigen Theil des Tages an ihrem Fenſter zu. Abends ſpielen ſie die Guitarre oder das Clavier, während man Thüren und Fenſter öffnet, um friſche Luft einzulaſſen. Geht zufällig ein Fremder vorbei und bleibt, um die Muſik zu hören, ſtehen, ſo iſt es nicht ſelten, daß der Vater, Gemahl oder Bruder der ſchönen Virtuoſin, ihn höflich einladen in das Haus zu kommen.

Kein Mann, ſelbſt von der niedrigſten Claſſe, geht hier ohne Mantel aus und die vom mittlern und höhern Stande erſcheinen niemals öffentlich ohne Degen. Opern, Schauſpiele, Maskeraden ſind bei beiden Geſchlechtern beliebt. Ein öffentlicher Garten, der am Seeufer am Ende der Stadt liegt, mit grünen Parterren, welche von dem dichten Laube der dazwiſchen ſtehenden Bäume beſchattet, Schutz gegen die Sonnenſtrahlen geben, geheimnißvollen Lauben und grüngemalten Bogengängen, an denen die prachtvollſten und wohlriechendſten Blumen, welche nur unter den Wendekreiſen gedeihen, emporranken, gewährt einen höchſt lieblichen Aufenthalt für Perſonen von guter Geſellſchaft, welche hier nach dem Abendſpaziergange ausruhen. In der heißen Jahreszeit ſind die Lauben mit Geſellſchaften angefüllt, welche in denſelben nach vor-

tugieſiſcher Sitte ein geſchmackvolles Abendeſſen einnehmen, deſſen Reiz wohl noch durch Muſik und zuweilen durch ein Feuerwerk erhöhet wird. Oft überläßt man ſich dieſem Genuſſe bis an den Morgen. Mitten in dieſem Garten iſt ein großer Springbrunnen in künſtlichen Felſen ausgehauen, und mit den gut genug gebildeten Figuren zweier Krokodile verziert, aus deren Rachen das Waſſer emporſpringt und in ein marmornes Beken zurückfällt. Auf dieſer Waſſerfläche ſcheinen aus Bronze gebildete Waſſervögel zu ſchwimmen. In weniger Entfernung von dieſem Springbrunnen, ſieht man mit Bewunderung einen Papayasbaum von Kupfer, der grün übermalt iſt. Dieſe Nachahmung eines dieſem Klima eigenen Baumes, ſoll beträchtliche Arbeit und Koſten gemacht haben. An der Seite dieſes Gartens, welche an das Meer ſtößt, liegt eine ſchöne Terraſſe von Granit, auf deren Mitte ein zweiter Springbrunnen angebracht iſt. Oberhalb ſteht die Bildſäule eines Kindes, welches in der einen Hand einen Vogel hält, aus deſſen Schnabel das Waſſer in das Becken fällt und in der andern eine Inſchrift mit den Worten hat: Son util ainda brincando, (ich nutze auch im Spielen). An beiden Enden dieſer Terraſſe ſind zwei geſchmackvolle viereckige Gebäude, welche unſern Gartenhäuſern gleichen. Die Mauern des Einen ſind mit Gemälden bedekt, welche verſchiedene Anſichten des Havens und den hier ſehr lange getriebenen Wallfiſchfang, bevor die zu große Zahl der Schiffe, die an dieſem Fange Theil nehmen wollten, dieſe Thiere nöthigten, dieſe Meergegend ganz zu verlaſſen, darſtellen. Die aus Muſcheln be-

ſtehende Decke, ſtellt verſchiedene Zeichnungen dar und das aus demſelben Stoffe zuſammengeſetzte Karnieß bildet verſchiedene Fiſcharten, welche der Küſte Braſiliens eigen ſind, ſehr gut ab. — Das Karnieß des andern Gebäudes, iſt mit den Gemälden einiger der ſchönſten Tropikvögel verziert. Dieſe Gemälde ſind aus den Federn dieſer Vögel zuſammengeſetzt. Die Wände ſind mit mehreren großen, zwar nicht gut ausgeführten Gemälden bedeckt, welche aber das Verdienſt haben, die vorzüglichſten Erzeugniſſe abzubilden, welchen dieſes Land ſeinen Reichthum dankt. Hier findet man die Anſicht der Gegenden, in denen Gold und Diamanten gewonnen werden, ſo wie die Art ihrer Gewinnung und ihrer Abſcheidung von dem Lager, das ſie urſprünglich enthielt, abgebildet. Eben ſo iſt hier der Bau des Zukkerrohrs, mit den verſchiedenen Verfahren den Saft heraus zu preſſen und ihn in Körner zr verwandeln; des Manioks, mit der Art, wie man daraus die Kaſſave und den Tapiok bereitet; endlich die Cultur des Kaffees, des Reißes und des Indigos mit dem Verfahren, wie die Erzeugniſſe dieſer Pflanzen zu Handelsgegenſtänden bereitet werden, dargeſtellt. In dieſem Garten, der den Namen: Passao publico führt, werden auch Schauſpiele zur Beluſtigung des Volks gegeben. Die Abſicht dieſes öffentlichen Luſtgartens, welche die Geſundheit und das Vergnügen der Einwohner iſt, drücken zwei Granit-Säulen aus, auf deren einer die Worte: o saude do Rio und der andern die: o amor do publico ſteht. Die Art, wie dieſer Garten angelegt iſt, ſeine Verzierungen und der allgemeine Charakter der Ver-

gnügungen, welche man in demſelben genießen kann, könnten ihm den Namen; Vaux-Hall von Rio geben. Nur wäre der große Unterſchied zwiſchen dem Londner und dem hieſigen, daß hier alle Jahreszeiten hindurch jedes Gewächs ſich entwickelt und mit aller Kraft und Friſchheit der Jugend blüht, keines ſich Blätterlos und vertroknet zeigt und daher das Auge nie durch das Bild von Gegenſtänden trübe wird, welche im Zuſtande des Abſterbens erſcheinen.

Ueber der Stadt liegt an der Küſte des Meeres ein anderer Garten, urſprünglich zum Anbau von Pflanzen beſtimmt, welche ſich zum Unterrichte angehender Pflanzenkenner eignen. Da aber dieſe Wiſſenſchaft hier ſo wenig, wie alle übrigen, geſchätzt wird, ſo iſt dieſer Garten nur wegen einer kleinen Anpflanzung für Erzeugung der Cochenille merkwürdig. Die Eiferſucht der Portugieſen gegen Ausländer erlaubt dieſen nicht, ſich genauen Unterricht über dieſes Inſect und die Bereitung der Farbe aus ihm zu verſchaffen.

Hr. Barrow, der durch eigenthümliche Verhältniſſe mehr Begünſtigung und Freiheit, als andere Reiſende genoß, war im Stande der Welt ſchätzbare Nachrichten über dieſes kleine Thier mitzutheilen, welches wahrſcheinlich nicht daſſelbe iſt, welches Linné: Coccus cacti coccinelliferi nennt. Dieſer große Naturforſcher ſchildert es, als ſey ſein Rücken flach, ſeine Füße ſchwarz und ſeine Fühlhörner Pfriemen- oder Pyramidenförmig; aber das in Rio hat einen nach oben gebogenen

Rücken; die Füße ſind hellroth und die Fühlhörner einem Roſenkranze ähnlich. Das Männchen iſt ein ſchönes, zartes Inſect. Sein Leib iſt hellroth, welche Farbe der Schminke, rother Lack genannt, gleicht. Die Bruſt iſt von elliptiſcher Form und leicht an den Kopf befeſtigt. Die Fühlhörner haben faſt die Länge des Körpers. Die Füße ſind glänzender roth, als die übrigen Theile. Zwei weiße, zarte, faſt dreimal ſo lange Faden, als der Leib dieſes Inſects iſt, gehn von dem Ende ſeines Unterleibes aus. Seine Flügel ſind doppelt, gerade, blaß Strohfarben und von ſehr feinem Gewebe. Das Weibchen hat keine Flügel, einen längeren Bau, auswärts gewölbte Seiten und einen noch ſtärker auswärts gebogenen Rücken, welcher mit einem feinen Pflaume, der der ſchönſten Baumwolle gleicht, bedeckt iſt. Querfurchen gehen über den Unterleib. Der in der Bruſt liegende Mund, iſt mit einem braunen, in das Purpurröthe fallenden Schnabel bewaffnet, der ihm dazu dient, ſeine Nahrung aus den Pflanzen, auf denen es lebt, zu ziehen. Die ſechs Füße ſind hell und glänzend roth. Zwanzig Tage nach ſeiner Geburt wird es fruchtbar und ſtirbt, nachdem es einer zahlloſen Nachkommenſchaft das Daſeyn gegeben hat. Die Neugebornen ſind ſo klein, daß man ſie leicht für Eier dieſer Inſecten hält. Einen Tag lang geben ſie kein deutliches Zeichen des Lebens; aber bald darauf fangen ſie an ſich mit vieler Gewandheit auf der Oberfläche des Blatts, wohin ihre Mutter ſie legte, zu bewegen. In dieſer Zeit erſcheinen ſie, durch ein Mikroſkop betrachtet, wie kleine, formloſe Punkte von einem rothen, mit

einem feinen baumwollenartigen Pflaume bedeckten Stoffe. In drei bis vier Tagen erblickt dieſe baumwollenartige Hülle auch das unbewaffnete Auge. Das Inſect, welche ſie bedeckt, entwickelt ſich bald, bis faſt zu der Größe eines Reißkorns. Im Verhältniß des Wachsthums vermindert ſich das Bewegungsvermögen; und iſt das Thier völlig ausgebildet, ſo hängt es ſich feſt an das Blatt und bleibt in einem Zuſtande von Erſtarrung an demſelben haften. Jetzt nimmt man es von der Pflanze ab, um es zu benutzen. Welche Weibchen legen ihre Jungen eben dahin, wie oben geſagt iſt. Die baumwollenartigen Hüllen, welche dieſe Inſecten bedekken, ſind mit mehreren cylinderförmigen, auf das Blatt ſenkrechten Zellen angefüllt. Dieſes ſind die Puppen der Männchen, durch welche ſchon drei Tage, ehe das Inſect zu ſeiner Vollkommenheit gelangt, die wachſenden Flügel deſſelben ſich zu zeigen anfangen. In dieſem Zuſtande genießt es ſein Daſeyn nur drei oder vier Tage, während deren es ſich mit dem Weibchen begattet. Die Pflanze, auf welcher dieſe kleinen Inſecten leben, heißt zu Rio: Drumbela, iſt ein Cactus und wahrſcheinlich die von Linné Cactus Opuntia genannte Art. Die Blätter derſelben ſind dick. Die obere Seite iſt flacher, als die untere und faſt ausgehölt. Ihre Form iſt beinahe oval und ſie ſind ohne Stiele. Ein Blatt wächſt immer aus dem Rande des Andern, wie aus einem Stamme hervor und iſt mit runden, zollangen Stacheln bewaffnet. Dieſe Pflanze erhebt ſich wohl auf zwanzig Fuß Höhe. Gewöhnlich aber läßt man ſie nur

8 Fuß hoch wachſen, weil dieſe Höhe für den Cochenille-ſammler bequemer iſt. Auch glaubt man, daß durch dieſe Zurückhaltung des Safts die untern Blätter mehr nährend für dieſe Inſecten werden. Anfänglich ſind die Blätter dunkelgrün, nehmen aber, wenn ſie größer werden, eine gelbliche Farbe an. Ihr Mark hat dieſelbe Farbe, wie ihre äußere Fläche. Man entdeckt ſehr leicht die Anweſenheit der Inſecten auf dieſer Pflanze. Sie gleichen einem über die flache, oder concave Seite des Blatts dünn zerſtreuten weißen Staube, die bald nachher mit kleinen Erhöhungen von der Art des weißen Pflaums, der, wie oben geſagt iſt, der ſchönſten Baumwolle gleicht, bedeckt wird.

Auf dem Cactus befindet ſich noch ein anderes Inſect, welches ſich von dem Coccus oder der Cochenille ernähren ſoll. Im vollkommenen Zuſtande gleicht es ſehr dem vierflügeligen Inſect, das man Ichneumon nennt. Bei genauerer Unterſuchung ſieht man aber, daß es nur eine zweiflügelige Fliege iſt.

Die Raupe dieſes Inſects hüllt ſich in die Wolle, welche die Cochenille umgiebt, ein, und kann von derſelben nur dadurch unterſchieden werden, daß ſie etwas länger iſt, ihre Füße minder kurz ſind und der Pflaum an ihr nicht feſt ſitzt, den man nur mit Mühe vom Coccus abtrennen kann. So wie ſie ihre Haut verwandelt, geht ſie aus dem Pflaume auf den nackten Theil des Blattes hervor und nimmt ſehr ſchnell an Größe zu. Ihre glänzend rothe Farbe verwandelt ſich in Hellgelb. Ihr Leib iſt

mit Ringen umgeben, welche mit bräunlichen Flecken geſprenkelt ſind. Nach einigen Tagen geräth ſie in einen Zuſtand von Erſtarrung. Bald darauf zieht ſie ihre Ringe mit Heftigkeit zuſammen und legt eine dicke Kugel von einer reinrothen Materie. Hierauf hängt ſie ſich an einen Stachel des Blatts, wird daran Puppe und bald nachher eine vollſtändige Fliege. Die rothe Materie, welche dieſes Inſect, ehe es in den Puppenzuſtand übergieng, von ſich gab, läßt vermuthen, daß jedes andere Inſect, welches ſich von derſelben Pflanze nährt, fähig ſey, einen eben ſolchen Stoff von ſich zu geben. Wenn man reife Cactusfeigen ißt, welche einen ſcharlachrothen Saft haben, ſo werden zuweilen die Excremente dadurch roth gefärbt.

Der wenige Vortheil, welchen die Portugieſen in Rio von der Cochenille ziehen, rührt von einem Fehler in der Einſammlung her. Zwei- oder dreimal in der Woche begeben ſich die, zu dieſer Arbeit beſtimmten Sclaven in die Cactuspflanzungen und machen mittelſt eines, wie eine Feder geſchnittenen Bambusrohres alle ausgewachſene Inſecten, welche ſie finden, von dem Blatte los, aber zugleich mit ihnen eine Menge noch nicht vollkommener Inſecten. Daher ſind die Blätter niemals halb mit dieſen Thieren bedeckt, weil viele Weibchen vor dem Legen getödtet ſind. Die Eingebornen in Mexico bedienen ſich einer, von dieſer ſehr verſchiedenen, Methode. Nachdem die periodiſchen Regen vorbei ſind und durch die Wärme die Feuchtigkeit verdampft iſt, befeſtigen ſie an die Stacheln der Cactusblätter kleine Büſchel von dem zarteſten Mooſe, welche

chen ſie viel Reiſer hätten, zehn bis zwölf Inſecten in ihrer vollkommenen Größe enthalten können. In einigen Tagen wird nun eine zahlloſe Menge dieſer Inſecten erzeugt, welche ſich über die Aeſte und Zweige der Pflanze verbreiten, bis ſie den Ort gefunden haben, der ſich am beſten eignet, ihnen Nahrungsſaft zu geben. Sind ſie dann ſelbſt zu ihrer völligen Entwickelung gelangt; ſo verlieren ſie das Bewegungsvermögen und man ſammelt ſie zum Gebrauch ein, läßt aber genug zurück, um wieder neue zu erzeugen. Dieſe Inſecten werden durch ein ſehr einfaches Verfahren in Cochenille verwandelt. Wenn aber bey phyſiſchem Leiden die unglückliche Schnecke eben ſo große Schmerzen erduldet, als die ſterbende Rieſe; ſo iſt dieſes Verfahren eben ſo grauſam, als einfach. Die Inſecten, erſt in einem hölzernen Napfe aufbewahrt, werden darauf auf einer Schüſſel von Steingut ausgebreitet und lebendig über ein Holzkohlenfeuer geſtellt, wo ſie langſam braten, bis ihre baumwollene Hülle verſchwunden und der wäſſerige Theil des Thieres verdampft iſt. Während dieſer Operation bewegt man die Inſecten mittelſt eines zinnernen Löffels und beſprengt ſie zuweilen mit Waſſer, um das gänzliche Röſten zu verhindern, welches die Farbe zerſtören und das Thier in Kohle umwandeln würde.

Einige Uebung lehrt den Augenblick kennen, in welchem man ſie von dem Feuer zurückziehen muß. Dann gleichen ſie runden, dunkelrothen, kleinen Kugeln; die Cochenille heißen und ſo wenig ihre urſprüngliche Form, als Inſect, behalten, daß dieſer koſtbare Färbeſtoff ſchon lange in Europa bekannt und geſucht war, ehe die Natur-

forſcher beſtimmt hatten, ob er zum Thier=, Pflanzen=, oder Mineral=Reiche gehöre.

Der Garten in Rio erzeugt jährlich nicht mehr als 30 Pfunde von dieſer Waare. Bei gehörigem Verfahren würde dieſelbe Zahl der Pflanzen ſechsmal ſo viel liefern. Zu Marica und Saquarinca, unfern dem Cap Frio, giebt es beträchtliche Cactus=Pflanzungen, und es iſt leicht, ſie aus den Sprößlingen zu vermehren, die man abnimmt und in der kalten und regnigten Jahreszeit an einen, der Sonne ausgeſetzten Ort ſteckt. Die Inſecten erzeugen ſich in der trockenen Jahreszeit vom October bis zum März und werden in dieſer geſammelt. Den Gewinn der Cochenille hat die Handelsfreiheit vergrößert, da ſonſt der Handel derſelben ein Monopol der Krone war.

Zu Rio ſind die Wiſſenſchaften und ſelbſt die Kenntniß der Literatur gänzlich vernachläſſigt. *) Um dieſes

*) Die Bewohner von Rio de Janeiro und des ganzen Braſiliens, welche faſt allgemein Ackerbau und Handel treiben, beſchäftigen ſich vielleicht weniger mit Literatur und Wiſſenſchaften, als die Völker Europa's. Inzwiſchen zeichnen ſich die Braſilier, welche die Univerſität Coimbra beſucht haben, ehrenvoll aus und es giebt unter ihnen ſehr gelehrte. Die Biſchöfe von Coimbra und Braganza, geborne Braſilier, ſind Männer von Kenntniß und Verdienſt und in Hinſicht der Naturkunde hat dieſe Colonie zwei ſehr ausgezeichnete und den gelehrten Mineralogen Europa's wohlbekannte Männer erzeugt, nämlich die Herrn: *Jozé Bonifacio d'Andrade* und *Manoel Ferreira da Camera*. In der Dichtkunſt haben ſich die Braſilier, deren Einbildungskraft einen ſehr hohen Schwung hat, von jeher ausgezeichnet.

R. d'L.

zu beweiſen, wird es hinreichend ſeyn, zu bemerken, daß man in einer ſo großen und reichen Stadt nur zwei bis drei Buchhändler findet, welche nur einige alte Schriften über Theologie und Heilkunde beſitzen. Es giebt hier nicht einmal eine Naturalienſammlung, obgleich die Regierung einen Mann beſoldet, der Inſecten und Vögel ſammeln ſoll. Dieſe Sammlung enthält wenige Stücke, welche nicht in den Europäiſchen Naturaliencabinetten wären.

Obgleich in dieſem weiten Lande Wiſſenſchaft und Literatur noch in ihrer Wiege liegen, ſo beginnen doch die natürlichen Springfedern der menſchlichen Vernunft ihre Wirkung zu äußern. Dieſe Meinung zu begründen, möge hier nur das Intereſſe und die Begierde, mit welchen alle Claſſen der Coloniſten, vorzüglich junge Männer, dem Laufe der franzöſiſchen Revolution folgten, angeführt werden. Obgleich durch das blutige Verfahren, welches ihren Gang bezeichnete, empört, wußten ſie daſſelbe von der Liebe zur Unabhängigkeit, welche ein, vielleicht verirrtes Volk dahin führte, die Banden zu zerbrechen, welche falſche philoſophiſche Grundſätze ihm unerträglich machten und das Joch einer gemäßigten und väterlichen Regierung, aus Haß abzuwerfen, wohl zu unterſcheiden. Nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß die beſchränkenden und nachtheiligen Verordnungen des Mutterlandes, ſie bald veranlaßt haben würden, ſich gegen einen entfernten Scepter zu empören, wenn nicht neue, unvorhergeſehene Begebenheiten den Sitz der portugieſiſchen Regierung nach Braſilien verſetzt hätten. Die Zeit

allein kann lehren, ob dieſer Schritt die vortheilhaften Folgen haben wird, welche einige eifrige Politiker in dem gegenwärtigen Stande der europäiſchen Angelegenheiten ſich davon zu verſprechen ſcheinen.

Die Volksmenge von Rio wird auf 43,000 Menſchen geſchätzt, von denen 40,000 Neger und Farbigte und 3000 Weiße ſind. *)

Man findet daſelbſt wenig Eingeborne. Einige ihrer Kinder ſind in portugieſiſchen Familien aufgenommen. Sie zeigen aber immer den Wunſch, zu den Gewohnheiten eines wilden Lebens zurückzukehren. Man braucht Erſtere faſt nur als Ruderer, ein Fach, in welchem ſie eine wenig gemeine Gewandtheit zeigen. Sie ſcheinen noch immer angeerbten Widerwillen gegen die Eroberer ihres Landes zu hegen und halten ſich, ſo fern ſie können, von den portugieſiſchen Niederlaſſungen. Sie nehmen noch einen beträchtlichen Theil der Küſte zwiſchen Rio und Bahia ein und verhindern den freien Verkehr zwiſchen beiden Bezirken zu Lande, indem ſie ohne Bedenken einzelne wehrloſe Perſonen anfallen.

Die Bewohner zeigen äußerlich einen Anſchein von Wohlſtande und Zufriedenheit. Ihre Wohnungen ſind geräumig und bequem, auch einige prächtig meublirt. Alle häusliche Geſchäfte werden von Sclaven beſorgt, welche in dieſer Hauptſtadt nicht das Bild des Elends

*) Vor Ankunft des Hofs betrug die Bevölkerung Rio de Janeiro's 50,000 Seelen. Gegenwärtig mag ſie doppelt ſo ſtark ſeyn. A. d. Ü.

darſtellen, wenn man ſie mit denen in den Pflanzungen vergleicht, welche unter dem ſtrengen, grauſamen Drucke eines unbarmherzigen Vorgeſetzten ſeufzen. Sie ſcheinen einen lebhaften, fröhlichen Sinn zu beſitzen, und lieben Tanz und Muſik ſehr. Sehr oft ſieht man in Rio Neger, welche die öffentlichen Wägen fahren, auf einem Inſtrumente, meiſtentheils auf einer Guitarre ſpielen, wenn ſie grade ohne Beſchäftigung ſind. Aber auch alle hieſige Einwohner haben einen unwiderſtehlichen Trieb zum Vergnügen und zur Freude. Selbſt die ernſte und erhabene Religion theilt ihrem Betragen nichts Trauriges oder Ernſthaftes mit.

Es giebt in dieſer Stadt drei Manns- und zwei Frauen-Klöſter. Weder die Einen noch die Andern zeigen die mindeſte Neigung zu irgend einer Uebertreibung ihrer Andacht, welche ihnen einen Genuß verſagen könnte. Die Nonnen zeigen ſich ohne Schwierigkeit am Gitter, und unterhalten ſich frei mit den Fremden, welche Neugierde in ihr Kloſter führt.

Die Stadt Rio mußte ſeit einigen Jahren, wie man wohl denken kann, ſich durch die Wichtigkeit ihrer Handelsverhältniſſe und Unternehmungen, ungemein vergrößern und verſchönern. Verhältnißmäßig hat auch die Volksmenge zugenommen, und Alles kündigt den Wohlſtand dieſer Stadt an. Die Magazine und Kaufmannsladen ſind nicht nur mit engliſchen Fabrikwaaren angefüllt, welche zur Bequemlichkeit der Einwohner dienen, ſondern auch mit ſolchen, welche ihren Luxus befriedigen

und ihrem Stolze ſchmeicheln können. Die Stadt ſieht täglich durch neuerbaute Privat- und öffentliche Gebäude ihre Gränzen erweitert, und alle Klaſſen des Handelsſtandes ſcheinen ſehr beſchäftigt zu ſeyn.

Außer dem oben beſchriebenen Garten giebt es in der Nachbarſchaft der Stadt mehrere öffentliche, ſehr gut angelegte Spaziergänge, in welche ſich die Einwohner nach beendigten Geſchäften begeben.

Der Aufenthalt hier iſt übrigens nicht ſehr geſund. Beiſpiele von langem Leben ſind hier ſehr ſelten, was man mehr der individuellen Lage der Stadt und andern Umſtänden, als dem ungeſunden Klima zuſchreiben muß. Sie iſt von allen Seiten, ausgenommen gegen den Haven zu, von hohen, mit zahlreichen und ſtark belaubten Bäumen bedeckten Bergen umgeben, welche den freien Luftzug verhindern, und die ſich am Tage erhebenden feuchten Dünſte ſchlagen ſich in der Nacht, als Nebel oder Staubregen nieder. Ein anderer, zu der Ungeſundheit Rio's beitragender, Umſtand iſt das ſtehende Waſſer bei der Stadt. Mit wenigen Koſten könnte man durch Austrocknung der Moräſte und Ausfüllung derſelben mit Erde dieſem Uebel abhelfen. Aus dieſer unverantwortlichen Sorgloſigkeit entſteht ein andres, vorzüglich für hier ankommende Fremde ſehr empfindliches Uebel, da dieſe ſtehenden Waſſer Millionen Mücken erzeugen.

Außer der Cochenille-Manufactur, von der bei Gelegenheit des botaniſchen Gartens oben geredet iſt, findet

ſich hier noch eine beträchtliche von einer andern Art. Sie liegt am innern Theile des Havens und gehört einer privilegirten Geſellſchaft, welche der Krone ein Fünftheil ihres Gewinnes entrichtet. Man ſiedet in derſelben Thran aus dem Specke eines großen, ſchwarzen Wallfiſches (Balaena physalus), der ehemals bis in den Haven kam, jetzt aber bei der Inſel St. Catharina und an andern Orten der Küſte gefangen wird. Auch das Fiſchbein, welches man von den Barden dieſes Thieres erhält, wird hier gereinigt und geſpalten, ehe es nach Europa geht. Der Fang dieſes Fiſches, ſo wie der des Kaſchelots (Physeter cotodon), welche ſich jetzt auf die Untiefe bei der Inſel St. Catharina und auf die Allerheiligenbai beſchränkt, könnte mit großem Vortheile auf die ganze Küſte, ſo wie auf das hohe Meer zwiſchen Braſilien und dem grünen Vorgebirge ausgedehnt werden. Die Holländer fanden den Wallfiſchfang ungemein einträglich. Im J. 1697 gewannen ſie daraus über zwei Millionen ihrer Gulden, und war auch der Fang in anderen Jahren nicht ſo ergiebig, ſo zogen ſie doch immer daraus beträchtliche Einkünfte.

Auch mehrere andere Nationen treiben in dieſen Meeren den Wallfiſchfang mit Vortheil. Der weiße Wallfiſch (Physeter macrocephalus) bietet einen noch einträglichern Handelszweig dar. Nicht ſelten langt aus dem großen Ocean ein engliſches Schiff zu Rio an, welches 70 dieſer Fiſche am Borde hat, von denen Jeder, Einer in den andern gerechnet, einen Werth von 1300 Thalern hat. Zuweilen iſt ein Wallfiſch ſo groß, daß er über 6000 Thaler werth iſt.

Auch werden die Küſten Braſiliens von andern Seethieren beſucht, die man ebenfalls benutzen könnte, wie der Hippopotamus oder das angoliſche Seepferd, und die Syrene (Trichecus manatus), welche eine große Menge zu Lampen und andern Abſichten taugliches Oel geben würde. Den unangenehmen Geruch dieſes Oels könnte man ihm bald durch mehrmaliges Waſchen mit warmem Waſſer nehmen.

Die Wichtigkeit der Fiſcherei, nicht nur in Bezug auf den Handel, ſondern als Mittel die Seemacht eines Landes zu vermehren, fällt zu ſehr in die Augen, um eines Beweiſes zu bedürfen. England und Holland geben uns überzeugende Beiſpiele von dieſer Wahrheit. Der berühmte de Witt ſchlägt in ſeinen politiſchen Aufſätzen die Bevölkerung der vereinten Provinzen zu 2,400,000 Seelen an, von denen nach ihm 750,000 allein vom Ertrage der Fiſcherei leben. Die gute und reichliche Nahrung, welche ſie den Seeleuten gewährt, iſt ohne Widerſpruch eines der Mittel, welches am meiſten zu der koloſſalen Macht der brittiſchen Marine beiträgt.

Wenn die neue Regierung Braſiliens ihren Fiſchfang bis an die Azoren und Madera erweiterte, und einen regelmäßigen bei den Inſeln des grünen Vorgebirges anlegte, wie andere Nationen, ſo würde ſie nicht nur Fiſche genug zu der eignen Conſumtion im Lande haben, ſondern es würden ihr noch genug übrig bleiben, um ſie an die Nachbarn gegen andere Artikel, die ſie bedürfte, vertauſchen zu können.

Trotz der vormaligen Eiferſucht des Mutterlandes und den daraus folgenden Bedrückungen der Colonie,

trotz mehrerer Maasregeln, deren Eine eben ſo muthraubend war, als die Andere, ſcheint der Speculations- und Unternehmungsgeiſt ſeit einigen Jahren große Fortſchritte in Braſilien gemacht zu haben. Selbſt die Portugieſen von Adel vergeſſen ihre alten Vorurtheile gegen den Handel, um der Einladung der großen Hülfsmittel, welche dieſes, von der Natur ſo geſegnete Land, dem Gewerbfleiße und dem Handel darbietet, zu folgen. Mehrere von ihnen nehmen an verſchiedenen Manufacturen Theil, welche kürzlich in Rio angelegt ſind. Ein Mann von hohem Range hat eine Werkſtatt eingerichtet, in der gegen hundert Sclaven beſchäftigt ſind, den Reiß zur innern Conſumtion geſchickt zu machen. Das dabei gebrauchte Verfahren bietet nichts, was einer beſondern Aufmerkſamkeit werth wäre, dar, als daß man ſich in derſelben eines ſteinigten Sandes bedient, deſſen ſcharfe Ecken ſehr viel zur Enthülſung des Reißes beitragen. Der Sand wird dann mittelſt eines Siebes vom Reiße getrennt, welches Löcher hat, die wohl den Sand, aber nicht den Reiß durchlaſſen.

Die mechaniſchen Künſte haben noch nicht viel Fortſchritte in dieſer Stadt gemacht. Aber täglich verwendet man mehr Sorgfalt auf ihre Ausführung. Die allgemein übliche Getraidemühle hat einen ſehr einfachen Bau. Man ſieht eine an einem Bache bei der Stadt, die aus einem einzigen Rade von einigen Fußen im Durchmeſſer beſteht. Dieſes Rad liegt horizontal unter dem Waſſerſtrahl, der von einer bedeutenden Höhe in ſchief, in ſeinen oberen Rand eingehauene

Schlüngen fällt und es in eine ſchnelle Bewegung ſetzt, während ſeine Achſe, die durch die Mitte eines unbeweglichen Mühlſteines, der oberhalb dem Rade liegt, in einen kleinern Mühlſtein einpaßt, der von dem Rade und der Achſe deſſelben die zur Zermalmung des Getraides erforderliche Bewegung erhält. Das Korn wird mittelſt eines Mühltrichters zwiſchen beide Mühlſteine gebracht.

Allein der Wohlſtand dieſer Stadt, die immer ſteigenden Reichthümer der Bewohner derſelben mögen noch ſo bedeutend ſeyn, ſo ſchmerzt es doch den Gefühlvollen, hier eine Anſtalt zu finden, welche ihre Entſtehung dem Leiden und dem Unglücke mehrerer Tauſende unſerer Mitbrüder zu danken hat. Ich ſpreche nämlich von den zu Val-Longo bei der Stadt erbauten Magazinen, welche beſtimmt ſind, den größtentheils aus Angola und Benguela an Afrika's Küſte hieher gebrachten Sclaven zur Niederlage zu dienen. Hier werden diese Unglücklichen, gerade wie eine Heerde Vieh, für den Markt zugeſtutzt. Alles, was Habſucht erfinden kann, wird in das Werk gerichtet, um körperliche Fehler zu verhüllen, und ihre Eigenſchaften zu erheben, um für ſie den höchſtmöglichen Preis zu erhalten. Sie werden gereinigt, gerieben, mit Fette beſtrichen und nach ihrer Art geputzt, wie junge Stiere im Stalle. Die Eigenthümer der Sclaven, dieſe Leute, welche einen ſchimpflichen Handel mit ihres Gleichen treiben, nennen ſich Menſchen und Chriſten. Aber ſo iſt das moraliſche Verhältniß der Dinge, daß, ſelbſt auf dieſer Erde

Ungerechtigkeit niemals ermangelt, ſich ſelbſt die verdiente Züchtigung zuzuziehn. Phyſiſche und moraliſche Schwäche iſt die nothwendige Folge der Leichtigkeit, welche die Coloniſten haben, ihre ſinnlichen Gelüſte zu befriedigen. Durch die Gewohnheit einer gränzenloſen Gewalt verhärtet, üben ſie den größten Deſpotismus über dieſe ſchwachen und hülfloſen Weſen. Der mindeſte Widerſpruch erbittert ſie. Sie ſind laſterhaft, grauſam, hitzig, und oft ſind die Pflanzer mitten in ihren prächtigen Wohnungen unglücklicher und tiefer geſunken, als die armen Neger, die unter der Ruthe eines grauſamen Aufſehers zittern.

Auf dem Sclavenmarkte zu Rio werden jährlich im Durchſchnitte 5000 Sclaven, oder der vierte Theil derer, die jährlich nach ganz Braſilien eingeführt werden, verkauft.

Der Ackerbau hat, wie man leicht denken kann, in dieſem Lande wenig Fortſchritte gemacht. Die Umgegend von Rio iſt hauptſächlich dem Gemüſebau für die Weißen und dem Bau des Reißes, Maniok's, Maiſſes u. ſ. f. für die Schwarzen gewidmet. — Die Wege ſind ſo ſchlecht, daß man mit Pferden und Wägen nur eine gewiſſe Entfernung von der Stadt zurücklegen kann. Die benachbarten Wälder ſind mit Bäumen erfüllt, von denen mehrere noch den Botanikern unbekannt ſind und vielleicht gute Dienſte zum Schiff- und Häuſerbau, auch in andern Abſichten leiſten könnten. Der Palm-, Maſtix-, Mangle- und Gojaven-Baum

ſind hier ungemein häufig. Ohne die verſchiedenen, ſchon bekannten Farbehölzer, giebt es mehrere andere, welche, einer chemiſchen Prüfung unterworfen, Niederſchläge von verſchiedenen Farben geben. Von einem derſelben erhielt man in dem Laboratorium zu Ajuda bei Liſſabon eine ſchöne und dauerhaftere Roſenfarbe, als aus dem Braſilienholze.

Weſtlich von der Stadt und am Ende eines weiten Waldes liegt das große, fruchtbare Thal: Tijuka. Ueberall umfaſſen es überhängende Berge, nur nach Süden zu nicht, wo das Meer ſich durch eine kleine Oeffnung einen Ausweg gebahnt hat. Die vornehmſte Zierde dieſer reizenden Gegend iſt ein Bach, der ſich von der Höhe eines gewaltigen, ſteilen Granitfelſens herabſtürzend, einen prachtvollen Waſſerfall bildet und ſeine Fluthen in dem unten liegenden Thale verbreitet. Seine eingeſchloſſene Lage macht die Temperatur darin beinahe erſtickend und die Hitze wird noch durch die von den Seiten her, an vielen Orten ganz nackenden Berge zurückgeworfenen, Sonnenſtrahlen verſtärkt. In den hier befindlichen Pflanzungen wachſen Indigo, Maniok, Kaffee, Cacao, Zuckerrohr, Orangen, Ahornbäume und Linden unter einander in größter Menge. Am häufigſten ſcheint jedoch Kaffee und Zuckerrohr gezogen zu werden.

Mehrere Bezirke des Gouvernements Rio erzeugen Baumwolle, Zucker, Kaffee, Cacao und Reiß in Menge. Der von Rio-Grande liefert eine Menge Korn, von welchem man überhaupt in Braſilien reichere Aerndten

macht, als in Europa. Auch die Weintraube erhält hier eine groſſe Vollkommenheit. Aber ſie zu keltern iſt nicht geſtattet, damit dieſer Wein nicht dem Verkaufe des portugieſiſchen ſchade. Die Ipekakuanha, dieſes ſchon lange beliebte Heilmittel, wächſt bei St. Catharina, ſo wie andere Medicinalpflanzen im Ueberfluß, von denen einige nach Europa gehn, andere aber daſelbſt wenig bekannt ſind.

Sonſt war Bahia oder die Allerheiligen-Bay der Hauptſitz der Regierung und der Mittelpunkt des braſiliſchen Handels. Aber die Entdeckung der Goldgruben und Diamanten unſern Rio de Janeiro haben dieſer Stadt einen entſchiedenen Vorrang vor Jenem gegeben. Man iſt über die Entdeckung der Erſtern nicht einſtimmig. Man ſagt inzwiſchen ziemlich allgemein, daß die Ureinwohner, welche weſtlich von den portugieſiſchen Niederlaſſungen wohnten, ſich goldener Angeln bedienten, und daß man nach langen Unterſuchungen und Nachfragen bemerkte, daß die von den Gebirgen herabflieſſenden Gewäſſer jährlich eine Menge Goldſandes mit ſich führten und nach ihrem Abfluſſe oder ihrer Austrocknung, das Metall auf dem Sande, der in den Vertiefungen zurückblieb, abſetzten.

Seit dieſer Entdeckung ſind beträchtliche Quantitäten in Braſilien erzeugten Goldes nach Europa gegangen und dieſe Einfuhr hat ſich allmählich vermehrt, ſeit in andern Gegenden Braſiliens neue Goldgruben bearbeitet wurden. Der Gewinn dieſes koſtbaren Metalles erfordert keine angeſtrengte Arbeit, ſetzt auch den Arbeiter nicht der min-

deſſen Gefahr aus. Das reinſte Gold findet man meiſtens nahe an der Erdoberfläche, ob man gleich zuweilen drei bis vier Klafter tief graben muß, um auf daſſelbe zu kommen. Es liegt gewöhnlich auf einer Lage ſandiger Erde, welche die Eingebornen Saibro nennen. Gewöhnlich geben die regelmäßigen und in gleicher Richtung fortgehenden Lagen die reichſte Ausbeute. Inzwiſchen hat man bemerkt, daß die Gegenden, wo die Oberfläche der Lage die meiſten Kryſtalle enthält, das meiſte Gold lieferten. Größere Stücke finden ſich auf den Bergen und in Steinklippen, als in den Thälern oder an den Ufern der Flüſſe. Ueberall aber hält es 23½ Karat, wenn es nicht mit Eiſen, Schwefel, Silber oder Queckſilber vererzt iſt, welches ſelten, ausgenommen zu Goyazes und Araes vorkommt.

Jeder, der einen Ort fand, wo Gold war, mußte davon der Regierung die Anzeige machen. Fanden die zu ſeiner Unterſuchung abgeſchickten Kunſtverſtändigen ihn von wenigem Werthe, ſo ward er dem Publicum überlaſſen. Hielt man im Gegentheil die Ader für ſehr ergiebig, ſo behielt ſich die Regierung einen Theil des Ertrags bevor; der Commandant und der Intendant erhielten Jeder gleichfalls einen Theil und die Entdecker zwei Theile. Der Reſt ward unter die Bergleute des Diſtricts, nach Maasgabe der mit ihnen getroffenen Uebereinkunft und der Zahl ihrer Sclaven, vertheilt. Die über dieſen Beſitz ſich erhebenden Streitigkeiten gehörten vor die Entſcheidung des Intendanten. Man konnte von ſeinem Ausſpruche an den Rath der Colonien in Liſſabon appelliren.

Man behauptet, daß eine wenig ſtarke Goldlage das ganze Land in einer Tiefe von 24 Fuß durchziehe. Aber ſie iſt zu ſchwach und zu dürftig, um die Koſten der Gewinnung zu bezahlen. In dem Bette der Bäche, welche ihren Lauf lange Zeit in gleicher Richtung fortgeſetzt haben, könnte man viel Gold finden. Man glaubt auch, daß wenn man einen Fluß aus ſeinem gewöhnlichen Bette ableiten könnte, man einen zuverläſſigen Gewinn haben würde.

Gewöhnlich bedient man ſich der Sclaven, um den Grund der Flüſſe und Ströme aufzuwühlen und das Gold vom Schlamme oder Sande zu waſchen. Die Portugieſen unterhalten dazu eine Menge Neger. Jeder muß täglich ſeinem Herrn wenigſtens ein Quentchen Gold liefern. Gewinnen ſie durch Fleiß oder Zufall mehr, ſo wird der Ueberſchuß als ihr Eigenthum betrachtet und ſie können darüber nach Willkür verfügen. Man behauptet, daß Einige durch dieſes Mittel dahin gelangt ſind, ſelbſt Sclaven zu kaufen und im Wohlſtande zu leben, weil ihre Herren von ihnen täglich nicht mehr, als ein Quentchen reines Gold, das ungefähr 3 Thaler werth iſt, fordern können.

Die Eigenthümer der Goldgruben entrichten der Krone den fünften Theil ihres Gewinnes, welcher jährlich im Durchſchnitt gegen 2 Millionen Thaler beträgt, ſo daß der ganze Gewinn auf 10 Millionen Thaler ſteigt. Rechnet man dazu noch den Werth des Goldes, welches für Silber an Spanien vertauſcht wird und welches heimlich nach Europa geht, ſo beträgt der Ertrag der braſiliſchen

Goldgruben 13 Millionen Thaler, eine unermeßliche Summe für ein Land, von dem man vor wenig Jahren nicht glaubte, daß es ein Gran Gold erzeuge.

Unter den zahlreichen Feſſeln, welche der Hof der Induſtrie der Braſilier anlegte, verdient das Verbot, daß die Braſilier ihre eigenen Gruben bauen durften, Auszeichnung. Selbſt die dazu beſtimmten Werkzeuge wurden von den Agenten der Regierung weggenommen.

Erſt gegen die Mitte des vergangenen Jahrhunderts bildete der Diamant einen Ausfuhrartikel aus Braſilien nach Europa. Es verhält ſich hier mit dieſen Edelſteinen, wie mit dem Golde. Man findet ſie nämlich häufig in den Flußbetten. Ehe man ihren Werth vermuthete, fand man ſie häufig im Waſchgolde und warf ſie aus Unwiſſenheit mit dem Sande und Kieſe weg. Auf dieſe Weiſe giengen eine Zahl größer Steine, die ihre Beſitzer reich gemacht haben würden, durch die Hände einer Menge von Leuten, die weder ihre Beſchaffenheit, noch ihren Werth kannten. Antonio Rodriguez Banha war der Erſte, welcher denſelben vermuthete, und er theilte dieſe Vermuthung dem Gouverneur Don Pedro d'Almeida mit. Einige dieſer Steine wurden an den Hof von Liſſabon geſchickt, der ſeinem Geſandten in Holland, d'Acunha den Auftrag gab, ſie dort unterſuchen zu laſſen. Nach mehreren Proben erklärten Sachverſtändige ſie für ſehr ſchöne Diamanten.

In mehreren Bezirken Braſiliens liegen die Diamanten in einem eiſenhaltigen Muttergeſtein, wie in Golconda

und Viſapor. Die man in Flüſſen findet, ſcheinen dahin durch die, von den benachbarten Bergen fallenden Bäche geführt zu ſeyn. Könnte man hier ihre Lager entdecken, ſo würde man ſie ſich mit minderem Aufwand und geringerer Mühe verſchaffen können, als aus den Flüſſen.

Sobald der Werth dieſer koſtbaren Steine anerkannt war, ſtrengten die Portugieſen alle Kräfte an, um ſie zu ſammeln und im Jahr 1731 wurden 117[illegible] Unzen durch die Flotte von Rio-de-Janeiro in das Mutterland ausgeführt. Dieſe bedeutende Ueberſchwemmung mit Diamanten bewirkte, daß der Preis derſelben in den europäiſchen Handelsſtädten beträchtlich fiel und bewog die portugieſiſche Regierung, Maasregeln um ihnen ihren erſten Werth wieder zu geben, zu nehmen. In dieſer Abſicht bewilligte ſie einer reichen Handelsgeſellſchaft das ausſchließende Recht, Diamanten zu ſuchen; um die Habſucht derſelben aber zu beſchränken, wurd feſtgeſetzt, daß ſie nur 600 Sclaven zu dem Aufſuchen derſelben brauchen dürfe. Nachher hat ſie die Erlaubniß erhalten, die Zahl derſelben nach Willkür zu vermehren, wenn ſie täglich 1 Rthlr. 8 Gr. für jeden Arbeiter bezahlt.

Um die Unternehmungen dieſer privilegirten Geſellſchaft noch mehr zu begünſtigen, wurden alle Goldgruben, welche in der Nachbarſchaft gebaut wurden, verſchloſſen und diejenigen, welche ihre Hoffnung auf dieſe, oft ſo betrügliche, Unternehmung geſetzt hatten, ſahen ſich gezwungen, ihrer Induſtrie eine andere Rich-

ning zu geben. Die andern Bürger konnten auf ihren Ländereien bleiben. Die Geſetze verordneten Todesſtrafe für Jeden, den die ausſchließenden Rechte der Geſellſchaft beeinträchtigen würde. Seit aber die Regierung dieſen Handelszweig ſich ſelbſt zugeeignet hat, ſteht es Jedem frei, Diamanten zu ſuchen, unter der Bedingung, ſie an die Bevollmächtigten der Krone für den beſtimmten Preis, jedoch mit Abzug von 20 Procent von der Summe, abzuliefern.

Die aus Braſilien nach Portugal abgeſchickten Diamanten, waren in einem Behältniß mit drei Schlöſſern verwahrt, deren Schlüſſel in die Hände der vornehmſten Glieder der Verwaltung gegeben, von ihnen in eine andere Kiſte gelegt und mit dem Siegel des Vicekönigs verſiegelt wurden. Während des ausſchließlichen Privilegiums wurde dieſer koſtbare Artikel bei ſeiner Ankunft in Europa der Regierung überliefert, welche alle, über 20 Karat wiegende Diamanten contractmäßig für ſich behielt und jedes Jahr zum Vortheil der Compagnie einem oder mehreren Contrahenten 40,000 Karat zu einem Preiſe überließ, der nicht immer gleich war. Von einer Seite machte man ſich anheiſchig, dieſe Quantität zu nehmen und von der andern, nicht mehr in Umlauf zu ſetzen. Dieſer Contract ward ſtrenge vollführt, das Einkommen an Diamanten mochte groß oder klein ſeyn.

Vor den letzten Veränderungen, welche mit der portugieſiſchen Regierung vorfielen, brachte dieſer Hof

gegen 60,000 Karat Diamanten jährlich in den Handel, welcher einem einzigen Kaufmann anvertrauet war, der ſolche nach einer Taxe, von gegen 14 Thalern für das Karat, oder insgeſammt mit 845,000 Thalern bezahlte. Der mit braſiliſchen Diamanten getriebene Schleichhandel, betrug etwa den zehnten Theil des offenen, ſo, daß der ganze jährliche Ertrag des Diamantenhandels, den man ſo hoch anzuſchlagen pflegte, nur gegen 930,000 Thaler war. Die Kaufleute Liſſabon's und anderer portugieſiſchen Handelsplätze, verkauften die rohen Diamanten an Engländer und Holländer, welche ſie, mit mehr oder weniger Geſchicklichkeit geſchnitten und polirt, den Nachfragen in ihrem Lande zuvörderſt überlaſſen, und was übrig bleibt, andern europäiſchen Völkern verkaufen.

In den Gegenden, wo man das Gold und die Diamanten findet, trifft man auch ſehr unvollkommene Amethiſten und Topaſen, wie auch Sapphire, Smaragden und ſchöne Chryſolithen. Zuweilen findet man in den Spalten von Talk- oder Glimmerſchiefer Hyacinthen und auch Granaten. Da weder dieſe noch andere edle Steine einem Monopole unterliegen, ſo kann Jeder, der ſie findet, ſie nach Belieben benutzen. Der Ertrag dieſer aus Rio und andern braſiliſchen Häfen ausgeführten Producte, ſteigt jährlich auf etwas über 40,000 Thaler, von denen die Krone 1 Procent, alſo 400 Thaler erhält.

Braſilien beſitzt auch Eiſen, Zinn, Blei, Queckſilber, Spießglanz und Schwefel. Aber der Gewinn

des Goldes hat die Aufmerkſamkeit der Coloniſten zu ſehr auf ſich gezogen, als daß ſie ſich andern nützlichern Speculationen überlaſſen ſollten. Lange Zeit glaubte man, daß Kupfer nicht unter die Erzeugniſſe Braſiliens gehöre. Aber neuere Entdeckungen haben das Gegentheil gelehrt. In dem Gouvernement von Rio de Janeiro hat man eine reiche Grube von Kupferkies (Pyrites cupri) entdeckt, von dem der Centner 25 Pfunde reines Kupfer giebt. Aehnliche Kupfergruben ſind gleichfalls in dem Gouvernement Minas-Geraes und in andern Gegenden aufgefunden worden.

In dem Gouvernement von Rio, giebt es außer der Hauptſtadt noch mehrere andere, beträchtlichen Handel treibende Städte, wie Cabo Frio, welche durch ihren Salzhandel zu einem großen Wohlſtande gelangt iſt.

Es giebt in dieſem Gouvernement gegen 100 Zukkerrohr-Pflanzungen und im Jahr 1580 fieng die Ausführung des braſiliſchen Zuckers nach Europa an. Da die Portugieſen mehr Sorgfalt und Aufmerkſamkeit, als andere Völker, auf die Erzeugung der Waaren zu wenden ſcheinen, ſo behaupten noch jetzt ihre raffinirten Zucker, die weißer und ſchöner, als die aus den engliſchen Colonien ſind, einen ausgezeichnet höhern Preis. Die Art ihn zu bereiten, iſt ſehr einfach. Man thut den Zuckerſaft in Töpfe und drückt den körnigen Zucker zwei bis drei Zoll tief nieder, um den Syrop abfließen zu laſſen, hebt dann ſorgfältig die dünne harte Rinde, welche ſich auf der Oberfläche bildet, ab und füllt die Töpfe mit

der raffinirenden Miſchung. Dieſe beſteht aus weißem Thone, der ſo lange im Waſſer zerrührt iſt, bis dieſes die Conſiſtenz des Milchrahms erhalten hat. In zehn bis zwölf Tagen, bleicht das den Zucker durchdringende Waſſer denſelben und den dichten Thon, der ihn bedeckt, kann man leicht mit einem Meſſer abheben.

Troz der läſtigen Abgaben, welche das Innere dieſer und anderer Provinzen drücken, wo Ausfuhr- und Durchgangs-Zölle jeden Handelsartikel zu einem ungemein hohen Preiſe ſteigern, erlangen die Pflanzungen täglich mehr Wichtigkeit. Seit einiger Zeit legt man ſich noch mehr auf den Anbau des Zuckerrohrs, welches vorzüglich in den Ebenen von Guatacazes Statt findet. Man findet jezt daſelbſt mehr Indigo und Kaffeepflanzungen als ſonſt. Der ſüdliche Theil dieſer Provinz bis zu Rio-Grande liefert viel Häute, Mehl und eingeſalzene Waaren.

Unter der Capitanerie von Rio-de-Janeiro wird auch die Inſel St. Catharina begriffen. Dieſe $6\frac{1}{2}$ Meilen lange und etwas über 1 Meile breite Inſel wird durch eine ſchmale Straße von dem feſten Lande geſchieden. Sie hat einen niedrigen Boden und man ſieht ſie daher aus einer großen Entfernung nicht. In ihrer Mitte entſpringt ein Quell, mit trefflichem Waſſer. Sie erzeugt im Ueberfluſſe Holz, köſtliches Obſt und mehrere Gemüſearten. Die Luft iſt, mit Ausnahme des Havens, geſund, an welchem die Bewegung der Luft, durch die benachbarten Berge gehemmt, den Aufenthalt feucht und ungeſund macht.

Ehe dieſe Inſel mit der Capitanerie Rio-de-Janeiro vereinigt ward, war ſie von einer Bande Abentheurer bewohnt, die kaum die portugieſiſche Regierung achteten. Sie ließen Schiffe aller Völker ohne Ausnahme zu und tauſchten Ochſen, Obſt und Gemüſe gegen Branntwein, Waffen, Leinwand und Kleidungen aus. Gegen das Jahr 1738 befeſtigten die Portugieſen den Haven dieſer Inſel, ſchickten ein Corps Soldaten auf dieſelbe und gaben den Bewohnern eine, den andern braſiliſchen Provinzen gleiche Verfaſſung. Im Jahr 1778 bemeiſterten ſich die Spanier dieſer Inſel, gaben ſie aber bei dem Frieden ihrem erſten Herren zurück. Sie treibt einen anſehnlichen Handel mit Cochenille.

Die Erzeugniſſe der Bezirke San-Vincente, Eſpirito-Santo und Porto-Seguro wurden nach Rio gebracht, und von da nach Europa verſchifft. Sie beſtanden hauptſächlich in Gold, Diamanten, Edelſteinen verſchiedener Art, Tabak, Indigo, Kaffee, Reiß, Cakao, Mais, Zucker, Honig, Wachs, Copaiva-Balſam, Ipekakuanha, Zimmet, langem Pfeffer, Ingwer, Färbeholz, Cochenille, grauem Ambra, Fournier- und andern Holzwerk, verſchiedenen Droguerei- und zum Wohlgeruch dienenden Waaren; außerdem aus den Häuten, dem Thrane und den Muſkeln der Wallfiſche. Für dieſe Waaren lieferte Portugal: wollne Zeuge, Leinwand, goldene und ſilberne Treſſen, getrocknete Fiſche, Schinken, Würſte, Käſe, Butter, Zwieback, Kuchen, Wein, Oel, Weineſſig, Nudeln, Lorbeerblätter, Nüſſe, geſchälte Kaſtanien, gedörrte Pflaumen, Oliven, Zwie-

tella; Knoblauch, Rosmarin und zu Mariana fabricirte Eiſenwaaren aller Art. Die Abgaben, welche die Beamten der portugieſiſchen Regierung von den Waaren, die von Liſſabon und Oporto nach Rio de Janeiro eingeführt wurden, erhoben, betrugen 12 Procent von dem Werthe jedes Artikels. Diejenigen aber, welche nach Liſſabon aus Braſilien eingeführt wurden, hatten folgende Abgaben zu entrichten: für Gold 1, für Kaffee 8, und für Zucker, Reiß und Häute, 10 Procent; für eine Pipe Rum von 180 Gallonen 4 Thaler. Alles Braſilienholz und das zum Schiffbau taugliche, ward von der Krone als Eigenthum betrachtet. Ihr mußte der 5te Theil des gewonnenen Goldes entrichtet werden und dieſer Gewinn mußte da aufhören, wo man Diamanten fand, welche ausſchließliches Eigenthum der Krone waren.

Die zur Vertheidigung von Rio errichteten Werke, ſind nicht unbedeutend. Sie beſtehen aus mehreren, von einander getrennten, einzelnen Forts und Batterien, welche eine ſolche Lage haben, daß ſie der Annäherung des Feindes, ſowohl zu Lande, als zu Waſſer Widerſtand entgegenſetzen können. Selbſt das Gelingen einer Landung würde nicht viel helfen, da Männer, welche darüber urtheilen können, verſichern, daß die militäriſche Macht in Rio, ſelbſt vor Ankunft des portugieſiſchen Hofes vollkommen hingereicht habe, um ſich jedem Feinde im offenen Felde entgegen zu ſetzen.

Dieſe Macht beſteht aus 2 Schwadronen Cavalerie, 2 Regimentern Artillerie, 6 Regimentern Infanterie,

2 Bataillons gut disciplinirter Miliz und über 1000 freien, gut exercirten Negern, zuſammen aus etwa 10000 Mann; ohne eine zahlreiche, einrollirte, aber nicht disciplinirte Miliz zu rechnen, deren größter Theil der Stadt und ihrer Umgegend angehört.

Die, eine halbe Stunde breite Einfahrt zum Haven wird nach allen Richtungen durch ſtarke Batterien beſtrichen. Schiffe, welche ihr Feuer erwiedern wollten, würden durch eine Brandung abgehalten werden, welche durch eine, die ganze Außenſeite des Havens in ihrer ganzen Breite verſchließende, Sandbank entſtehet.

Das Fort Santa Cruz, ein ziemlich anſehnliches Werk, welches die vorzüglichſte Vertheidigung des Havens von Rio bildet, hat 24 — 30 Fuß hohe Mauern und iſt durch 23 Stück Geſchütz auf der Seeſeite und durch 33 von der Oſt= und Weſtſeite gedeckt. Es liegt auf dem unteren Theile eines zuſammenhängenden Felſen, deſſen Hauptmaſſe, durch einen 10 — 12 Fuß breiten Graben, von dem Fort getrennt iſt. Durch die öſtliche und weſtliche Batterie von den Seiten geſchützt, deckt ihn eine gerade Fronte vor Infanterie, welche zwiſchen den Bergen liegt. Man verbirgt den Caliber des Geſchützes ſehr ſorgfältig. Er ſoll aber nach einigen Berichten ſehr groß ſeyn.

Nach der Meinung einiger verſtändigen Militärperſonen, hängt die Vertheidigung von Rio vorzüglich von den, auf der Schlangeninſel erbauten, Werken ab; deren höchſter, gegen die Stadt gerichteter Theil ſich nahe 80 Fuß über die Waſſerfläche erhebt. Man

hat auf ihr ein kleines viereckiges Fort erbauet. Die Höhe des Bodens nimmt allmählich gegen Oſten hin ab und wird von einer regelmäßigen Linie auf einander gelegter Steine eingenommen, die hin und wieder bestrichen wird. Sie iſt ohne Graben und hat an manchen Orten nur 8 Fuß Höhe über dem Felſen. Die Schlangeninſel mag etwa 300 Ruthen lang ſeyn. Auf ihr ſtehen 46 Stück Geſchütz, von denen 20 gegen Süden und Südoſten, und die übrigen gegen die entgegengeſetzten Puncte gerichtet ſind. Die Mauer der Windſeite, welche unlängſt längs der Vorderſeite der Stadt aufgeführt iſt, dient gut zur Vertheidigung mit Gewehr und leichtem Geſchütz.

Die Rio de Janeiro verlaſſenden Schiffe erfahren ſtarken Widerſtand vom Seewinde, wenn ſie aus dem Haven abſegeln wollen und benutzen daher gewöhnlich den Landwind, der ſich Morgens erhebt. Dann entledigt ſich der Haven der Gewäſſer, welche der Seewind in der vergangenen Nacht in demſelben angehäuft hat. Dieſes Ausſtrömen hat gewöhnlich mehr Macht, als der Wind. Seine Richtung geht längs den Buchten an der Oſtſeite der Küſte und gegen die Spitze von Santa-Cruz. Zuweilen werden Schiffe von dieſem Theile des Stroms, der mit der größten Heftigkeit ſich bewegt, fortgeriſſen und gegen den Felſen getrieben, wo ſie große Gefahr laufen. Da aber dieſer Felſen faſt ſenkrecht iſt, ſo können ſie wohl an denſelben anlaufen, ohne ſich aber auf den Grund zu ſetzen.

Zehnter Abſchnitt.

Beſchreibung der Diſtricte Porto-Seguro, Eſpirito-Santo und San-Vincente. — Sitten der Bewohner. — Handel. — Manufacturen. — Militäriſche Macht.

Der Handel zwiſchen Braſilien und Europa, wird größtentheils in den drei Haupthäven: Gran-Para, Bahia (Allerheiligen-Bai) und Rio-de-Janeiro getrieben. In den letzteren ergießen ſich die Schätze der ſüdlichen Bergwerke und aus ihm werden die Erzeugniſſe der Diſtricte Porto-Seguro, Eſpirito-Santo und San-Vincente ausgeführt.

Der Bezirk Porto-Seguro wird nördlich vom Rio-Grande, der ihn von dem Bezirke das Ilheos trennt und ſüdlich vom Diſtrict Eſpirito-Santo begränzt. Porto-Seguro, ſo von der Sicherheit ſeines Havens benannt, iſt von einem Felſenriffe umgeben, welches ſich von einer in das Meer gehenden Spitze, in einer der Küſte parallelen Richtung gegen ½ Meile weit erſtreckt und einen natürlichen Steindamm bildet. Zur Zeit der Ebbe iſt er trocken, verſchwindet aber bei der Fluth plötzlich und zeigt ſich dann in einer Zeit von einer halben Stunde wieder. Der Raum zwiſchen dieſem Riffe und der Küſte, bildet den Eingang zum Haven, außerhalb deſſen die Tiefe zur Fluthzeit gegen 20 Fuß, innerhalb aber nur 12 Fuß

beträgt, bis man an die Mündung eines, in den Haven fallenden, Fluſſes gelangt, wo die Tiefe etwas zunimmt. Dieſer Haven hat einen ſchönen Sandgrund und endigt ſich an einem breiten Ufer.

Bei der Einfahrt in denſelben bietet das umgebende Land dem Auge die reizendſte und abwechſelndſte Landſchaft dar. Neben der Küſte erblickt man eine Reihe Fiſcherhütten, welche dichtbelaubte Bäume beſchatten und im Hintergrunde ungeheuere Waldungen, welche durch die zu den verſchiedenen einzeln liegenden Wohnungen führenden Wege zerſchnitten werden. Gegen Norden erhebt ſich ein ſteiler Berg, deſſen Gipfel die Hauptſtadt dieſes Bezirks, Porto-Seguro einnimmt.

Erblickt man ſie von Weitem, ſo bietet ihre hohe Lage einen angenehmen Anblick dar, aber in der Nähe geſehn, ſcheint ſie arm und elend zu ſeyn. Zwar ſind die Straßen gerade und breit genug, laufen aber unregelmäßig und ſind mit größtentheils niedrigen und ſchlecht gebauten Häuſern beſetzt. Meiſtentheils haben ſie nur ein Stockwerk, und nie mehr als zwei. Sie ſind aus einer weichen Ziegelart gebauet und mit Gyps überzogen. Statt der Glasfenſter dienen Gitter von geſpaltenen Rohrſtäben. Beſonders merkwürdige Gebäude hat dieſe Stadt nicht. Das Rathhaus iſt groß und viereckig. Auch hat das Gefängniß eine bedeutende Größe. Nur zwei Kirchen ſind hier. Die Eine, ein einfaches, ſchönes Gebäude, hat Glasfenſter; die Andere unterſcheidet ſich von einem Schuppen nur dadurch,

daß ſie aus beſſern Materialien, nämlich aus einer Miſchung von Bruchſteinen und rothen Ziegeln erbaut iſt. Im J. 1556 erbauete die Stadt ein Franciſkaner-Kloſter, das aber ſchon längſt in Trümmern liegt. Am Ufer des Fluſſes, der den Fuß des Berges bewäſſert, auf dem die Stadt liegt, erblickt man ein Dorf, das eine eben ſo große Ausdehnung hat, als die Stadt. Es beſteht aus etwa 400 Hütten und hat gegen 3000 Einwohner, mit Einſchluß der urſprünglichen Braſilier und der Neger. Die einzige Beſchäftigung dieſer Dorfbewohner iſt der Fiſchfang auf der Höhe der Abrolhos Inſeln und Klippen, wo man eine große Menge einer Fiſchart findet, welche für den Markt zu Bahia eingeſalzen wird. Funfzig bis ſechzig kleine Schiffe werden zu dieſer Fiſcherei verwendet und ſie bleiben einen Monat oder ſechs Wochen auf der See, bis ihre Ladungen vollſtändig ſind.

Die Bewohner, welche ſich mit dieſem Geſchäfte nicht abgeben, kalfatern Schiffe und beſſern ſie aus oder verfertigen Leinen und Netze. Die Leinen ſind von vortrefflicher Güte. Sie werden aus ſtark gedrehter Baumwolle gemacht, welche man wiederholt mit der innern Seite der Rinde eines Baumes, welcher ein Klebharz enthält, reibt. Dieſe Subſtanz wird in der Sonne hart und von dem ſalzigen Meerwaſſer nicht angegriffen, daher dieſe Leinen eben ſo ſtark, als elaſtiſch ſind.

Die Schifferſachen gehören Einzelnen, welche in einem gewiſſen Wohlſtande leben. Zu Bahia erhalten

ſie für ihre Fiſche Geld, Lebensmittel und Kleider, welche ſie hernach im Einzelnen an die von ihren Nachbaren verkaufen, welche nicht reich genug ſind, ſie gleich im Großen ſich anzuſchaffen. Die Nahrung der Einwohner beſteht hauptſächlich aus geſalzenen Fiſchen und Maniok-mehl, von dem der Scheffel gegen 1 Thaler 2 Groſchen gilt. Wie beſchränkt auch die Genüſſe dieſer Menſchen ſeyn mögen, ſo ſind ſie doch unter dem gemäßigten Himmelsſtriche, den ſie bewohnen, weniger Elend ausgeſetzt und erdulden weniger Leiden, als die ärmern Bewohner nördlicher Gegenden. In dieſen werden zur Exiſtenz, wenn ſie irgend erträglich ſeyn ſoll, ein ſchützendes Obdach, warme Kleidung und Holz, um ſich gegen die Strenge des langen Winters zu ſchützen, erfordert; unter den Wendekreiſen kann man dieſes Alles entbehren oder ſich auch leicht verſchaffen. Die freigebige Hand der Natur hat auch viel reichlicher für die Bedürfniſſe des Lebens in heißen Ländern geſorgt, als in kalten. So bilden Pomeranzen, Bananen, Cacao und eine Menge anderer, in Europa ſo geſchätzter, köſtlicher Früchte, einen Theil der Nahrungsmittel der ärmſten Bewohner dieſer Gegenden.

Außer dem Lachſe iſt dieſe Küſte mit Fiſchen aller Art reichlich verſehen. Aber die Bewohner derſelben ſind zu gleichgültig und zu träge, um dieſen Vortheil zu benützen. Alſo iſt friſcher Fiſch zu Porto-Seguro ſehr ſelten und ſehr theuer. Das Pfund Rindfleiſch von mittelmäßiger Güte, und von dem ſehr wenig auf den Markt kommt, koſtet gegen 3 Groſchen. Schaf-

und Schweinefleiſch kennt man hier faſt gar nicht, da man in dieſem Bezirke auf die Zucht dieſer Thiere durchaus nicht bedacht iſt, welche in den Wäldern einen unerſchöpflichen Vorrath von Nahrungsmitteln finden würden.

Die meiſten etwas wohlhabenden Einwohner beſitzen Landhäuſer. Bei Jedem derſelben liegt eine beträchtliche Pflanzung von Zuckerrohr und Maniok. Dieſe Art Landgüter liegt faſt durchaus an dem Ufer eines Fluſſes, der in einiger Entfernung von der Stadt fließt. Sie ſind reichlich mit allen Arten Geflügel und Vieh verſehen; aber der Tiſch wird nicht beſſer beſetzt, als in der Stadt, ſo daß man mit Wahrheit ſagen kann, daß ſie mitten im Ueberfluſſe arm leben.

Schon oben iſt die Vernachläſſigung der Wiſſenſchaften in Rio erwähnt worden. Kann man ſich aber auf das Anſehn Hrn. Lindley's, der lange Zeit zu Porto-Seguro ungerechter Weiſe zurückgehalten wurde, verlaſſen, ſo iſt die Unwiſſenheit der Bewohner dieſer Stadt weit größer, als deren in der Hauptſtadt. Nach ihm kennen die Frauen hier faſt gar keine Art von Beſchäftigung. Zuweilen vertreiben ſie ſich die Zeit mit Verfertigung einer Art gemeiner Spitzen, was aber auch ſelten iſt. Mit der Nähnadel wiſſen ſie vollends nicht umzugehen und Wenige unter ihnen verſtehen ein Hemde, das Hauptſtück ihrer Kleidung, zu verfertigen. Sie halten dazu Sclavinnen von der Mulattenraſſe. Die Kochkunſt verſtehen ſie gar nicht und man könnte

ſagen, daß ihre Mäßigkeit ſie ihnen unnöthig mache. Man iſt hier in dieſem Beitrage zu dem Genuſſe des Lebens ſo unwiſſend, daß es Hrn. Lindley unmöglich wär, in dieſer Stadt aus dem bei ſich habenden Mehle Brod gebacken zu erhalten.

Dieſer Bezirk liefert im Ueberfluſſe köſtliche Früchte, die ſich zum Einmachen trefflich eignen. Allein die Damen geben ſich damit nicht ab. Dies Eingemachte und die Saftmuße von Bahia und Rio Janeiro werden von männlichen Sclaven bereitet. Kurz, man lebt hier in einer tiefen Apathie und einer entnervenden Indolenz, welche durch die Nachläſſigkeit, die Fähigkeiten des Geiſtes auszubilden, vermehrt wird. Wenige Frauen können leſen und das Schreiben iſt ſelbſt bei Männern eine wenig bekannte Kunſt. Letztere ſind derſelben Apathie und Indolenz ergeben, wie die Frauen. Ganze Tage gehen unter Beſuch-Geben und Nehmen hin, wo man bei nutzloſen Unterhaltungen gähnt oder Charten ſpielt, inzwiſchen europäiſche Aufſeher, Lieblings-Mulatten oder vertraute Sclaven ihre Angelegenheiten und ihre Pflanzungen beſorgen. Dieſen Mangel an Energie darf man dem Klima nicht zuſchreiben. Denn ein großer Theil des Jahres iſt hier ſo gemäßigt, als der September in Europa. Die Wintermonate ſind dort auch im Allgemeinen ſehr gelinde. Mitten unter der Hitze erheben ſich von Zeit zu Zeit kühlende Winde und ſowohl Morgens, als Abends haben die Sonnenſtrahlen einige Stunden hindurch wenig Kraft. Die Erde wird auch durch den ſtarken Thau, welcher zwiſchen den

Wendekreiſen und vorzüglich in Braſilien fällt, erfriſcht.

Die Bewohner von Porto-Seguro ſind ſtolz darauf, daß ihr Haven der erſte an dieſer Küſte war, den Cabral entdeckte. Sie verwahren noch mit vieler Verehrung das heilige Kreuz, welches unter einem dichtbelaubten Baume aufgeſtellt ward, um daſelbſt die erſte hohe Meſſe mit Muſik und Kanonendonner zu feiern. Während dieſer Meſſe, erzählt man hier, kamen die Eingebornen haufenweiſe herbei, um Zeugen eines ſo neuen Schauſpieles zu ſeyn. Voll Erſtaunen und Bewunderung beobachteten ſie das tiefſte Stillſchweigen, und der Geiſt Gottes offenbarte ſich auf eine ſo ſichtbare Art, daß Alle in demſelben Augenblicke zum Glauben bekehrt wurden.

Der innere Theil des Diſtrikts hat Ueberfluß an wilden Thieren und Pferden, die ſich aber nie der Küſte nähern. Die Pferde, deren ſich die Einwohner bedienen, ſind von der in Buenos-Ayres üblichen Raſſe. Sie ſind in der Regel 14 Fäuſte hoch. Ihr Knochenbau iſt ſchwach; deſſen ungeachtet können ſie große Strapatzen ertragen. Ihre Form iſt nicht ſchön und ihre Bewegungen haben wenig Feuer.

Die Schaafe gleichen mehrentheils den europäiſchen, ſind aber kleiner. Man hat hier auch eine Art mit vier Hörnern und eine andere, welche von der behaarten, afrikaniſchen Raſſe zu ſtammen ſcheint. Man könnte

das guineaſche Schaf (Ovis guineensis) von Angola nach Braſilien verſetzen und man würde daraus beträchtlichen Nutzen ziehen.

Die zahlreichen Rindviehheerden, welche man in dieſem Bezirke und im Innern aller Provinzen Braſiliens findet, könnten gut verpflegt und richtig behandelt, nicht nur ſo viel Butter und Käſe geben, als zum innern Verbrauche, ſondern auch zur Ausfuhr in das Ausland erforderlich iſt, während man nur eine kleine Quantität davon, welche kaum zum eigenen Verbrauche hinreicht, verfertiget. Der Käſe iſt hier nur von mittlerer Güte und man glaubt allgemein, daß die Wärme des Klima nicht geſtatte, hier Butter zu machen. Es iſt aber allgemein bekannt, daß man in dem viel heißeren Oſt-Indien zu jeder Jahreszeit vortreffliche Butter haben kann.

Man tödtet in Braſilien bloß der Häute wegen eine große Anzahl Ochſen. Aber es erhellet leicht, daß man außer dem Fleiſche des Rumpfes, welches eingeſalzen wird, noch viele Theile des Körpers mit großem Vortheile benutzen könnte. Man muß ſelbſt fürchten, daß, wenn man nicht eine gute Polizei einführt und dem Ackerbau keine Art von Ermunterung angedeihen läßt, dieſe Kunſt, ſtatt ſich zu verbeſſern, noch lange in einem Lande unvollkommen bleiben wird, welches mit der Milde des Klima, den Vortheil einer der glücklichſten Lagen vereinigt.

Die Mauleſel, welche man zu Porto-Seguro und deſſen Umgegend erzieht, ſind groß und ſehr wohlgebaut. Sie ſind lebhaft und ihr ganzes Aeußere hat nicht den Anſchein von Langſamkeit und Trägheit, der dieſen Thieren ſonſt eigen iſt.

Die wilden Thiere dieſes Bezirks ſind von denen in andern Gegenden Braſiliens nicht verſchieden. Die Vierfüßigen dieſer Art, in dem neuen Continent, wie Unzen, Tiger, Leoparden, wilde Hunde u. ſ. f. zeigen weniger Wildheit und ſtehen an Kraft und Größe weit denen gleicher Art in Afrika und Aſien nach.

Die Preſugia, oder das Faulthier, findet ſich in dieſem Bezirke ſehr häufig. Es iſt ein friedliches Thier. Kopf und Maul ſind klein und rund; die Zähne ſchmal und wenig ſpitz; die erhöhte Naſe iſt ſchwarz und glänzend; die Augen ſind klein, ſchwarz und trübe. Die übrigen Theile des Leibes ſind mit aſchfarbenen Haaren bedeckt. Dieſes, etwa die Größe eines Fuchſes habende, Thier nährt ſich von ſaftigen Baumblättern, welche ihm zur Speiſe und zum Tranke zugleich dienen. Trotz der ſcheinbaren Schwäche ſeiner Glieder, hängt es ſich ſo feſt an die Zweige der Bäume, daß man es nur mit Mühe losreißen kann. Seine Abneigung gegen den Regen iſt ſo ſtark, daß es in dem Augenblicke, in welchem er fallen will, alle Kräfte aufbietet, einen Zufluchtsort gegen denſelben zu finden. Während mehrerer Minuten kann es nur einen Steinwurf weit ſich fortbewegen und dieſer außergewöhnlichen Langſamkeit dankt es ſeinen Namen.

Die in andern Theilen Braſiliens ſo häufigen Affen ſind in der Gegend von Porto-Seguro ſehr ſelten. Die, welche man in kleiner Anzahl in der Umgegend antrifft, ſind von einer grauen Art.

Die Armadille, oder Gürtel-Thiere, finden ſich hier in deſto größerer Menge und ſie durchſtreifen das Land in allen Richtungen. Eine Art rollt ſich, wenn man ſie angreift, wie ein Igel zuſammen und bietet von allen Seiten ſeine Schuppen zur Vertheidigung dar, welche ein undurchdringliches Schild bilden.

Die Saratua, ein Thier, das in der Größe unſerm Fuchſe nahe kommt, iſt außerordentlich gefräßig und verübt in der Umgegend der Stadt große Verwüſtungen unter dem Geflügel. Wird dies Thier angegriffen, ſo vertheidigt es ſich mit vieler Hartnäckigkeit.

Waldungen und Büſche ſind mit einer Menge Vögel von verſchiedener Art angefüllt, von denen die einen ihr reich und glänzend-gefärbtes Gefieder zur Schau tragen, die andern durch die Sanftheit, Verſchiedenheit und Melodie ihrer Stimme das Ohr entzücken. Da man ſie aber auch in den andern Gegenden Braſiliens antrifft, gehört ihre Beſchreibung nicht hieher.

Die Erzeugniſſe des Gewächsreichs ſind hier, ſo wie im übrigen Lande, im Ueberfluß vorhanden. Allein die Einwohner haben nur dürftige Kenntniſſe davon und die ungemeine Eiferſucht der Regierung hat bis jetzt noch keinem fremden Kräuterkenner geſtattet, ſie zu unterſuchen und zu beſchreiben. Aus dem Stamme mehrerer un-

Porto=Seguro wachſender Bäume quillt ein balſamiſches Schleimharz, von denen eines dem Peruaniſchen Balſam ähnlich iſt, und welches die Einwohner ſammeln, um es in Menge nach Europa zu verſenden. Es wird von einer Art weiblicher Fichten erzeugt und man ſammelt es in Näpfen, wenn der Baum abgehauen iſt. Gegen die nördliche Gränze dieſes Bezirks ſind die Ufer des Rio=Grande mit ungeheuern Waldungen bedeckt, welche das beſte Schiffbauholz liefern ſollen. Aus denſelben ziehen die königlichen Werfte ihren Bedarf.

Die zu dieſem Behufe am meiſten verwendeten Bäume ſind der Sippipira, dem oſtindiſchen Tihk ähnlich, der Peroba, der Oraubu und der Louro, ſämmtlich Varietäten der Eiche und des Lerchenbaumes. Cedern und andere zum Brücken= und Schiffbau dienliche Holzarten wachſen hier, ſo wie das Braſilien=, Campeche=, Akaju=Holz und andere, im Ueberfluſſe.

Der Rio=Grande läßt ſich, da er weder Waſſerfälle, noch Strömungen hat, weit aufwärts mit Kähnen befahren. Nachdem dieſer Fluß erſt von Weſten ziemlich tief in das Land gedrungen iſt, beugt er ſich gegen Süden. Seine noch nicht erforſchte Quelle ſoll oberhalb den Bergwerken von Pitangui liegen. Seine Mündung iſt innerhalb der Sandbank breit und tief und dieſes auch noch weit aufwärts. Vor einigen Jahren unternahmen beide Söhne des Diſtrictsrichters Joſe Dantes Coelho mit ihren Dienern, und der Capitan=Mor oder Militär=Capitän von Porto=Seguro, in Begleitung ſeiner Leute und

eines Trupps Eingeborner eine Fahrt dieſen Strom aufwärts. Vierzehn Tage legten ſie auf Kähnen zurück, ohne die geringſte Schwierigkeit zu finden. Sie trafen die Ufer mit den reichſten Geſchenken der Natur bedeckt, die Wälder mit Schweinen und die Wieſen mit Rindviehheerden erfüllt. Am Schluſſe ihrer Reiſe bemerkten ſie unfern dem Fluſſe zerſtreute, kleine Diamanten und auch andere Edelſteine. Die Erſtern ſchienen ihnen nicht von großem Werthe. Sie beſchloſſen ihre Fahrt zu wiederholen, um genauere Unterſuchungen dieſes Theils des Diſtricts anzuſtellen; aber ein Befehl der Regierung verhinderte die Ausführung dieſes Vorhabens.

Aus den flüchtigen Beobachtungen, welche die Kürze ihrer Reiſe ihnen zu machen geſtattete, ergiebt ſich, daß unter einer aufgeklärten Regierung und durch zureichende Aufmunterungen man am Rio Grande de Porto Seguro Niederlaſſungen anlegen könnte, welche in kurzer Zeit eine fruchtbare Quelle von Reichthümern für den Staat zu werden verſprächen; aber jetzt iſt der Zweck der unerklärlichen, portugieſiſchen Politik, daß dieſer fruchtbare Landſtrich unbekannt und ohne Bevölkerung bleibe.

An der Küſte ſüdlich vom Rio-Grande hat man kürzlich die Niederlaſſung Belmont angelegt, welche jetzt in einem blühenden Zuſtande iſt. Unfern davon liegt die Stadt Santa-Cruz, etwa 3 Meilen von Porto-Seguro. Dieſe einſt blühende Stadt verfällt gegenwärtig in einen Zuſtand von Abnahme. Ihr Haven läßt nur kleine Schiffe, die gegen 12 Fuß in das Waſſer gehn, zu.

Aber in dem rothen Cyron, unmittelbar an der Küſte, können Schiffe jeder Größe ohne Gefahr einlaufen.

Südlich von Porto-Seguro bringt die kleine, flache Bai von Tranquoſo in die Küſte. Dieſer Theil des Ufers gewährt einen köſtlichen Anblick und iſt mit reichen und blühenden Pflanzungen bedeckt. In einer kleinen Entfernung von Tranquoſo, an den Ufern des Rio dos Fratres iſt das Land unbewohnt, welches ohne Zweifel den Gefahren zuzuſchreiben iſt, welchen Schiffe bei ihrer Einfahrt in dieſen Fluß, deſſen Mündung durch eine ſehr gefährliche Sandbank durchſchnitten wird, entgegen gehn.

Südlich vom Rio dos Fratres wird das Land bergigt. Der Berg Paſeva dient den an dieſem Theile der Küſte, deren Annäherung durch eine Reihe von Felſen-Riffen und Untiefen ungemein erſchwert wird, fahrenden Schiffen zum Ankerplatz. Noch gefährlicher iſt die Fahrt der Schiffe längs der Küſte von Caravellas, wenn gleich die Lootſen aus der Nachbarſchaft ſo erfahren ſind, daß man ſelten von Unfällen höret.

Vom Rio dos Fratres bis zur Stadt Prado wird die Küſte von zahlreichen, feindlichen Stämmen der Ureingebornen bewohnt, welche die Reiſe zwiſchen beiden genannten Orten ſo gefährlich machen, daß alle Verbindung derſelben gehemmt iſt. Letztere dankt ihren blühenden Wohlſtand dem Fiſchfange. Die Bewohner der Umgegend dieſer Stadt und die von Alcobaça, welcher Ort nahe bei derſelben liegt, beſchäftigen ſich hauptſächlich

ſich mit dem Baue des Manioks und der Bereitung des Caſſavemehls, welches ſie nach dem Haven der Stadt Carevellos verführen. Eine gefährliche Sandbank erlaubt nur leicht beladenen Schiffen in dieſen Haven einzulaufen, der im Innern bis 10 Faden Tiefe hat. Die Stadt Carevellos liegt gegen 1½ Meile von der Mündung des Fluſſes. Sie iſt volkreicher als Porto-Seguro und ihre Gebäude in mancher Hinſicht ſchöner. Das ſie umgebende Land iſt mit Maniok-Pflanzungen bedeckt. Von hier aus geht jährlich eine beträchtliche Menge dieſes nützlichen Nahrungsmittels nach Rio de Janeiro, Bahia und Fernambuco ab. Im Haven von Carevellos werden kleine Schiffe nicht allein zum Gebrauche der dortigen Einwohner, ſondern auch für den Bedarf von Porto-Seguro erbauet. San-Matthias, welcher Ort die Gränze des Bezirks von Porto-Seguro in dieſer Richtung bildet, iſt von Carevellos etwa 6 Meilen entfernt. Man findet hier auch ſehr große Maniokpflanzungen.

Die Küſte des Diſtricts Porto-Seguro erſtreckt ſich 42 Meilen lang. Weſtlich hat ihr Umfang keine Gränzen. Aber bis jetzt iſt noch keine Niederlaſſung in dieſer Richtung angelegt worden, welche weiter als 6 oder 7 Meilen von der Küſte entfernt wäre. Im Innern dieſes Diſtricts findet man Gold und mehrere koſtbare Mineralien im Ueberfluß.

Schon mehrmals iſt in dieſer Schrift von der unbegreiflichen Eiferſucht der Portugieſen gegen Fremde, die

Rede geweſen. Nur nach vielen Schwierigkeiten erlauben ſie ihnen den Zutritt in ihre Colonien, woher es dann rührt, daß man noch ſo beſchränkte Kenntniſſe von dem Innern dieſes eben ſo ſchönen, als wichtigen Landes hat.

Während des erzwungenen Aufenthalts, den Hr. Lindley in Porto-Seguro machen mußte, fand die zur Beſitznahme ſeiner Papiere beauftragte Commiſſion eine kleine Quantität Goldkörner mit goldfarbigem Sande gemiſcht, welchen ihm ein Coloniſt als eine Probe gegeben hatte. Dieſer Umſtand erweckte die Neugierde der Mitglieder der Commiſſion ganz beſonders und er ward ſehr ſtreng über dieſen Umſtand vernommen. Freimüthig geſtand er, wie er dazu gekommen ſey, erklärte aber zugleich, er kenne den, von dem er ſie empfangen habe, durchaus nicht, da dieſer in einer weit entlegenen Niederlaſſung wohne. Auf dieſe Erklärung erhielt er die Weiſung, ſich zur Abreiſe vorzubereiten, um die Perſon ausfindig zu machen, von welcher er dieſen Goldſtaub erhalten hatte. Die Reiſe ward mitten im dortigen Winter in Begleitung eines Officiers und fünf ſeiner Leute zu Pferde angeſtellt. Wir theilen hier den Bericht Hrn. Lindley's über den Theil des Bezirks, den ihm dieſe abgenöthigte Reiſe etwas näher kennen lernte, mit deſſen eigenen Worten mit.

„Am 2ten Auguſt ſtiegen wir, an der Zahl ſieben zu Pferde und folgten der Küſte in ſüdlicher Richtung. Nach Zurücklegung einer Stunde, wendeten wir uns plötzlich gegen Weſten und drangen in das Land ein.

Nach Erſteigung einer ſteilen Höhe fanden wir auf dem Gipfel derſelben eine der Nossa Senhora de Iudea geweihte Capelle. Von dieſer Höhe genießt man eine erhabene Anſicht. Das Auge ſenkt ſich auf das weit umher liegende Land und den unermeßlichen Ocean. Die weißen Mauern der Capelle dienen den Schiffen als Steuerpunct und an die heilige Jungfrau, die Beſchützerin dieſes Orts, richten die Schiffer im Falle der Noth oder bei widrigen Winden ihre Gebete. Ihre Macht erſtreckt ſich auch auf die Heilung mancher Krankheiten, wenn ſie mit wahrem Glauben angerufen wird. Das Innere dieſer Capelle iſt mit rohen Zeichnungen verziert, welche durch Sturm herumgeworfene Schiffe oder Krankenſtuben darſtellen. Unter jeder Zeichnung ſteht eine Innſchrift, beſtimmt das Andenken der geretteten Schiffe und Kranken zu erhalten.“

„Nachdem wir unſere Magen durch einen Zwieback und ein Glas Waſſer befriedigt hatten, welches uns der gute Vicar darreichte, beſuchten wir in der Umgegend mehrere Pflanzungen und Ingenio's *), wo wir einen Wegweiſer von den Urbewohnern annahmen. Der Lauf des Fluſſes, dem wir folgten, bot uns einen ſehr guten Weg durch ein ebenes Land dar, welches Cultur in vortreffliche Wieſen umwandeln könnte. Der Boden iſt ſchwarz, zuweilen grobſandig und aus Thon und Sand zuſammengeſetzt.“

*) Die Bedeutung dieſes Wortes wird etwas weiter unten angegeben.

„Wir verließen das offene Land, um uns in alte, dichte Waldungen auf einem ſchmalen Fußwege zu begeben, a[illegible] nur ein Reyter Platz fand und den nie die [illegible] Sonne erhelleten. Zuweilen hielt uns ein dichtes Gewölbe von in einander geflochtenen Zweigen auf, welche tief genug herunter gingen, um den Weg zu verſperren. Nach zwei Stunden eines ſehr mühſamen Marſches zeigte ſich wieder offenes Land und wir kamen durch mehrere Zuckerrohr-, Maniok- und andere Pflanzungen, über zum Theil umgebrochenes Land und eine Menge Anderes, was man in fruchtbare Felder oder ſchöne Wieſen umwandeln könnte. Weiter hin veränderte ſich der Anblick der Gegend und bot uns eine Reihe mäßig hoher Berge dar, welche ſich in der Richtung des Fluſſes, gegen den das Land einen ſanften, unmerklichen Abhang hat, von Oſten nach Weſten erſtreckten. An dem entgegengeſetzten Ufer erhebt es ſich plötzlich zu einem ſteilen Gebirge, welches mit ewigem Grün bedeckt iſt. Indem wir in paralleler Richtung mit dieſen Bergen fortzogen, kamen wir auf der Pflanzung und bei dem Ingenio des Joao Furtado an und ſtiegen in der Hoffnung vom Pferde, hier ein beſſeres Quartier zu finden, als zu Villa Verde, welcher Ort, an der Gränze dieſes Bezirks liegend, bloß vom Vicar (einem Miſſionar), drei Weißen und einigen bekehrten Eingeborenen bewohnt wird.“

„Unſer Wirth war ein alter Junggeſelle von 70 Jahren, der mit ſeiner Schweſter, einer Jungfer faſt von gleichem Alter, lebte. Er erzählte mir, daß er in

der Nähe geboren und ſein Leben eine Folge von Fleiß und Arbeit geweſen ſey; daß das Ingenio, das Haus, die Mobilien u. ſ. f. faſt ganz das [illegible] Hände ſeyen. Ich fand, daß er in der [illegible] umliegenden Landes, vorzüglich in der Ornithologie ſehr bewandert war und bedauerte, daß die Kürze meines Aufenthalts mir nicht erlaubte, von ihm Belehrungen zu erhalten.“

„Das portugieſiſche Wort Ingenio bezeichnet eine Maſchine zum Auspreſſen des Zuckerrohrs, welche ſehr einfach iſt. Sie beſteht aus drei Walzen von ſchwerem Holze, welche zwei Fuß im Durchmeſſer und drei Fuß Länge haben, in einem Rahmen gefaßt ſind und horizontal wirken. Der obere Theil der mittelſten Walze iſt in einer viereckigen Pfoſte befeſtigt, welche über den Rahmen hinweggeht und an welcher Holzſtücke kreuzweiſe angebracht ſind, um daran zwei Pferde zu ſpannen, welche das Ganze in Bewegung ſetzen. Unterhalb dieſer Maſchine ſteht ein großer Trog in ſchiefer Stellung, um den durch die Walzen ausgepreßten Rohrſaft aufzunehmen. Aus demſelben bringt man den Saft in einen flachen, 6 Fuß im Durchmeſſer haltenden, Siedekeſſel und ſchäumt ihn während dem Sude ſorgfältig ab, vermiſcht ihn dann mit Holzaſche, nachdem er in einem andern Gefäße abgekühlt iſt und läßt ihn ſo einige Tage ſtehen. Dann gießt man den reinen Saft ab, thut ihn wieder in denſelben Siedekeſſel und dampft ihn bis zur gänzlichen Bildung des Zuckers ab. Aus dem Ueberbleibſel zieht man ein ſtarkes geiſtiges Getränk (Rum) ab. Welcher ungemein bedeutender Unterſchied findet nicht zwiſchen dieſer

urſprünglichen Art, Zucker zu erzeugen und den ungeheuren Anlagen, Maſchinen und Inſtrumenten, welche engliſche Pflanzer in Weſtindien zu gleicher Abſicht anwenden, Statt."

„Da durchaus in Porto-Seguro Armuth herrſcht, fand ich in dieſem Hauſe Alles über meine Erwartung und ſelbſt beſſer, als alles, was ich bisher in dieſem Theile Braſiliens noch angetroffen hatte. Die Aufnahme war herzlich, die Speiſen gut nach Landesart zugerichtet und ziemlich reinlich. Wir ſpeiſeten auf dem Boden ſitzend. Die Schüſſeln ſtanden auf mit einem weißen Tuche bedeckten Matten. Irdenes Geſchirr, hier eine Seltenheit, war hinreichend da, die Löffel von Silber, eben ſo die Griffe der Meſſer und Gabeln. Das Nachtlager war reinlich und bequem."

„Am andern Morgen ſtand ich mit der Sonne auf und ward durch die, die Pflanzung umgebende Gegend bezaubert. Das Haus ſelbſt war mit Bananen-, Baumwollen-, Cacao- und Orangen-Bäumen umgeben. An verſchiedenen Orten befanden ſich Befriedigungen, welche Zuckerrohr, Maniok, und andere Pflanzen einſchloſſen. Weſtlich lag eine große Wieſe zur Weide, von Waldung unregelmäßig umgeben. Der an ſeinem Abhange gegen den Fluß ungleiche Boden bildete einige angenehme Vertiefungen, die durch Baumgruppen verſchönert wurden, welche mit dem Fluſſe und den an ſeinen Ufern weidenden Heerden, eine der lieblichſten Anſichten gaben."

„Am Rande der Waldung erblickte ich Vögel vom glänzendſten Gefieder. Einer derſelben war faſt ſo groß als ein Truthahn. Der am reichſten geſchmückte war der Mutu. Sein Gefieder iſt faſt ſchwarzblau und Kopf und Augen ſind von überraſchender Schönheit. Die Tukans waren hier in Menge, ſo wie mehrere andere Vögel, deren Farbenſchmuck ich bewunderte. Auf jedem Strauche hält ſich eine graue oder ſilberfarbene Meerkatze auf, deren durchdringender Schrei ſehr unangenehm iſt, und nahe gehört, bis in das Gehirne dringt. Ich glaubte die Stimmen der Unzen, welche hier ſehr häufig ſind, von Ferne zu hören. Die Verwüſtungen dieſer Thiere ſind ſchrecklich und bilden mit den Schlangen die vorzüglichſten Uebel der Pflanzer.“

„Nach dem Eſſen kehrten wir auf demſelben Wege durch mehrere zerſtreute, am Fluſſe zu leichterem Transport ihrer Erzeugniſſe nach Porto Seguro und andern Orten angelegte Pflanzungen zurück. Alles übrige Land an beiden Ufern bis zu dem Haven am Meere iſt gänzlich vernachläſſigt, obgleich jeder Theil deſſelben durch kleine Flüſſe bewäſſert wird. Zuckerrohr, Baumwollenbäume, Maniok u. ſ. f. würden faſt ohne Cultur gedeihen, ſo wie die ungemeine Zahl anderer Erzeugniſſe der Tropenländer. Kurz! Hier bietet die Natur ihre Gaben freiwillig dar und winkt der Hand des Menſchen. Aber dieſes reizende Land, eines der ſchönſten der Erde, iſt aus Mangel an Bewohnern der Menſchheit faſt unnütz. In ſeinem Schooſe liegen zahlloſe Reichthümer von viel höherem Werthe, als Metallgruben, noch verborgen.“

„Wie ich ſo in dieſe Betrachtungen vertieft war, gingen meine Reiſegefährten in der tiefſten Stille vorwärts. Wahrſcheinlich war es ihnen verdrießlich, daß ſie den kühnen Unterthan nicht entdecken konnten, der es gewagt hatte, einen Gegenſtand zu berühren, oder nur an denſelben zu denken, der ſo ſtrenge unterſagt iſt, wie das Gold. War inzwiſchen der Vogel entflohen, ſo hatte er doch ſein koſtbares Neſt zurückgelaſſen. Man entdeckte den Fluß, an deſſen Ufern das Gold gefunden worden war. Eine Wache wurde ſogleich dahin geſtellt und die Annäherung im Namen Seiner Allertreueſten Majeſtät unterſagt. Man nahm zu gleicher Zeit eine zweite Probe von dieſem Golde mit, um nach Rückkehr der Commiſſion nach Bahia ſeinen Gehalt zu prüfen.“

„Bei der Ankunft Hrn. Lindley's in Porto Seguro entdeckten einige der Bewohner, welche pflichtmäßig alle Winkel ſeines Schiffes durchſuchten, eine Kiſte mit Medicamenten und ſchloſſen daraus, er ſey ein Arzt. Da ſich dieſer Irrthum in der ganzen Stadt verbreitet hatte, ſahe er ſich von Kranken aller Art angegangen. Die Einen ruften ſeine Hülfe por amor de Dios (aus Liebe zu Gott) an; Andere baten ihn, im Namen von nossa Senhora Maria (unſere Frau Maria) ihre Krankheiten zu heilen.“

„Auch der Commandant dieſes Orts theilte den allgemeinen Glauben und erſuchte ihn, einen Kranken in dem unter der Stadt liegenden Dorfe zu beſuchen. Bei

dieſer Gelegenheit war er Zeuge eines Auftritts, welcher die ungemein große Unwiſſenheit und den Aberglauben der Coloniſten kräftig darſtellt. Der Kranke, der am Abend zuvor einen Anfall vom Schlagfluſſe gehabt hatte, befand ſich in einem verſchloſſenen Zimmer, aus dem man friſche Luft und Licht ſorgfältig verbannt hatte. Um den Mangel an Helligkeit zu erſetzen, hielt man ein Licht über ſeinem Kopfe. Er lag ohne Bewegung auf einer der hölzernen Seiten ſeines Bettes. Der Obertheil deſſelben nahm einen Winkel des Zimmers ein und eine der Seiten lief unfern der Mauer hin. Zwiſchen der Mauer und dem Kranken war ein Raum, in welchem die Frau des Kranken und eine andere Frau kauerten. Sie mußten jedesmal über den Kranken wegſteigen, wenn ſie aus dem Zimmer wollten. Ueber der Oberſeite des Bettes waren mehrere Bilder, ein Bein, ein Fuß, ein kleiner Degen und andere Reliquien angebracht. Man hatte über ihm eine Krone von gedrehetem Holze aufgehängt. Alles zuſammen bot dem Auge ein wunderbares und ſeltſames Gemälde von Krankheit, Dummheit und Aberglauben dar.

Dieſer Menſch ſtarb um Mitternacht und am folgenden Tage ertönten die Glocken bis zu ſeiner Beerdigung, welche um acht Uhr Abends erfolgte. Die Fahne der Kirche, an deren Spitze ein großes ſilbernes Kreuz war, gieng vor der Begleitung der Leiche her, welche aus Männern, die kleinere Kreuze trugen, und den vornehmſten Einwohnern der Stadt, zuſammen aus

gegen 250 Menſchen beſtand, welche ſämmtlich Wachskerzen trugen und von drei Prieſtern, Sängern, u. ſ. f. begleitet wurden. Der Leichnam lag unbedeckt im Sarge und war mit einer grauen Franziskaner-Kutte nebſt zugehörigem Knotenſtricke bekleidet. Auch ſein Geſicht war unbedeckt. Von Zeit zu Zeit hielt der Zug inne und ſang Todtenlieder. „Die Stille der Nacht und der feierliche Trauergeſang, der das Gehör ergriff und aus dem Thale und vom Berge S. Francesco zurückhallte, gaben dieſer Scene ein beſonderes Intereſſe,“ ſagt Hr. Lindley.

Das kleine Gouvernement Espirito-Santo nimmt einen Küſtenſtrich von etwa 30 Meilen Länge, ſüdlich von Porto-Seguro ein. Der Haven des gleichnamigen Ortes iſt ſehr bequem und der in demſelben getriebene Handel gleicht ganz dem, welcher in dem von Porto-Seguro Statt findet. Außer dieſem Hauptorte liegen folgende beträchtliche Städte in dieſem Bezirke (der zu der Generalkapitanerie Bahia gehört): Noſſa Senhora de la Vittoria und Noſſa Senhora de la Conception. Das angenehme und fruchtbare Land hat Ueberfluß an Pflanzungen von Manioks und andern Nahrungsmitteln. Die Volksmenge dieſes Bezirks beträgt über 25,000 Menſchen.

Südlich von der Generalkapitanerie Rio-Janeiro liegt der Bezirk San-Vincente, der für einen der reichſten in Braſilien gehalten wird. Gegen Oſten gränzt das Atlantiſche Meer, gegen Süden das

der Generalkapitanerie Bahia untergeordnete kleine Gouvernement, Segerippe del Rey *) und gegen Weſten die de la Plata Berge und von verſchiedenen wilden Stämmen bewohnten Länder. Er erſtreckt ſich vom 22° bis 27° S. Br. Seine Länge von Norden nach Süden beträgt gegen 75 Meilen und ſeine Breite von Oſten nach Weſten an einigen Punkten 45, an andern aber nur 25 Meilen. Die Stadt St. Vincente liegt an einer ſchönen Bucht des atlantiſchen Meeres. Sie iſt gut befeſtigt und ihre Volksmenge beträgt 3000 Seelen. Bis zur Entdeckung der daſigen Goldgruben im Jahr 1735 ward dieſe Gegend ſehr vernachläſſigt. Seitdem ſind mehrere Forts am Norduſer des Rio de la Plata zu ihrer Sicherheit erbauet worden. Dieſer Bezirk iſt aber nur ſehr ſchwach bevölkert, weil nur an den Küſten einige Dörfer zerſtreut liegen. Die Einwohner treiben Schleichhandel mit den Spaniern, indem ſie ihnen Rum und Tabak von den eigenen, Tuch, Seidenwaaren und Branntwein von den europäiſchen Erzeugniſſen verkaufen.

Der Handel zu San-Vincente, der über Rio Janeiro geht, beſteht in Hornvieh, Schweinen, Zukker, Tabak und gebrannten Waſſern.

*) Manche Schriftſteller ordnen dieſes kleine Gouvernement dem von San-Vincente unter, welcher Bezirk aber gar kein Gouvernement bildet. M. ſ. die Anmerkung oben S. 82. Santos mit einem ſehr guten Haven iſt der Hauptort deſſelben.

Eilfter Abſchnitt.

Beſchreibung der Capitanerie Bahia (Allerheiligen-Bai.) — Sitten der Bewohner. — Naturerzeugniſſe. — Manufacturen. — Militär.

Die Capitanerie Bahia begreift 30 Meilen Küſten, welche unmittelbar zur Allerheiligen-Bai gehören und iſt eine der kleinſten Abtheilungen Braſiliens, inzwiſchen die fruchtbarſte, bevölkertſte und die, wo der größte Ueberfluß herrſcht.

Die Allerheiligen-Bai, deren Mündung 1 bis 2 Meilen breit iſt und deren Umfang 8 bis 9 Meilen beträgt, hat ihren Eingang im Süden. Eine breite Halbinſel und die Inſel Itaporica bilden ſie. Sie verlängert ſich nach Nordweſten bis zu einigen Inſeln und einem in das Land eindringenden Meerarm. In ihrem Umfange, der einen ganzen Grad beträgt, nimmt ſie das Waſſer der fünf großen Flüſſe Paraguaſſu, Serzipe, Jaquaripe, Mathuim und Paraja, die ſämmtlich ſchiffbar ſind, auf. Die kleinen, in dieſem Buſen zerſtreueten, Inſeln ſind mit Baumwollenbäumen bedeckt, welche eine ſehr angenehme Wirkung auf das Auge machen. Die Bai verengert ſich gegen ihr Ende. Sie iſt gegen jeden Angriff geſichert und bietet einen ſichern und geräumigen Haven, ſelbſt den beträchtlichſten Flotten dar. Man hat auf beiden Sei-

an der Einfahrt zwei kleine Forts erbauet, die weniger zur Verhinderung des Einlaufens der Schiffe in die Bai, als des Ausladens ihrer Fracht u. ſ. f. dienen.

Der Ankerplatz erſtreckt ſich von der Sandbank San-Antonio an der Spitze der großen Halbinſel bis zur Spitze der Halbinſel Monſerrat, welche in der erſten begriffen iſt und bis zur Küſte von Tapagippe. Daſelbſt ſind die Schiffe vor allen Winden geſichert, und liegen auf einem guten Grunde in einem Haven, der die Flotten aller Staaten der Erde umfaſſen könnte.

Die Hauptſtadt dieſer Capitanerie, San-Salvador war die Hauptſtadt ganz Braſilien's, ehe der Sitz der Regierung nach Rio de Janeiro verlegt ward. Sie liegt an der rechten Küſte der Bai und der, die obere Stadt genannte Theil derſelben, weil er auf dem Gipfel eines Berges liegt, beherrſcht den Haven. Die untere Stadt beſteht hauptſächlich aus einer, dem Ufer parallel laufenden Straße und liegt unten am Berge, der ſteil, aber nicht beträchtlich hoch iſt. In ihr wohnen alle Kauf- und Geſchäftsleute, unter denen große Bewegung und Thätigkeit herrſcht.

Die Volksmenge von San-Salvador wird in beiden Theilen dieſer Stadt zu 100,000 Seelen geſchätzt, unter denen 30,000 Weiße, eben ſo viel Mulatten und die übrigen Neger ſind.

Die größtentheils im Geſchmacke des 17ten Jahrhunderts erbaueten Häuſer, ſind im Allgemeinen groß und geräumig; aber weder ſchön, noch bequem. Seit

einiger Zeit aber haben die Bürger des erſten Ranges elegante Gebäude, vorzüglich in der Nachbarſchaft der Stadt, erbauen und ſie mit vieler Verſchwendung meubliren laſſen.

Durch eine alte Verordnung, welche im J. 1749 auch auf Braſilien ausgedehnt ward, war den Portugieſen ſtreng verboten, Gold- oder Silberſtoffe, oder irgend eine Art Treſſen auf ihren Kleidern zu tragen. Die Geſetze können wohl die Neigung für Glanz und Flitterſtaat beſchränken, aber ſelten ganz unterdrücken. Alſo ſparen die Bewohner von Bahia nichts, um ſich ein reiches und koſtbares Ameublement anzuſchaffen, deſſen Auswahl und Anordnung mehr Verſchwendung, als Geſchmack zeigt.

Im Allgemeinen gewähren die Häuſer hier einen traurigen, ärmlichen Anblick, welcher von der wenigen Sorgfalt, die man auf ihre Unterhaltung verwendet, und hauptſächlich von den Holzgittern herrührt, welche ſtatt der Glasfenſter in den Häuſern der Kaufleute und in den reich gefüllteſten Läden üblich ſind. Wer unter heißen Himmelsſtrichen gelebt und das Angenehme des Schattens erprobt hat, wird über eine ſolche Sitte erſtaunen. Dieſe Gitter ſind nicht einmal bemalt, eine Verzierung, die den Häuſern ein heiteres und belebtes Anſehn ertheilen würde.

Die niedrigſten Claſſen der Bewohner, als Mulatten, Neger, ſelbſt Soldaten, leben in niedrigen, mit Ziegeln bedeckten Hütten, welche nur eine Oeffnung im Dache und ein Fenſter mit hölzernem Quergitter haben.

um Luft einzulaſſen. Dieſe Hütten ſtehen mit den andern Häuſern der Stadt in den meiſten Straſſen ſo durcheinander, daß die ganze Stadt einen eben ſo außerordentlichen, als ungewöhnlichen Anblick darbietet.

Die Straſſen ſind enge, welches in einem Klima, wie das Braſilien's iſt, mehr Vortheil, als Unbequemlichkeit bringen kann; aber ſie ſind dabei auch ſchlecht gepflaſtert und voll Schmuz.

Mitten in der Stadt liegt der große Platz, den man auch wohl den königlichen Platz nennt. Seine vier Seiten nehmen der Pallaſt des Gouverneurs, die Münze, der Appellations-Gerichtshof, der Pallaſt des Senats und das Gefängniß ein. Alle dieſe Gebäude ſind aus Steinen, die man aus dem Mutterlande herbeigeführt hat, erbauet. Die beiden erſten ſind alt und bieten wenig Merkwürdiges dar. Das Gefängniß iſt ein großes und feſtes Gebäude. Die Fenſter ſind mit einer doppelten Reihe runder Eiſenſtäbe, welche 15 bis 16 Zolle von einander ſtehen, verwahrt. Man gelangt in dieſe Verwahrungsorte durch Fallthüren, welche ſich in einem oberhalb derſelben liegenden, vergitterten Zimmer befinden. In der Mitte des erſten Stockwerks befindet ſich ein großer Saal, aus dem man in eine Menge dunkler Behältniſſe kommen kann, welche die Portugieſen Secreto's nennen. Jedes dieſer Behältniſſe iſt gegen 6 Quadratfuß groß und hat ſtatt aller Geräthe nur eine ſtarke eiſerne Kette mit einem, in die Mauer befeſtigten Ringe. Sie ſind vorzüglich für

Staatsgefangene oder Perſonen beſtimmt, welche in die Hände der Inquiſition gefallen ſind.

An dieſes Gefängniß ſtößt ein kleines Hoſpital. Allein der Mangel an freier Luft, die Unreinlichkeit und andere Umſtände bewirken, daß die Zahl der in demſelben Verblichenen ungemein groß iſt. Das einzige Getränk der Gefangenen iſt Waſſer, was aus einer weiten Entfernung in Fäſſern von gefangenen Sclaven herbeigebracht wird. Damit dieſe nicht entfliehen können, verbindet man ſie durch eiſerne Halsbinden, durch welche eine eiſerne Kette geht.

Da die Regierung gar nicht für dieſe Unglücklichen ſorgt, ſo würde ihre Lage die ſchrecklichſte ſeyn, ſorgten nicht die barmherzigen Schweſtern edelmüthig für ſie, welche zu ihren Gunſten die Wohlthaten mitleidiger Menſchen auffordern und täglich denen, welche es am meiſten bedürfen, Caſſave und andere Lebensmittel, welche ſie auftreiben können, vertheilen.

Man ſcheint in dieſer Stadt, welche der Sitz eines Erzbiſchofs iſt, die größte Aufmerkſamkeit unter den übrigen öffentlichen, der Auszeichnung werthen Gebäuden, auf die Kirchen gewendet zu haben. Seit einigen Jahren läßt man jedoch die Kathedrale, ein großes Gebäude, in Trümmern ſinken; aber das Collegium und der erzbiſchöfliche Pallaſt, welche zu derſelben gehören, werden ſorgfältig ausgebeſſert und gut unterhalten. Sie liegen auf dem Gipfel des Berges und von ihnen

hat nur eine weite Ausſicht auf die Stadt und die Umgegend.

Die Jeſuiten-Kirche iſt unſtreitig das größte und ſchönſte Gebäude dieſer Stadt. Die Capelle verdient vorzüglich Aufmerkſamkeit. Sie iſt ganz mit ſchönem Schildpatt belegt, welcher mit ſo vieler Eleganz und mit ſo gutem Geſchmack vertheilt iſt, daß es ſchwer iſt, etwas zu erſinnen, was einen angenehmeren Eindruck auf das Auge machte. Die Einfaſſung des Altar's iſt aus gegoſſenem Kupfer. Das Haupt-Heiligthum iſt, ſo wie andere geheiligte Abtheilungen der Kirche, wo die Gläubigen das Abendmahl erhalten, mit Bildern, Bildſäulen und andern Verzierungen geſchmückt.

Nach Aufhebung des Jeſuiter-Ordens blieben das an die Kirche ſtoßende Collegium und Kloſter lange leer ſtehen. Erſt kürzlich ſind ſie von der Regierung in ein Hoſpital verwandelt worden. Es iſt zu bedauern, daß die koſtbare Bibliothek, welche dieſe gelehrten Geiſtlichen mit eben ſo vieler Mühe, als Koſten geſammelt haben, jetzt für das Publicum verloren und der Vergeſſenheit und Zerſtörung Preis gegeben iſt. Dieſes Mißvergnügen ſteigt um ſo höher, wenn man erwägt, daß ſie mehrere Handſchriften enthält, die Entdeckungen betreffend, welche einige Jeſuiten während ihrer Miſſionen machten, da ſie erweißlich tiefer in das innere Südamerica drangen, als Jemand vor ihnen. Allein die Portugieſen begnügen ſich nicht nur, die größte Gleichgültigkeit gegen Alles, was ſich auf Wiſſenſchaften bezieht,

Von den Damen vom erſten Range. Eine oder Mehrere derſelben, als eigene Kinder aufzunehmen, wenn ſie etwas älter geworden ſind und ſie dann ſo zu erziehen, als wenn ſie von ihnen ſelbſt gebohren wären.

In der unteren Stadt liegen längs dem Strande das Zollhaus, die Uferdämme, der Schiffbauwerft, das königliche Arſenal und die Magazine, welche mit allen Nothwendigkeiten gut verſehen ſind und in der beſtmöglichſten Ordnung erhalten werden. Neben dieſen öffentlichen Gebäuden liegt die Wohnung des Intendanten oder Commandanten des Hafens. — Auf dem Werft kann man nicht mehr, als ein Linienſchiff auf einmal erbauen und dieſe Arbeit ſcheint hier eben ſo langweilig, als langwierig zu ſeyn, da es vier und mehr Jahre erfordert, um ein Schiff von 74 Kanonen gänzlich zu vollenden.

In Tapagippa, welcher Ort in einer kleinen Entfernung von Bahia liegt, findet man mehrere Werfte, die Privatperſonen gehören, auf denen Kauffarthei-Schiffe jeder Größe mit mehrerer Geſchwindigkeit und in minderer Zeit, als auf den königlichen Werften erbauet werden. Dieſe Schiffe ſind ſchön gebauet und von um ſo längerer Dauer, je mehr das Holz, aus dem ſie gebauet ſind, die Eigenſchaft hat, dem Wurmfraße zu widerſtehn.

Vor einigen Jahren ſtellten die Oberſten de Brito und Weinholtz Unterſuchungen über die ſpecifiſche Schwere eines Cubikfußes der verſchiedenen Holzarten,

welche zu Bahia zum Schiffbau verwendet werden und zu welchem Gebrauche ſie vorzüglich dienlich ſind, an. Folgendes Verzeichniß giebt das Reſultat derſelben. *)

	Specifiſches Gewicht. Pfd.	Loth.
Sucupira merim dient zu jedem Theile eines zu erbauenden Schiffes .	59	15
Pao de Arco, zu Kielen, Hinterſteven, Seitenbalken und Geländer des Verdecks	66	7
Pao Roxa, zu gleichem Gebrauche .	63	19
Peguin, zu Oberbalken des Verdecks .	64	6
Sapucaya, zu Kielen, Seitenbalken u. ſ. f.	73	14
Jetahi-amarello, zum Geländer des Verdecks .	66	—
Vinhatico, zu Planken oberhalb und unterhalb des Waſſers, dem Schiffsbauche, u. ſ. f.	46	—
Putumuju, zu denſelben Zwecken .	48	—
Louro, zu Segelſtangen, Maſten u. ſ. f.	37	6
Jequitiba, zu Maſten, Stengen, Raaen u. ſ. f.	44	10
Pao de olio do vermilho, zu denſelben Zwecken	56	3
Maſſaranduba, zu Querbalken des Verdecks, Hinterſteven, u. ſ. f. .	68	18
Olandanbim, zu Bogſprieten, Stengen, Geländern des Verdecks und Planken .	57	18

*) Schade! daß die botaniſchen Kunſtnamen dieſer Baumarten hier fehlen, zumal da ſo wenig Beobachtungen über die eigenthümliche Schwere ausländiſcher Hölzer bis jetzt gemacht ſind.

Dieſes iſt nur ein ſehr kleiner Theil der Bäume, welche zum Schiff- und Häuſerbau ſowohl, als auch zu anderem Gebrauche benutzt werden können. Es iſt ſehr zu bedauern, daß noch ſo viele köſtliche Erzeugniſſe dieſes Landes den Kräuterkennern unbekannt ſind. Die Schwierigkeit, das Holz zu transportiren, verurſacht die Nothwendigkeit, beträchtliche Waldungen durch Feuer zu zerſtören, um Mais und Maniok anbauen zu können. Die neuen Anbauer verlaſſen ſo, wie die Nordamericaner im Innern des Landes, nach einigen Jahren ihre Pflanzungen und dringen tiefer in das Land hinein, um Waldungen zu zerſtören und zahlloſe Bäume in Aſche umzuwandeln, die zu anderem Gebrauche benutzt werden könnten.

Die Feſtungswerke von San Salvador beſtehen aus einer großen Zahl Batterien und Forts, von denen das do Mar genannte das beträchtlichſte iſt. Es liegt im inneren Buſen auf einer kleinen Felſenküſte, ungefähr ¼ Meile vom Ufer. Urſprünglich gab man ihm im J. 1600, wie es erbauet ward, eine runde Form. Als aber die Holländer im J. 1624 ſich der Stadt bemeiſterten, gaben ſie ihm ſeine heutige Geſtalt, indem ſie den alten Thurm einriſſen und das Fort mit einer niedriger liegenden Batterie umgaben. — Der Durchmeſſer aller Werke dieſes Forts beträgt gegen 280 und der des oben liegenden Thurmes 103 Rheinländiſche Fuß. Die untere Batterie hat 29 Stücke von 42, und die obere 16, von 18 und 24 Pfund. Der Thurm, welcher über 25 Fuß höher ſteht, als die untere Batterie,

enthält mehrere Gemächer, welche ſich von ſeiner Mitte nach verſchiedenen Richtungen erſtrecken und theils zu Pulver- und Munition-Magazinen, theils zum Quartier der Beſatzung dienen. Der Gipfel des Thurms iſt mit behauenen Steinen belegt, welche gegen einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt ſchief geneigt ſind, um den Abfluß des fallenden Regens, welcher durch ein Gitter ſich in ein, unter demſelben ſtehendes Behältniß ergießt, aufzufangen. Mittelſt dieſer Einrichtung iſt die Beſatzung jederzeit auf 6 Monate mit hinreichendem Waſſer verſehen. — Dieſes Fort dient auch zur Niederlage für die Marine und alle Schiffe, bloß Kriegsſchiffe ausgenommen, ſind verpflichtet, ihr Pulver bei ihrer Ankunft in der Bai daſelbſt auszuladen, ſo daß in demſelben, außer dem eigenen Vorrath, mindeſtens 900 Pulverfäſſer liegen und oft die doppelte Zahl. Das Pulver wird in den Kaſematten mit vier Bogen, die ziemlich weit von der oberen Batterie liegen, niedergelegt. Jede dieſer Kaſematten hat zwei Thüren, eine innere, aus einem eiſernen Gitter beſtehend und eine ſehr ſtarke außerhalb.

Die Wohnung und die Expeditionszimmer des Commandanten, ſo wie einige Zimmer für Staatsgefangene liegen in der unteren Batterie, unfern dem, mit einer Böſchung verſehenen, Eingange der an das Meer ſtoßenden Seite. Die Beſatzung ſoll aus 500 Mann beſtehen, zählt gewöhnlich aber kaum die Hälfte. Die Schiffe ankern unter dem Schutze deſſelben und des gegenüber liegenden Forts San Philipp.

Auf der Spitze der Halbinſel, faſt gegen der Sandbank über haben die Holländer ein zwar wenig großes, aber ſehr feſtes Fort erbauet. Hier ſteht der Leuchthurm des heiligen Antonius. Geht man von dieſer Spitze gegen die Sandbank hin, ſo gelangt man zu einer kleinen, ziemlich tiefen Bucht, welche ſich in das Land hinein erſtreckt, und von der einen Seite durch das Fort Santa-Maria, von der andern durch das Fort San Diego geſchützt wird.

Am Ende der Stadt, gegen das Meer hin, liegt eine Batterie von achtzehn Kanonen, dem Waſſerſpiegel gleich. Es ſind vierundzwanzigpfünder und die Batterie wird gut unterhalten. — Das Werft wird durch die Batterie San Philipp, welche 38 Stücke von verſchiedenem Kaliber zählt, vertheidigt. Man hat zu verſchiedenen Zeiten auf dem bewohnten Theile der Küſte mehrere unbedeutende Batterien angelegt, die mehr zum Staate, als zum Nutzen dienen. Auch auf der Spitze Montſerrat liegt ein kleines, aber ſehr gutes Fort, mit 10 Stücken Geſchütz von großem Kaliber beſetzt. Auf der, der Stadt gegenüber liegenden Küſte, wo man das Schießpulver fabrizirt, iſt ein Fort erbauet, welches einen von den Holländern ausgegrabenen See beherrſcht, der eine Seite der Stadt St. Salvador deckt, inzwiſchen das Meer die andere beſchützt.

Auch von der Landſeite wird dieſe Stadt auf der nördlichen und ſüdlichen Straße, welche der Küſte parallel laufen, durch drei Forts gedeckt, nämlich auf der Süd-

ſeite durch die ungeheuern Feſtungswerke von San Pe- dro, welche aber ſeit einigen Jahren faſt niedergeriſſen ſind. Die nördliche Straße führt durch ein Thal, wel- ches von der einen Seite von dem Fort Barbalho, und von der gegenüber liegenden von dem Fort San Anto- nio do Carmo, näher an der Bai, beherrſcht wird. Letzteres bildet ein Viereck und iſt mit einigen Kanonen beſetzt, welche man auf dem Glacis ſieht.

Barbalho war Hrn. Lindley's Gefängniß, ſo lange er in Bahia verhaftet war. Er hat folgende intereſſante Notiz von dieſem Fort und der Behandlung der Gefangenen in demſelben gegeben.

„Das Fort Barbalho liegt außerhalb der Stadt auf einer Anhöhe und beherrſcht zwei wichtige Straßen im Innern der Halbinſel. Es iſt ein unregelmäßiges Viereck, deſſen Winkel gegen die Weltgegenden gerichtet ſind. Zwei ſeiner Ecken werden durch viereckige Boll- werke und die beiden übrigen durch halbe Monde ge- bildet. Ein tiefer Graben, über den eine Zugbrücke geht, umgiebt das Ganze, welches dauerhaft gebauet iſt, aber einer Ausbeſſerung bedarf. Hier und da er- blickt man in den Schießſcharten einige Kanonen, welche aber durch Alter und die wenige, für ihre Er- haltung getragene, Sorge gänzlich unbrauchbar ſind. Südlich vom Walle liegt das Haus des Commandan- ten. Gegen das Fort zu iſt es in einem ſo baufälligen Zuſtande, daß es den Einſturz drohet. In das Fort gelangt man durch einen geraden tiefen Gang und zwei

Pforten, deren eine denſelben auſſerhalb ſchlieſt und die andere auf einen viereckigen Raſenplatz führt, der unterhalb dem Walle liegt. An beiden Seiten deſſelben befinden ſich gewölbte Kaſematten, welche zu Schreibſtuben dienen. Damals aber wurden ſie von mehr als 300, an der Küſte während des letzten Krieges gefangenen Franzoſen bewohnt. Würden ſie reinlich gehalten, ſo entſprächen ſie dieſer Abſicht ſehr gut, weil der Platz, auf dem der Eingang zu ihnen iſt, Luft und Ausdehnung genug, und in ſeiner Mitte einen Behälter hat, der das nöthige Waſſer liefert.“

„Die Kaſematte, welche zum Gefängniß der Matroſen meines Schiffs diente und in der ſie an jedem Abende eingeſchloſſen wurden, war klein und hatte eine mit einem eiſernen Gitter verſehene Thüre. Ein von oben kommender Abtrittsabzug, der an der hinteren Seite derſelben ſeinen fernern Weg nahm, dünſtete einen unerträglichen Geſtank aus. Dieſes erwähne ich nur als Beweis des Haſſes und der Unmenſchlichkeit, die man bei dieſer Gelegenheit gegen ſie zeigte. Es gab nämlich noch mehr andere leerſtehende, geräumigere und bequemere Kaſematten, welche den Nachtheil dieſer nicht hatten. Während der Verhaftung dieſer Matroſen, war dies Fort von 6 Soldaten von der Garde beſetzt. Jetzt hat es keine Beſatzung und es wird nur von friedlichen Leuten bewohnt und einige Negerinnen, welche waſchen, holen täglich Waſſer aus dem hier befindlichen Behälter.“

„Einige Freunde des Commandanten und der Hauptmann Matos, die ſchon einmal uns ihren Beſuch abgeſtattet hatten, kamen eines Tages wieder, um uns ihre Höflichkeit zu beweiſen oder vielmehr um ihre Neugierde zu befriedigen. Nach kurzer Zeit überraſchte uns die Einführung von fünf Fremden, die mit Degen und Stöcken bewaffnet waren. Ihre ſo plötzliche und unerwartete Erſcheinung brachte mich nicht aus der Faſſung, da ich die Sitten dieſes Volks kannte. Deſſen ungeachtet fragte ich ſie um die Urſache ihrer Bewaffnung und erhielt zur Antwort: „ſie diene zur Sicherheit gegen die Neger und andere Räuber, die das Land beunruhigten.“

„Einiges Geflüſter und der finſtere, bösartige Blick des Einen von ihnen erweckten in mir ein unangenehmes Gefühl, welches verſtärkt ward, als ein Soldat den Hauptmann Matos abrief und ich dieſen bald nachher ſich mit einem Adjutanten des Gouverneur's unterhalten ſah. Alles trug dazu bei, uns in Unruhe zu ſetzen und uns fürchten zu laſſen, daß man etwas Neues gegen uns vorhabe. Als aber bald darauf die ganze Geſellſchaft meine Wohnung und gleich nachher auch das Fort verließ, endete nach einigen Stunden, die mit Ueberlegungen hingebracht wurden, der Schlaf unſere Beſorgniſſe.“

Die in dieſer Stadt liegenden Truppen beſtehen aus einem Regiment Artillerie, 3 Linien- und 3 Miliz-Regimentern, außerdem aus einem Corps von Mulat-

ten und freien Negern, zuſammen aus etwa 5000 Mann, welche ein Feldmarſchall, der unter dem Gouverneur ſteht, commandirt. Das Mutterland verſorgte dieſe Truppen mit engliſchen Gewehren. Ihre Disciplin iſt erbärmlich und ihr Sold äußerſt mäßig. Die Buntſcheckigkeit der Artilleriſten zu Bahia hat Hr. Lindley launig beſchrieben. „Die Abtheilungen dieſes Corps, welche ich während meines Aufenthalts in den Forts zu ſehen Gelegenheit hatte, beſtanden", wie er ſagt, „aus den erbärmlichſten Weſen, die je mit dem Namen: Soldaten beehrt wurden. Ihre Montur beſteht aus einer Jacke von blauem, abgetragenem Tuche, welche in der Regel geflickt iſt oder Löcher hat, einer Weſte und Hoſen von baumwollenem Zeuche und einem weißen Schnupftuche. Wenige von ihnen haben noch ein zerriſſenes Hemde an. Aber Puder wird für den Schmuck ihrer Haare nicht geſchont. So viel Mann, ſo viel verſchieden geformte Hüte. Kamaſchen von gefärbtem Baumwollenzeuche bekleiden die Füße. Gleich nach ihrer Rückkehr in das Fort wird dieſe Tracht abgelegt und ſorgfältig verwahrt. Ein zerriſſenes Hemde und eine alte, lange Hoſe bildet dann die ganze Kleidung und oft beſteht ſie einzig aus letzterer. Bloß die Schildwachen tragen ihre Montur. — Dieſe Soldaten ſind junge Burſchen oder nur Schatten von Männern. Unter 20 trifft man kaum 5 ausgewachſene Männer. Alle ſind durch äußerſte Unreinlichkeit, Krankheiten und Müſſigang geſchwächt. Ihre Hautfarbe iſt vom Weiß des Europäers bis zu dem dunkelſten Braun des braſiliſchen Mulatten verſchieden. Ihr Elend wundert mich nicht. Aber ich

kann nicht begreifen, wie ſie nur von Bananen und Maniokmehl, zuweilen von einem oder zwei kleinen Fiſchen leben können? Ihr Sold erlaubt ihnen freilich keine beſſere Nahrung, da er täglich nur 7 Pfennige beträgt und ihnen nie eine außerordentliche Zulage gewährt wird. Selbſt von dieſem geringen Lohn wird für den Unterhalt ihrer Montirungsſtücke etwas abgezogen." *)

Vielleicht behandelt kein Volk Fremde mit mehr Zurückhaltung und Stolz, als das braſiliſche, welches inzwiſchen unter einander wenig auf den Unterſchied der Stände zu achten ſcheint. Der Geiſt der Unabhängigkeit und des Ungehorſams herrſcht auf der Flotte und in der Armee. Oft hört man Matroſen mit Trotz und Geſchrei ihre Meinung über ihnen ertheilte Befehle äußern. Gewöhnlich ſtehen die Officiere mit einem Stocke auf dem Verdeck, deſſen ſie ſich zur Erhaltung der Ordnung auf dem Schiffe bedienen. Hr. Lindley ſagt, daß der Commandant des Forts, in welchem er gefangen ſaß, oft über den, in der Mitte deſſelben liegenden, freien Platz mit langen Hoſen von grobem, blu=

*) Kein Wunder, daß Hr. Lindley ſchlecht von einem Lande ſpricht, in welchem er aus mir unbekannten Gründen verhaftet ward, die aber bedeutend geweſen ſeyn müſſen. Sämmtliche Soldaten in Bahia und in ganz Braſilien erhalten täglich 2 Vintains (gegen 2 Gr. 6 Pf.) Sold, außer dem Brode oder dem, daſſelbe vertretenden Maniokmehl. Alle zwei Jahre erhalten ſie eine vollſtändige Montur und jährlich eine halbe, die Fardeta genannt wird.
R. d'A.

migten Baumwollen-Zeuche und einer Jacke von gleichem Stoffe bekleidet und mit einem Bambusrohre in der Hand, weggieng, um den Arbeitern bei dem Geſchütze, welche er ſeine Kammeraden nannte, ſeine Befehle zu ertheilen. Als genannter Gefangener es ſich erlaubte, über den hölzernen Begleiter des Commandanten einige Bemerkungen zu machen, erwiederte dieſer: ohne denſelben könne der Dienſt nicht beſtehen. *)

Zu Porto Seguro ſahe ich oft den Lieutenant, den Unter-Officier und den gemeinen Soldaten mit einander Karten ſpielen und den Capitân, ſo wie Bürger vom erſten Range, ohne Bedenken ſich für das Spiel intereſſiren und Wetten eingehen. Die Folgen dieſer zu weit getriebenen Gleichheit ſind höchſt verderblich. Die Unteren gehorchen den Befehlen der Oberen nur langſam und Fremdlinge ſind durchaus den bitterſten Beleidigungen ohne Hülfe bloßgeſtellt.

Zu Bahia, ſo wie in allen übrigen Capitanerien, iſt die Regierung unumſchränkt und die oberſte Gewalt iſt in den Händen des General-Gouverneur's, welcher dieſe Stelle in der Regel nur drei Jahre beklei-

*) Daß der Verf. und Hr. Lindley den Gebrauch des Stockes zu Erhaltung der Subordination hier lächerlich machen, zeigt, daß ſie ſich an den Gebrauch des Taues auf den engliſchen Schiffen zu gleichem Zwecke, und des Stocks bei vielen europäiſchen Truppen, um ihnen den Dienſt begreiflich zu machen und ſowohl kleine ſittliche, als Disciplinar-Vergehungen derſelben zu ſtrafen, nicht erinnert haben.

den ſoll, aber ſie auch länger inne haben kann. Er hat während der Dauer ſeines Amtes die Oberaufſicht über alle Gerichtsſtellen ſeiner Provinz. Zunächſt unter ihm ſtehen ſechs Adjutanten, die nach der Reihe den Dienſt im Pallaſte des Statthalters verſehen und zur Ausführung der Angelegenheiten beiſtehen.

Der Senat beſtehet aus einem Präſidenten und vier Beiſitzern und beſorgt alle die Stadt betreffende Angelegenheiten, unterſucht Maße und Gewichte, hat die Oberaufſicht über alle Vorſchläge zum Wohle der Stadt, u. ſ. f.

Während ſeiner Amtsführung bekleidet der Gouverneur die Stelle eines Präſidenten des oberſten Gerichtshofs, Relaçaõ genannt, der aus dem Kanzler, der die Function eines Vice-Präſidenten verſiehet, dem Criminal-Richter und neun untergeordneten Richtern beſtehet. *) Die Entſcheidungen dieſes Gerichtshofs waren ſonſt einer Appellation nach dem Mutterlande un-

*) Dieſe Angabe iſt durchaus irrig. Die Zahl der obrigkeitlichen Perſonen, aus denen dieſer Gerichtshof beſtehet und welche der Verf. mit Unrecht untergeordnete Richter nennt, betrug 14 im J. 1804, ohne den General-Gouverneur, der jedesmal Präſident iſt, und den Kanzler zu rechnen. Dieſe Zahl kann ſeitdem nicht verringert worden, ſondern muß im Gegentheil geſtiegen ſeyn, da ſich die Menge der Proceſſe, vorzüglich ſeit ſo viele Familien Portugal verließen, um in Bahia und andern Provinzen, welche unter dem daſigen Obertribunale ſtehen, ſich niederzulaſſen, immer mehr vermehrt. R. d'A.

terworfen. Aber die damit verbundenen Schwierigkeiten, Langſamkeiten und Koſten hinderten gar viele Partheien dahin ihre Zuflucht zu nehmen.

Außerdem giebt es in dieſer Stadt einen unteren Gerichtshof, in dem ein Criminalrichter *) den Vorſitz hat. Proceſſe von minderem Belange gehören vor denſelben. Von ſeinen Urtheilen kann man an den Gouverneur appelliren, der die Macht hat, die Verfügungen zu unterſuchen, zu beſtätigen oder die Entſcheidung an den Relação zu verweiſen. Dieſes Tribunal hat mehrere wichtige Privilegien, deren vorzüglichſtes iſt, daß es Macht hat, den Gouverneur bei dem Landesherren zu verklagen.

Dieſe Gerichtshöfe verſammeln ſich nicht zu beſtimmten Terminen. Aber ein Mitglied derſelben hält wöchentlich dreimal Sitzung, um die vorkommenden Sachen abzumachen. Das Unterſcheidungszeichen ihres Standes iſt ein gewundenes, etwa 5 Zoll dickes Rohr, welches außerhalb der linken Rocktaſche hängt und ein kleiner Degen, ohne den die Mitglieder nie öffentlich erſcheinen.

So wohl in dieſer, als in den übrigen Capitanerien wird nur Meuchelmord und Hochverrath mit dem Tode beſtraft. Wer eines anderen Vergehens überwieſen iſt,

*) Kein Criminal-, ſondern der dieſem Gerichte vorſitzende Richter (Juiz de fora), von dem man an den obern Gerichtshof, aber nicht an den Gouverneur appelliren kann.

A. d. U.

wird durch Gefängniß oder durch Verweiſung nach Angola oder nach einer andern portugieſiſchen Colonie in Afrika beſtraft. Das Geſetz unterſagt die Tortur. Die gewöhnlichſte Strafe iſt die Verhaftung in einem Schiffsgefängniſſe.

Die ſich auf den Bankerot beziehenden Geſetze ſind zu Bahia die nämlichen, wie zu Rio Janeiro. Eine neue Verordnung unterſagt die Verhaftung, Schulden halber ausgenommen, und wenn die Gläubiger beweiſen können, daß der Bankerot Betrug beabſichtige. Dann wird der Schuldner zu lebenslänglichem Gefängniſſe verurtheilt, im Falle der Gläubiger ſtrenge auf ſeiner Forderung beſtehet oder der Schuldner durchaus nicht im Stande iſt, ſie zu befriedigen. Thut der Bankerotirer auf ſeine Beſitzungen Verzicht, ſo werden dieſe verkauft und unter ſeine Gläubiger vertheilt, die dann keine Forderung mehr an ihm haben. In dieſem Falle behalten ſie ſich jedoch ihr Recht auf alles Eigenthum, welches der Schuldner in der Folge erwerben könnte, bis zur gänzlichen Tilgung der Schulden bevor.

Die engliſchen Schiffe, welche nach Oſt-Indien, Neu-Süd-Wallis, auf den Fiſchfang im großen Ocean u. ſ. f. ausgehen, müſſen gewöhnlich bei einer ſo langen Fahrt in einem Haven unterweges anlegen. Der beſuchteſte Haven an Braſilien's Küſten in dieſer Hinſicht iſt der von Rio de Janeiro. Der häufige Umgang der Bewohner dieſer Stadt mit Fremden hat ihnen mehr Artigkeit gegeben, als die Bürger von Bahia

beſitzen. Auch ſind Erſtere im Allgemeinen viel verſtändiger. Aber in beiden Städten zeigen die, welche einige politiſche Kenntniſſe haben, viel Theilnahme für die Sache der Franzoſen. Die Schreckniſſe, welche die Revolution begleiteten, haben ihre Bewunderung für dieſe große Begebenheit nicht geſchwächt. Die Verbrechen, welche die Annalen der franzöſiſchen Republik ſchänden, ſchreiben ſie der gemißbrauchten Gewalt der vorigen Regierung, nicht falſchen Unabhängigkeitsgrundſätzen zu, welche ein durch Aufwiegler verführtes Volk dahin brachten, ſeine natürlichen und bürgerlichen Rechte, die es verletzt glaubte, mit dem Schwerdte zu vertheidigen. Dieſe Meinung ſcheint vorzüglich in dem Geiſte der jüngern Braſilier ſo herrſchend zu ſeyn, daß es mehr, als wahrſcheinlich iſt, daß, wenn einige andere Umſtände eingetreten wären, ſie eine Veränderung in der politiſchen Lage Braſilien's hervorgebracht haben würde, wenn die Regierung nicht ihren Sitz in dieſem Lande aufgeſchlagen hätte. Mehrere von ihnen machten ihre Abhängigkeit vom Mutterlande lächerlich und ſchienen ſehr gut überzeugt, daß ſie das ſchönſte, das wünſchenswertheſte Land auf der Erde beſäßen, deſſen zahlreiche Erzeugniſſe überflüſſig zur Befriedigung aller menſchlichen Bedürfniſſe hinreichen.

Mehrerer reicherer Hausbeſitzer zu San-Salvador und Rio Zimmer ſind mit franzöſiſchen Kupferſtichen geſchmückt, welche die Thaten und Siege dieſes Volks abbilden und welche mit dem lebhafteſten Enthuſiasmus von ihnen beſchauet werden. Selbſt ihre

wenig zahlreichen Bücherſammlungen ſind mit den Werken eines d'Alembert, Buffon, Adam Smith, Thomas Paine und anderer angeblicher Philoſophen geſchmückt und ihre Antipathie gegen die Engländer ſcheint gleichen Schritt mit ihrer Bewunderung für die Franzoſen zu halten. *) Der unpolitiſche Verſuch der Erſtern gegen Buenos-Ayres ſcheint jene vermehrt zu haben.

Vor der Ankunft des Liſſaboner Hofes in Braſilien wurden England's Schiffe unter dem geringfügigſten Vorwande hier zurückgehalten und alle Verbindung mit der Küſte ihnen ſtrenger als je, unterſagt. Da aber Befehle, welche dem gemeinſchaftlichen Nutzen einer Stadt entgegen ſind, ſelten treu von ihr befolgt werden, ſo trieb man einen beträchtlichen Handel mit den engliſchen Schiffen, welche in Braſilien's Häven einliefen und dieſer Handel ward im Geheimen ſelbſt von denen genehmigt, deren Pflicht es war, ihn zu verbieten.

Eitelkeit, Trägheit, Prahlerei, Sucht zum Glanze, mit dem größten Geitze und der ausgezeichnetſten Verachtung gegen ein ſchwaches und furchtſames Geſchlecht verbunden, ſind die charakteriſtiſchen Züge der Bewohner Bahia's.

Die vorzüglichſten Beluſtigungen der Bewohner dieſer Stadt ſind die Feſte der verſchiedenen Heiligen, religiöſe Ceremonien und Proceſſionen. Kaum ein Tag vergehet, an dem nicht ein ſolches Feſt gefeiert würde,

*) Sind Adam Smith und Thomas Paine Franzoſen?

bei welchem ſich die ſtrengſte Andacht in ſinnliche Genüſſe und Freuden verſchmilzt. Nach Verlaſſung der Kirche ſtattet man einander Beſuch ab, überläßt ſich dem Ueberfluſſe einer reichbeſetzten Tafel und ſchlürft mit langſamen Zügen Weine aller Art ein. Londoner Süßbier (Ale) und Porter kommen zuweilen als Gegenſtände des Luxus auf die Tafeln der reichſten Einwohner. Da dies aber verbotene Waaren ſind, ſo iſt es ſehr ſchwer, ſie ſich zu verſchaffen und dies findet nur für ſehr hohen Preis Statt.

Hat der Wein die Köpfe erhitzt, ſo läßt man Muſik kommen, die größtentheils nur aus einer Guitarre oder einer ſchlechten Geige beſteht, deren Töne die Stimme des Gaſtes begleiten, der Luſt hat, zu ſingen. Die Hauptvergnügung dieſer Feſte iſt aber der braſiliſche Tanz, der eine Verbindung der Tänze der Afrikaner und des Fandango der Spanier zu ſeyn ſcheint. Ein Tänzer und eine Tänzerin führen ihn auf, deren Körper nach dem eintönigen Klange des, durchaus nach demſelben Tacte erſchallenden, Inſtruments ſich hin und her bewegt, ohne die Beine und die Füße faſt von der Stelle zu rühren. Die durch die Schönheit der Ausführung bezauberten Zuſchauer bezeigen ihre Zufriedenheit und ermuntern die Tänzer durch das lärmendſte Beifallgeklatſch. Dieſer Nationaltanz, den man wohl dem der Bajaderen Oſtindien's gleich ſetzen könnte, dient hier zur Beluſtigung aller Stände der Bewohner. In Häuſern des erſten Standes in Bahia iſt jedoch die Menuet und Angloiſe an deſſen Stelle getreten und

ſeit einiger Zeit ſtellen die vornehmſten Familien geſchmackvolle Luſtbarkeiten mit Bällen, Spielpartien und Geſellſchafts-Concerten an.

Der größte Genuß eines Bewohners von Bahia oder vielmehr eines Braſilier's überhaupt, beſteht in einer gänzlichen Unthätigkeit ſowohl in phyſiſcher, als moraliſcher Hinſicht. Alles vertrauen ſie ihren Lieblingsſclaven an, welche hinwiederum den ihnen Untergeordneten das ganze Gewicht ihres Anſehns fühlen laſſen.

Die Männer kleiden ſich nach europäiſcher Art, nur nicht an Feſttagen oder bei Staatsbeſuchen. Dann tragen ſie Spitzen und ihre Kleidung iſt mit Stickerei verziert. Ihre Liebe für Prunk und Schmuck iſt ſo groß, daß alle Luxusverbote in dieſer Hinſicht gänzlich umgangen werden. Im Innern ihrer Wohnungen kleiden ſie ſich in einen leichten Schlafrock oder in ein Kamiſol. Zuweilen tragen ſie nur ein Hemde und ein Paar lange Hoſen.

Die Kleidung der Damen beſteht aus einem Unterrock von feinem Muſſelin und einem geſtickten Oberkleide von demſelben Stoffe. Ihre Haare, welche ſie nach ihrer ganzen Länge wachſen laſſen, werden oberhalb dem Kopfe in einen Knoten zuſammen verſchlungen und mit Tapiokpuder beſtreuet. Gehn ſie in die Kirche, ſo ſind ſie mit einem Mantel von ſchwarzem Taffet vom Kopf bis auf die Füße bedeckt. Ihr Hauptſchmuck iſt eine goldene, zwei- oder dreimal um den Hals geſchlungene Kette,

deren Ende ſich in ihrem Buſen verliert. An demſelben hängt ein Crucifix, oder das Bild ihres Schutzheiligen, oder auch zwei goldene, Bentos genannte, Scapuliere, denen man die Eigenſchaft zuſchreibt, Krankheiten vorzubeugen, vor dem Einfluß des böſen Geiſtes zu ſchützen und alles Unglück abzuwenden, mit dem man im Leben bedroht iſt. Die mehr oder minder vollendete Arbeit dieſer Ketten und die Zahl und der Werth der Zierathen, welche ſie ſchmücken, bezeichnen den Rang derer, welche ſie tragen.

Beide Geſchlechter laſſen die Nägel des Daumens und des Zeigefingers lang wachſen und ſchneiden ſie ſpitz zu. Dieſe ſeltſame Sitte deutet den hohen Rang derer an, welche ſich ihrer bedienen.*) Man bedient ſich dieſer Spitzen, welche ein Europäer ſehr unbequem finden würde, hier zu verſchiedenen Abſichten; ſo zur Auskneipung der Adern der Tabaksblätter, bevor man ſie in Cigaros zuſammen rollt, die man leidenſchaftlich raucht, und zum Schlagen der Saiteninſtrumente.

Da die Beſchaffenheit der Stadt den Gebrauch von Kutſchen nicht geſtattet, laſſen ſich die Reichen, welche hier, wie überall, ſich vom gemeinen Volke auszuzeichnen ſuchen, von ihren Sclaven in einer Art von Hangmatte tragen, welche mit taffetnen Vorhängen umgeben ſind, die man nach Belieben zuziehen kann,

*) Nichts weniger, als dieſes! Bloß junge Leute, welche die Guitarre ſpielen, laſſen den Nagel an einem oder zwei Fingern der rechten Hand wachſen. R. d'A.

um ſich gegen den Blick der Neugierigen und die Strahlen der Sonne zu ſchützen. Das Innere iſt mit Kiſſen belegt, welche mit Sammet überzogen ſind, auf denen ſich Perſonen von Range mit wollüſtigem Gefühle ausſtrecken und ſich eben ſo bequem, obgleich langſamer, als in der ſanftgehendſten Kutſche, von einem Orte zum andern bringen laſſen. Der viereckige Himmel dieſer Art von Sänfte iſt mit Bildnereien und Vergoldungen reichlich verziert. Selbſt die Vorhänge ſind mit Gold oder Silber geſtickt oder mit Blättern von denſelben Metallen belegt.

Seit einigen Jahren hat man verſucht, ſich ähnlicher Carriolen, wie ſolche in Rio üblich ſind, zu bedienen. Allein da die Ungleichheit des Bodens, auf dem Bahia liegt, dieſe Art von einem Orte zum andern zu kommen, unbequem und gefährlich macht, werden ſie ſchwerlich hier allgemein eingeführt werden.

Die Bewohner von Bahia wetteifern in dem Reichthume und dem Glanze der Kleidung ihrer Bedienten auf eine übertriebene Art, die einem Europäer um ſo lächerlicher erſcheint, da Waden und Füße der Domeſtiken nackend ſind.

Der Zuſtand von Sclaverei, in der man das weibliche Geſchlecht in Bahia hält, hindert die geſellſchaftlichen Vergnügungen ſehr. Sie dürfen nicht ausgehn, wohl aber eingeſchloſſen in einer Sänfte oder in einem Carriol ausgetragen oder ausgefahren werden. Trotz der Bigotterie der Männer geſtatten ſie kaum ihren

Frauen oder Töchtern an hohen Feſttagen in ihren Mantel verſchleiert, die Kirche zu beſuchen. Bloß die vertrauteſten Freunde einer Familie haben die Erlaubniß ſie im Innern ihrer Häuſer zu ſehen. Jedoch findet dieſe Abſcheidung beider Geſchlechter in manchen vornehmen und aufgeklärten Familien jetzt nicht mehr ſo ſtrenge Statt, als vormals. Aber ſelbſt der theilweiſe Befolg dieſer Sitte beraubt Perſonen, welche an das Leben in Europa gewöhnt ſind, vieler Genüſſe.

„Dieſer, den Frauen auferlegte Zwang", ſagt Abt Raynal, „welchen unzuzügelnde Eiferſucht veranlaßt, hindert ſie nicht bei aller Gewißheit, bei dem kleinſten Argwohn niedergedolcht zu werden, Liebesintriguen zu haben. Mit minderer Strenge wird eine Tochter behandelt, die ohne oder mit Vorwiſſen ihrer Mutter, dem Ungeſtüm eines Liebhabers weicht. Kann aber der Vater ihre Schande nicht mit dem Schleier der Ehe bedecken, ſo giebt er ſie dem ſchändenden Gewerbe eines Freudenmädchens hin. So folgen auf Reichthümer Laſter und Sittenverderbniß, vorzüglich, wenn ſie durch Mord und Blutvergießen erworben wurden und nicht durch Arbeit und Fleiß erhalten werden."

Man ißt hier lange ſo gut nicht, als in Rio. Das Fleiſch mag gekocht oder gebraten ſeyn, ſo iſt es zu weich. Man bedient ſich, obwohl Meſſer und Gabeln auf dem Tiſche liegen, lediglich der Finger zum Speiſen, eine Sitte, welche Ausländern, die an eine

feinere Lebensart gewöhnt ſind, ſehr anſtößig iſt. Inzwiſchen wird vor und nach der Mahlzeit Waſſer zum Handwaſchen gereicht.

Unlängſt errichtete man in dieſer Stadt ein komiſches Theater, welches jetzt einen Italiener zum Director hat. Die Darſtellungen ſind aber ſowohl im Ganzen, als im Einzelnen ſo erbärmlich, daß man ſie in der kleinſten Provinzialſtadt Frankreich's und England's nicht dulden würde. Bloß die Muſik iſt erträglich. Die ganze Schauſpielergeſellſchaft beſteht aus Negern, die außer ihren theatraliſchen Darſtellungen, auch bei Familienfeſten zur Ergötzung dienen. Zuweilen veranſtalten europäiſche Seefahrer durch ſie am Borde ihrer Schiffe, ſo lange als ſie bei Bahia ankern, Concerte.

Die Fleiſchbänke ſind ſehr ſchlecht mit Fleiſche verſehen. Schaf-, Lamm- und Kalbfleiſch ſind den Bewohnern von Bahia ein ganz unbekannter Luxus und das Rindfleiſch iſt mager und ohne Geſchmack. Hingegen giebt es hier viel Fiſche, die jedoch, vorzüglich während der Faſten, in ſehr hohem Preiſe ſtehen, obgleich die Allerheiligenbai mit einer ungeheuern Menge der wohlſchmeckendſten Fiſcharten erfüllet iſt. Auſtern, Muſcheln und andere Schaalthiere giebt es auch im Ueberfluß. Die Schildkröte, welche man in andern Gegenden, als ein vorzüglich leckeres Gericht betrachtet, wird hier eigentlich wegen ihrer Schaale gefangen. Der Gemüſemarkt an der Küſte verdient die Aufmerkſamkeit des Fremden vorzüglich. Denn hier erblickt er alle Obſtarten und Küchen-

gewächſe der Tropenländer, welche dem in den gemäßigten Zonen Geborenen einen eben ſo neuen, als angenehmen Anblick darbieten.

Dieſe Erzeugniſſe werden von den benachbarten Küſten in kleinen Boten auf den Flüſſen herbeigeführt, welche ſich in das Innere der Bai ergießen. Der Marktplatz von viereckiger Form iſt von früh an mit Cacaobohnen, Plantanen, Orangen und Citronen verſchiedener Art, ſo wie mit Haufen von Paradiesfeigen (Bananen) erfüllt, die zum Theil von San-Thomas kommen. Auch ſieht man hier andere köſtliche Früchte im Ueberfluß, wie Dſchaka's, Mamman's, Tamarinden, Früchte vom Mangle- (Leuchter-) und Goyaven- (americaniſchem Birn-) Baume, u. ſ. f. Die Ananas, welche hieſige Gegend erzeugt, ſtehen weit unter denen, welche auf Jamaica und andern Inſeln Weſtindiens wachſen.

Auch verkauft man auf dieſem Markte Küchengewächſe, als Yams, Maniok, Erbſen, Bohnen, Gurken, u. ſ. f. Zwiebeln werden nur in Gärten von Privatperſonen gezogen. Der angenehme Anblick einer ſolchen Menge köſtlicher Früchte und Gewächſe wird durch den lieblichen Geruch und die Schönheit der Blumen erhöhet, welche Blumenhändlerinnen feil bieten.

Da in Bahia durchaus keine Gaſthäuſer vorhanden ſind, ſo ſind hier Fremde in weit größerer Verlegenheit, als in Rio de Janeiro. Der Aufenthalt zu Bahia mag noch ſo kurz ſeyn, ſo muß der Fremde ein eigenes Haus miethen, das nicht einmal mit Mobilien verſehen

iſt. In den öffentlichen Speiſehäuſern iſt das Fleiſch elend und übel zugerichtet und was man hier Caffeehäuſer nennt, gleicht denen in Europa nur dem Nahmen nach.

Zu Bahia iſt, ſo wie in den meiſten Städten Braſiliens, die Bettelei ungemein groß, weil man verſäumt hat, auf eine regelmäßige Art für die Bedürfniſſe der Armen zu ſorgen. Weder für Greiſe, noch für Kranke, noch für Waiſen findet eine öffentliche Anſtalt Statt.

Zwar theilen die Klöſter Geld und Lebensmittel aus und ihnen folgen viele Privatperſonen bei Wiederherſtellung von einer Krankheit oder bei einem glücklichen Ereigniß für ſie oder ihre Familie. Aber troß dieſer Hülfe iſt die Zahl der Bettler, welche ohne Aufhören die, durch die Straßen dieſer volkreichen Stadt Gehenden anfallen, über alle Vorſtellung groß.

Die Faulheit, die Unverſchämtheit und die Spitzbüberei vieler dieſer Vagabunden ſind ſo groß, daß ſie öffentlich der Aufſicht der Polizei trotzen, welche zu ſchwach oder zu furchtſam iſt, um Ordnung und Ruhe unter den Bürgern erhalten zu können. Das einzige Mittel gegen eine ſolche Geißel wäre vielleicht die Annahme eines Zwangſyſtems zur Arbeit, wie der Graf von Rumfort in München errichtet hat, welches aber von vielen Kindereien gereinigt werden müßte, welche ſich der Entwickelung der moraliſchen Fähigkeiten entgegenſetzen.

Außer dieſer Menge von Armen und Vagabunden wird Bahia, ſo wie die meiſten übrigen Städte Braſiliens, von einer Menge privilegirter Bettler, die lediglich

von den Almoſen der Einwohner leben, behelligt. Kein Tag vergehet, ohne daß die Collectanten der verſchiedenen Orden ſich an den Thüren und den Fenſtern ſowohl der Armen, als der Reichen einſtellen und um Almoſen bitten. Man kann ſich ſchwerlich einen Begriff von den unermeßlichen Summen machen, welche ſie auf dieſe Art zuſammenbringen. Die Brüder vom hochheiligen Sacrament nehmen den größten Theil daran. Ueber ihrer gewöhnlichen Kleidung tragen ſie einen kurzen Mantel von blauem oder rothem Taffet und in den Händen einen ſilbernen Stab und einen großen ſammtenen Sack mit einer ſilbernen Schüſſel, um darin die Gaben der Gläubigen aufzunehmen.

Schon oben iſt von der großen Zahl religiöſer Feſte und Proceſſionen, die täglich in dieſer Stadt vorkommen, die Rede geweſen. Ein von allen Ständen der Bewohner geheiligter Tag iſt das Geburtsfeſt Jeſus Chriſtus. Bei dieſer Gelegenheit ſtellen ſie Luſtpartien in die umliegenden Dörfer an, wo ſie einige Tage bleiben und ſich ihren Lieblingsvergnügungen, d. i.: dem Spiele, der Muſik und dem Tanze überlaſſen.

Die Kirchweihfeſte der verſchiedenen Kirchen werden mit großem Pomp und vieler Pracht vollführt. Das der Kirche zur Empfängniß der Jungfrau Maria iſt durch eine große Feierlichkeit ausgezeichnet und kann einen Begriff von allen übrigen geben. Den Zug eröffnen eine Menge Fahnen, Kreuze, Bilder der Heiligen, und religiöſer Sinnbilder jeder Art, denen alle klöſterliche

Orden der Stadt mit brennenden Wachskerzen folgen. Die Bilder der Heiligen ſind von menſchlicher Größe und mit Edelſteinen überreich geſchmückt, vorzüglich das Unſerer lieben Frauen zur Empfängniß, welches mit allen den koſtbaren Steinen geſchmückt iſt, welche die Frömmigkeit der Gläubigen als Opfer auf die Reliquienkaſten gelegt hat.

Die Proceſſion am Fronleichnams= (Corpus-Christi) Feſte wird von allen Truppen der Stadt, die der Garde ausgenommen, begleitet. Das Gouvernement, der Senat, die Richter des Relaçao, die Mitglieder der Inquiſition, ſo wie der ganze weltliche und klöſterliche Clerus der Stadt nehmen an ihr Theil. Ein Bild des heiligen Georg's, des Beſchützer's Portugal's, welches man auf ein Pferd geſetzt hat, iſt jederzeit die ausgezeichnetſte Figur dieſer Proceſſion. Sie iſt reich geſchmückt. An jeder Seite gehn zwei Leute, um das Bild des heiligen Georg's im Gleichgewichte zu erhalten. Vorher reitet ein Stallmeiſter und ein, als Page gekleidetes Kind.

Das Faſten wird ſcheinbar ſehr ſtreng beobachtet. Aber man kann hier, ſo wie in allen katholiſchen Ländern, leicht Dispenſation davon erhalten.

Drei oder vier Tage vor Anfang der Faſten iſt es gebräuchlich, den auf der Straße Gehenden allerhand Poſſen zu ſpielen. Man kann dieſes mit dem in England üblichen Aprilſchicken vergleichen. Man verkauft an dieſen gemalte Wachsblaſen, die Eiern gleichen und mit Waſſer gefüllt ſind. Die Damen werfen ſie zu ihrer Beluſtigung auf die ihnen Begegnenden. Oft klebt man falſche Münze

auf das Pflaſter und legt tauſend kleine Fallen, die das Volk beluſtigen.

Es würde ſchwer ſeyn, den Urſprung aller Gebräuche der verſchiedenen Völker zu erklären, weil er ſo lange gedauert hat, daß die ihn veranlaſſende Urſache vergeſſen iſt. Die erzählte Sitte iſt wahrſcheinlich ein Reſt der Faſtnachtsſpiele im ſüdlichen Europa oder iſt vielleicht, wie die zu Rio, den Vorübergehenden Blumenſträuße zu überreichen, von den in Liſſabon üblichen Eindrangstagen entlehnt.

Auch das Johannisfeſt wird hier auf eine eigne Art gefeiert. In allen Straßen und in den Umgebungen der Stadt werden eine Menge dünner, gerader Bäume in die Erde geſteckt, die unſern Pappeln ähnlich ſind. Man legt trockene Reiſigbündel um ſie ſo hoch her, daß ſie die unteren Aeſte der Bäume erreichen und zündet ſie dann gegen Abend an. Man hat noch nie die Urſache dieſer Freudenfeuer erklären können. *)

Der Palmſonntag wird hier hoch gefeiert. In allen Kirchen überreicht nach gehaltener hoher Meſſe, der Meßprieſter jedem Beiwohnenden, einen weißen Aſt des Cacaobaums von etwa 2 Fuß Länge mit Goldlahn und bunten Papierſchleiſen verziert. Dieſes heilige Geſchenk wird

*) Auch in manchen Gegenden Teutſchland's zündet man am Abend vor Johannis, vorzüglich auf Höhen, Feuer von leeren Theer-Tonnen, Beſen, u. ſ. f. an.

A. d. Ueberſ.

für ein ſicheres Amulet gegen eine Legion von Uebeln, denen der Menſch ausgeſetzt iſt, betrachtet und es wird daher mit religiöſer Sorgfalt aufgehoben. Verbrennt man dieſe heilige Ruthe mit lebendigem und reinem Glauben, ſo ſchützt ſie das Haus unfehlbar vor dem Blitz und den heftigſten Stürmen.

Während der Charwoche werden ſehr zahlreiche Proceſſionen gehalten. Die ſeltſamſten derſelben ſind die der Brüderſchaften der Disciplinanten und des Judas Iſcharioth. Letztere gleicht einiger Maßen dem Feſte des falſchen Guido in England. Durch alle Straßen werden Bilder des Judas geführt und nach tauſend Beleidigungen und Verfluchungen an Galgen aufgehängt, die zu dieſer Abſicht in verſchiedenen Gegenden der Stadt errichtet ſind. Nachdem man ſie hier einige Zeit ausgeſtellet hat, nimmt man ſie ab, um ſie im Triumphe durch die Stadt unter dem Schimpfgeſchrei der Braſilier zu ſchleppen, welche mit einander wetteifern, wer ihnen die größten Beweiſe von Unwillen geben kann.

Die jährliche Proceſſion der ſich geiſſelnden Büßenden, welche im J. 1803 die Rückkehr des Regens, der ungewöhnlich lange ausgeblieben war, bewirkt haben ſoll, gab Hrn. Ferrara, der Augenzeuge davon war, Gelegenheit zu folgender Beſchreibung:

„Mehrere Negern und Mulatten, geweihete Opfer, gaben ſich ohne Schonung heftige Geißelhiebe, welche auf ihren nackenden Körpern grauſame und blutende Zeichen ihres Enthuſiasmus zurückließen. Die Brüder vom heili-

gen Sacrament und Geiſtliche mit Wachskerzen in der Hand und Geſänge anſtimmend, begleiteten ſie. Dieſe frommen hingegebenen Menſchen wurden durch Hoffnung der Vergebung ihrer vergangenen Sünden geſtärkt. Die Mulatten erhielten eine Belohnug von 10 und die Negern von 5 Patachen (10 und 5 Thalern). Zu gleicher Zeit begab ſich ein heiliger, vom Erzbiſchofe und ſeinem ganzen Collegio geweiheter Legat nach einer, bei der Stadt liegenden Einſiedelei, um den Beiſtand der Vorſicht und den wohlthätigen Regen, den man ſo lange vergebens erwartete, zu erflehen. Hier erhielt er den Beſuch der Gläubigen und ihre Geſchenke und reichte jedem derſelben ſeinen Fuß zum Küſſe hin. Man ſetzte voraus, daß dieſe reichen Geſchenke, verbunden mit einer ſo heißen Frömmigkeit, ihren Zweck nicht verfehlen würden. Auch fiel mehrere Tage hindurch wirklich Regen im Ueberfluſſe."

Der Mangel der Sitze in den Kirchen iſt vorzüglich für Fremde, welche Neugierde oder ein anderer Bewegungsgrund zur Beiwohnung der religiöſen Feſte führt, die hier über drei Stunden dauern, ſehr unbequem. Die Frauen ſtehen bei dieſen Gelegenheiten mitten in der Kirche und werfen ſich bei einigen Stellen des Gottesdienſtes auf den Boden hin. Für Perſonen von Range ſtehn Seſſel bei dem Altare und an ſie werden kleine Kupfer vertheilt, welche das Herz Chriſti, von einem Engel getragen und mit künſtlichen Blumen verziert, vorſtellen. Frauen erhalten nie ein ſolches Bild, da es ausſchließlich für Männer beſtimmt iſt.

Alle Feſte und Proceſſionen, welche um Oſtern hier angeſtellt werden, zu ſchildern, würde überflüſſig ſeyn. Es genügt uns zu ſagen, daß der Oſtertag ein Tag allgemeiner Freude für die ganze Stadt iſt. Bewohner jedes Standes bedecken ihre Tiſche mit zahlreichen Gerichten, um ſich für die lange Enthaltung während der Faſten ſchadlos zu halten. Man bildet, wie in England Geſellſchaften, um weltliches Vergnügen mit geiſtlicher Freude zu verbinden. Bei dieſer Gelegenheit werden die Genüſſe der Tafel auf das höchſte getrieben. Nach geendigtem Mahle beginnt das Spiel und wird durch Libationen zu Ehren des Weingotts erheitert. Man trennt ſich erſt, wenn die Lebensgeiſter in den vollkommenſten Taumel verſenkt ſind.

„Hat der Tod ſeine Eitelkeiten, ſo kann auch das Leben die Seinigen haben!“ ſagt der berühmte Dr. Young, und gewiß wird dieſer Satz nie beſſer erläutert, als durch die prachtvollen Leichenbegängniſſe der Bewohner von Bahia. Hr. Lindley hat die Beſchreibung der Beerdigung eines Officiers von Range in der Franciscanerkirche gegeben und ſie iſt faſt dieſelbe, wie man ſie in den meiſten katholiſchen Ländern findet.

Die Freimaurerei iſt in Portugal ausdrücklich verboten und dieſes Verbot erſtreckt ſich auch auf die Colonien. Es giebt deſſen ungeachtet mehrere Logen in Bahia, ſo wie in den andern braſiliſchen Städten; aber ihre Verbindungen ſind mit dem dichteſten Schleier bedeckt und regelmäßige Logen ſind noch nicht angelegt.

Der Boden des größten Theiles dieſer Provinz iſt, ſo wie der des übrigen Braſiliens, ungemein reich und fruchtbar und das Klima fähig, alle Erzeugniſſe des Erdbodens gedeihen zu laſſen. Die Regierung und die Geiſtlichkeit beſitzen die fruchtbarſten Striche um die Stadt und einige von denen, die Erſteren gehören, ſind zu wohlthätigen Zwecken beſtimmt. Die merkwürdigſte derſelben iſt das St. Lazarus-Spital, das ungefähr eine halbe Stunde vom Fort liegt. Dieſes weitläuftige Gebäude iſt hauptſächlich für Ausſätzige beſtimmt. Es ward gegen Ende des 17ten Jahrhunderts auf Koſten des Königes von Portugal errichtet und hat aus den dazu gehörigen Ländereien reichliche Einkünfte. Es ſcheint zur Erreichung ſeines Zwecks völlig geeignet zu ſeyn, da die Kranken den Genuß einer freien Luft und eines guten Waſſers haben, welches gegen den Ausſatz würkſam ſeyn ſoll. Worauf aber dieſe Meinung ſich gründet, weiß man nicht, da dies Waſſer noch nicht chemiſch zerlegt iſt. Die Flügel dieſes Gebäudes werden von Männern und die Mitte deſſelben iſt von Frauen bewohnt, die untereinander keine Verbindung haben. Im Erdgeſchoſſe befinden ſich die Büreaux, die Wohnungen der Angeſtellten und eine Anzahl bequemer Bäder und oberhalb mehrere weite, mit Ventilatoren verſehene Säle, die ſehr reinlich gehalten werden.

Unfern von dieſem Hoſpital ſteht eine kleine, ſehr niedliche Kirche auf einer Anhöhe, welche zu demſelben gehört. Die daſſelbe umgebenden Pflanzungen und Ländereien werden mit größter Sorgfalt angebauet. Der oſtindiſche Pfefferſtrauch, deſſen Anbau durch eine übel-

verſtandene Politik der Regierung verboten war, wird hier gezogen und wächſt ergiebig. Auſſer den dieſem Lande eigenthümlichen Obſt=, Gemüſe= und Kornarten, wird hier auch viel europäiſcher Roggen gebauet.

Dieſes Hoſpital ſteht unter dem unmittelbaten Schutze der Krone und hat einen portugieſiſchen Edelmann zum Oberaufſeher, der alles Lob für die, von ihm in alle Zweige der Verwaltung dieſer großen Anſtalt eingeführte Thätigkeit, Ordnung und Fleiß verdient.

Dieſe Provinz iſt im Ganzen gut angebauet und enthält eine bedeutende Zahl großer Pflanzungen. Die Eigenthümer halten auf ihren Zuckerplantagen zwei= bis dreihundert Sclaven und eine verhältnißmäßige Zahl von Pferden. Mehrere dieſer Pflanzer haben ein bedeutendes Vermögen erworben und auf ihren Beſitzzungen geſchmackvolle Wohnungeu mit Capellen angelegt und halten ſich darin mit ihren Familien, ausgenommen in der Regenzeit, auf, während welcher ſie in der Stadt wohnen.

Die Naturerzeugniſſe und Thiere der Provinz Bahia ſind die nämlichen, als in den andern Capitanerien.

Salpeter findet man im ſüdweſtlichen Theile dieſer Provinz im Ueberfluſſe und, wie man ſagt, von beſonderer Güte, ſo daß man bei gehöriger Vorkehrung daraus einen ſehr einträglichen Handelsartikel machen könnte.

Im Bezirke Careira der Provinz Bahia hat man vor einigen Jahren ein Stück gediegenes Kupfer von 2666 Pfund Gewicht gefunden, was in die königliche Naturalien-Sammlung nach Liſſabon gebracht war. Es ſoll das größte Stück ſeiner Art ſeyn, das ſich in Europa befindet. Um gleiche Zeit brachte man aus Bahia eine Probe von kugelförmigem Eiſenerz (Minera ferri subaquosa globosa, Wallerii), deſſen Kügeln im Durchmeſſer von zwei Linien bis zu einem halben Zoll hatten, nach Liſſabon. Außer dem Eiſen könnte man hier vielleicht gleich fertige eiſerne Flintenkugeln finden.

In den innern Gegenden von Bahia, vorzüglich gegen Tapagippa hin, ſind die Waldungen mit Bienenſtöcken angefüllt. Dieſe Neſter oder Stöcke ſind plump gebildete Muſcheln aus Thonerde auf ähnliche Art, wie die Neſter der Schwalben, zuſammengeſetzt. Sie ſind auf etwas hohen Bäumen angebracht, etwa einen Fuß dicke und bilden eine Maſſe von wenigſtens 2 Fuß Durchmeſſer. Zerbricht man ſie, ſo iſt das Wachs, wie in den europäiſchen Bienenſtöcken gebildet und man erhält eine Menge Honig, aus dem ſich aber die Coloniſten, weil ſie Ueberfluß an Zucker haben, nicht viel machen. Eben ſo achten ſie auch das Wachs nicht hoch, weil ihre afrikaniſchen Colonien ihnen ſo viel liefern, als ſie bedürfen.

Außer der Hauptſtadt giebt es in dieſer Provinz mehrere kleinere Handelsſtädte. Die Vornehmſten ſind: Jagoaripe, Amor, Jacobina, Do Sitio, S.

[illegible]

Die ungeheuren, auf dieser [illegible] gelegenen [illegible] Regierung die [illegible] zu vermeiden [illegible] hat, hat dieser Handelszweig seine [illegible] Thätigkeit wieder erlangt. Außer dem Tabak, der nach dem Mutterlande vor den neueſten politiſchen Ereigniſſen gieng, geht noch jetzt jährlich eine bedeutende Menge von minderer Güte nach Afrika's Küſte, für die man dort verſchiedene andere Artikel erhält.

Da Tabak, Braſilien-Holz und der Ertrag der Gold- und Diamanten-Gruben lediglich für Rechnung der Regierung verkauft wurden und nach Wahrſcheinlichkeits-Rechnungen, welche Statiſtiker über Portugals Finanzen angeſtellt haben, der Ertrag dieſer Artikel ziemlich bedeutend ſeyn mußte, ſo iſt doch dieſer Gegenſtand mit einem ſo undurchdringlichen Schleier bedeckt, daß die Größe des Ertrags unmöglich genau angegeben werden kann.

Obgleich der Handel von Bahia nicht ſo beträchtlich iſt, wie der von Rio de Janeiro, ſo iſt er doch auch ſehr ausgebreitet, was mehr localen Vortheilen, als der Induſtrie der Bewohner zuzuſchreiben iſt.

Vor dem Einfalle der Franzoſen in Portugal ward der Haupthandel Bahia's gerade nach Liſſabon und Oporto geführt. Man bediente ſich dazu gegen funfzig großer Schiffe, welche von Europa aus mit verſchiedenen Manufactur-Artikeln, mit Wein, Mehl, Butter, Käſe, u. ſ. f. beladen waren. Sie brachten Tabak, Lebens-, Acajou und mehrere Farbe- und Bauhölzer, Kaffee, Zucker, Baumwolle, Arzneiwurzeln, Gummen, Balſam und einen ſehr ſtarken Branntwein mit, der aus Zuckerröhrſaft und Sirup abgezogen ward, aber einen von dem Rum verſchiedenen Geſchmack hatte.

Schon oben iſt erwähnt, daß die Zeuchladen in Rio mit den verſchiedenen Stoffen von Mancheſter angefüllt wären. Man findet dergleichen auch zu San-Salvador. Aber die gedruckten, hier gebräuchlichen, und ſtark getragenen Cattune ſind gröſstentheils in Liſſabon gewebt.

Der Colonialhandel von Bahia iſt gleichfalls ſehr beträchtlich. Er beſchäftigt eine große Menge Schiffe von ungefähr 250 Tonnen Laſt, welche man zu Bahia mit Rum, Zucker, Töpferzeug, engliſchen und teutſchen Waaren, Salz u. ſ. f. beladet. Dieſe Ladungen dienen gröſstentheils zum Schleichhandel mit den Spaniern in Maldonado und Montevideo, die ſie ihnen theils

mit Gelde bezahlen, theils auch eingeſalzenes Rindfleiſch und Häute zur Rückfracht mitgeben. Bei ihrer Ankunft verkaufen ſie das Fleiſch im Einzelnen den Aermſten, ſo auch den Sclaven und zur Verproviantirung der Schiffe für 2 Groſchen das Pfund.

Der innere Handel iſt, trotz der Indolenz der Pflanzer, gleichfalls ſehr ausgedehnt. Mehr als tauſend Boote und andere kleine Fahrzeuge kommen täglich in der Allerheiligen-Bai beladen mit den Erzeugniſſen dieſer und der benachbarten Provinzen, als mit Tabak, Baumwolle, verſchiedenen Specereiwaaren, Cachojera, Rum und Oel von Itaporika, mehreren Holzarten aus den Bezirken von Ilheos, eingeſalzenem Fiſch von Porto-Seguro, Mais, Zucker, Brennholz und Küchengewächſen aus den Umgegenden der Bai, in derſelben an.

Die Baumwolle, welche hier einen ſehr beträchtlichen Handelszweig bildet, wird nach der Ausſchiffung in ein Magazin, das zu dieſem Zwecke angelegt iſt, niedergelegt, daſelbſt ſortirt, gewogen und in Ballen für die Ausfuhr eingepackt. Die verſchiedene Güte der Baumwolle wird aber auf den Ballen bemerkt, die, bis der Eigenthümer darüber disponirt, im Magazine bleibt.

Das Abziehen des flüchtigen Geiſtes aus dem Zuckerrohrſaft iſt in den Händen einer privilegirten Compagnie und derſelbe daher ungemein theuer.

Fremden von jedem Volke war es ausdrücklich verboten, ſich auf irgend eine Art in Braſiliens Handel zu miſchen. Es war ihnen nicht einmal erlaubt, [illegible]

waaren auf portugieſiſchen Schiffen auszuführen. So ungerechte und unkluge Monopole und Feſſeln, die den Handel lähmten und die Thätigkeit der Bewohner hemmten, öffneten dem Schleichhandel ein weites Feld. Daher dieſe unermeßliche Menge engliſcher Waaren, mit denen die Liſſaboner Handlungen Bahia und andere Haven Braſiliens überſchwemmten. Die Strenge der Geſetze, die ſtarken Strafen, die jeder Capitän, der des Schleichhandels überführt ward, erleiden mußte, die dreijährige Deportation nach Afrika — nichts konnte ihn ganz hemmen.

Trotz der großen, in Bahia umlaufenden Geldmaſſe treiben die Bewohner dieſer Stadt einen großen Theil ihres Handels durch Tauſch. Einige Schriftſteller beſchuldigen ſie, daß ſie bei ihren Handelsgeſchäften wenig feine Betrügereien vorzüglich gegen Fremde ausübten, von denen wie man ſagt, ſie oft das Doppelte des gangbaren Preiſes verlangen, indem ſie auf die gewandteſte Art den Werth der Waaren herabzuſetzen wiſſen, die ihnen zum Eintauſch angeboten werden. Kurz man ſtellt ſie alle, mit weniger Ausnahme, als Leute vor, die gänzlich des Geiſtes der Redlichkeit, der den wackern Handelsmann, wie überhaupt jeden braven Mann auszeichnet, beraubt ſind.

Alle Arten von Manufacturen, bloß die Gärberei ausgenommen, waren ſtrenge unterſagt und dieſe harte Verordnung ward ſo genau befolgt, daß, als vor einigen Jahren Jemand eine Baumwollen-Spinnmaſchine bei

San Salvador anlegen wollte, man ihn nach Europa zurückſchickte und ſeine Anlage zerſtörte. *)

Die Küſten der Umgegend von **Bahia** haben Wallfiſche im Ueberfluß. Da man aber zu deren Fange nur einige große Schiffe anwendet, ſo reicht der daraus erhaltene Thran lange nicht zur Conſumtion hin und iſt folglich ſehr theuer. Als wir oben von dieſem Gegenſtande bei **Rio de Janeiro** ſprachen, bemerkten wir, daß wenn man den Wallfiſchfang auf alle Küſten Braſilien's und bis zum grünen Vorgebirge ausdehnte, man einen viel größern Gewinn daraus ziehen könnte. Von dieſer Wahrheit überzeugt, haben einige Schiffsrheder von **Bahia** die unternehmender als gewöhnlich ſind, ſeit kurzem einige Schiffe in dieſer Abſicht ausgeſchickt und laſſen nach dem Beiſpiel der Engländer, die Fiſche am Bord ausſieden. Der unzubezweifelnde Erfolg dieſer Unternehmung wird nicht nur den Preis des Thrans an Ort und Stelle erniedrigen, ſondern auch für die Folge einen ſehr wichtigen Ausfuhrartikel darbieten.

*) Hätte die portugieſiſche Regierung die Errichtung von Manufacturen in Braſilien geſtattet, ſo würde aller Tauſchhandel zwiſchen dem Mutterlande und zwiſchen dieſer wichtigen Colonie aufgehört haben und der Handel zwiſchen Beiden bloß zum Vortheile der Letztern geweſen ſeyn. Seit der Hof in **Rio de Janeiro** iſt, hat ſich die Lage der Sachen ſehr verändert. Schon ſind in der Nähe dieſer Stadt Seiden-, Fayence- und andere Manufacturen angelegt. N. d'A.

Der Preiß des Tagelohns, ſo wie des Holzes und anderer zum Schiffsbau nöthigen Bedürfniſſe, iſt zu Bahia viel geringer, als in Rio de Janeiro, aber man findet dort, wo möglich, noch mehr Schwierigkeit, als hier, ſie auszubeſſern und mit Vorräthen zu verſehen.

In jedem Haven Braſilien's iſt jedes Schiff, die königlichen Kriegsſchiffe und Paketboote ausgenommen, ſo vielem hohen Ankergelde und andern bedeutenden Ausgaben unterworfen, daß dadurch oft Zwiſtigkeiten zwiſchen den Capitäns und den Obrigkeiten der Häven, in denen ſie einlaufen, entſtehen.*) Wahrſcheinlich aber werden dieſe drückenden Laſten bald verſchwinden; — Dank ſey es den politiſchen Veränderungen, welche ſich in dieſer großen Colonie ereignet haben. Die brittiſchen Conſuls und Reſidenten, welche für die Häven Braſilien's ernannt ſind, werden verhindern, daß Ausländer von den Zollbeamten gedrückt werden und ihnen, im Falle der Noth, Gerechtigkeit verſchaffen. Bei der Ankunft jedes engliſchen Schiffes in einem braſiliſchen Haven werden ſechs Zollbediente an Bord deſſelben, unter dem Vorwande den Schleichhandel zu verhüten, geſchickt und der Capitän oder Schiffmeiſter muß ihnen 10 Rthlr. 9 Gr. 6 Pf. täglich bezahlen, welches in kurzer Zeit eine bedeutende Summe macht. Außer dieſer Abgabe und andern läſtigen Zahlungen können die Ladungen der Schiffe, welche der Ausbeſſerung bedürfen, nur unter unmittelbarer Aufſicht des Havenwächters (Guarda do

*) M. ſ. dies Verzeichniß: Beilage III. im Anhange.

Mar) und eines Zollbeamten an das Land gebracht werden, wenn competente Beamte, nach einer förmlichen Unterſuchung anerkannt haben, daß ohne Ausladung der Waaren keine Reparatur des Schiffs Statt finden könne. Sie erhalten auch nicht einmal die Erlaubniß, den kleinſten Theil der Ladung zu verkaufen, um die Koſten der Ausbeſſerung des Schiffs und andern nöthigen Aufwand zu beſtreiten. Seit mehreren Jahren wurden dieſe unklugen und ſchädlichen Verfügungen mit mehr Strenge, als bisher, einem neuen aus Portugal ergangenen Befehle gemäß, vollzogen, welcher beſagte: daß im letzteren Falle eine hinreichende Menge Waaren an das Land geſetzt und nach Liſſabon, um dort verkauft zu werden, geſchickt werden ſollten und daß man von dem Ertrage erſt die gemachten Schulden des Schiffes, dann die Transportkoſten ſeiner Waaren und jede andere Auslage abzuziehen habe. Was übrig bleibe, ſo groß oder klein es ſey, ſolle den Schiffseigenthümern ſelbſt in England zugeſtellt werden.

Einige Schiffscapitäne verſorgen ſich mit Wechſeln auf Braſilien. Aber die, welche aus Noth oder wegen anderer Umſtände genöthigt werden, in einen andern Haven einzulaufen, als in den ihre Wechſel lauten, erfahren unzuberechnende Zögerungen und Verwirrungen.

Dieſe Formalitäten und Zurückhaltungen finden an der ganzen Küſte Braſiliens Statt. Selbſt zu Rio de Janeiro, wo man ſonſt Fremde mit mehr Edelmuth behandelte, übt man ſeit einigen Jahren die nämliche Strenge. Einige Schriftſteller ſchreiben dieſe durchaus hier ge-

nommenen Maaßregeln und die äuſſerſte Härte einem politiſchen Haſſe und dem geheimen Beſtreben zu, England's Handel zu vernichten.

Zwölfter Abſchnitt.

Beſchreibung der Provinzen: Para, Maranhan, Siara, Rio-Grande, Paraiba, Tamarara, Fernambuco, Segerippe del Rey und Rio das Velhas. — Sitten der Einwohner. — Handlung. — Manufacturen. — Militär u. ſ. f.

Es iſt ſchon oben geſagt, daß der braſiliſche Handel mit Europa hauptſächlich aus Rio de Janeiro, Bahia (der Allerheiligen-Bai,) und Gran-Para geführt werde.

Die Capitanerie Gran-Para iſt die nördlichſte Niederlaſſung der Portugieſen in Braſilien. Die Hauptſtadt Belem, am Ufer des Amazonenſtroms wird durch ein gutes Fort: Nueſſa Senhora de las Merces genannt, vertheidigt. Dieſes liegt an der Mündung des Fluſſes Muja, welche den Haven von Para bildet. Die Einfahrt in dieſen Haven iſt ſchwierig. Eine Menge kleiner Inſeln, die ſich in verſchiedener Richtung durchkreuzen, machen den Lauf der Schiffe langſam und unſicher, bis ſie in den Haven gelangt ſind, wo ſie auf einem fünf bis ſechs Faden

tiefen, ſchlammigen Grunde ankern. Die Straße, welche in denſelben führt, wird täglich minder tief und man muß befürchten, daß ſie nicht lange mehr ſchiffbar bleiben wird, wenn, wie man vorausſetzen muß, die Gewäſſer fortfahren, in ihr ſo viel Sand anzuhäufen, als im vorigen Jahrhunderte geſchehen iſt.

Der Grund der Stadt Belem ward von Francesco Caldeira im Jahr 1615 gelegt. Sie iſt gegen 12 Meilen vom Meere auf einer, etwa 13 Fuß über demſelben liegenden, Erhöhung gelegen und war lange Zeit nur ein Markt für Artikel, welche die in der Nachbarſchaft herumſtreifenden Urbewohner dahin zum Verkaufe brachten, als wilden Cacao, Vanille, Krebs- und Schildkröten-Schaalen, Saſſaparille, verſchiedene Balſamarten, Baumwolle, u. ſ. f.

Die Volksmenge von Belem beläuft ſich gegenwärtig gegen 10,000 Seelen. Die Trägheit und Eitelkeit, welche allgemeine Charakterzüge der Portugieſen ſind, beherrſchen auch die Bewohner dieſer Stadt, obgleich hier der Luxus nicht iſt, den man in den ſüdlichen Provinzen trifft. Ein Umſtand, der den Sitten der Bewohner von Pará ihre urſprüngliche Sanftmuth erhalten hat, iſt der, daß hier die Sclaverei ſpäter eingeführt ward, als in den andern Provinzen. Zu arm, um dieſe unglücklichen Opfer der Ungerechtigkeit und der Tyrannei zu erkaufen, mußten ſie ſich lange mit dem ſchwachen Beiſtande der Eingebornen behelfen,

deren Unterwerfung im nördlichen Bezirke länger gedauert hat, als im ſüdlichen.

Im Jahr 1755 ward eine privilegirte Compagnie, welche ein Capital von etwas über 800,000 Thaler beſaß, für Gran-Para und Maranhao ernannt. Der Graf d'Oyeras ſtand an der Spitze dieſes Monopols. *) Er hatte die Vollmacht, nach Abzug aller Koſten, 15 vom 100 für alle dort gewonnenen Waaren zu behalten und ſeine Waaren mit 45 auf 100 des Preiſes, für den er ſie in Liſſabon erkauft hatte, dort zu verkaufen. Dieſe Compagnie hatte auch das Recht, nach Belieben den Werth der Waaren zu beſtimmen, die von den ihr unterworfenen Diſtricten geliefert wurden. Dieſe eben ſo ungerechten, als außerordentlichen Privilegien wurden ihr auf 20 Jahre mit der Freiheit bewilligt, ſie nach Ablauf dieſer Zeit erneuern zu können, wenn ſie ſich gerade an die portugieſiſche Regierung wendete. Leicht läßt es ſich denken, wie ſehr das Monopol einer ſolchen Compagnie alle Anſtrengungen der Coloniſten lähmen mußte. Erſt im J. 1778, wo ſie ſich dieſer Laſt enthoben ſahen, fiengen ſie an, einige Zeichen von Wohlſtand zu geben.

*) Falſch iſt, daß der Graf d'Oyeras an der Spitze der Compagnie ſtand. Er konnte wohl mehrere Actien in derſelben haben.

M. d'A.

Die Hauptartikel, die man von Para erhält, ſind: Zucker, den mehr als 30 Zuckerfabriken (Ingenios) im Innern des Landes, bereiten, Caffee, Cacao und Braſilienholz, vorzüglich die Art, welche die Portugieſen: Burapemina nennen. Dieſes Holz iſt ſehr ſchön geadert. Man zieht aus ihm ein wohlriechendes Oel und die Rinde wird ſelbſt als Rauchwerk verbrannt. — Die Rinde des Baumes Arariba, der in der Nähe von Para ſehr häufig wächſt, giebt durch Auskochung eine ſehr ſchöne Purpurfarbe, welche ſehr dauerhaft ſeyn ſoll. Man findet auch in dieſem Bezirke eine neue Art des Puchark, die zwar nicht ganz ſo groß wie dieſe Frucht wird, aber die Muskatennuß ſehr gut erſetzt. Die wahre Jalappe (Convolvulus Jalappa L.) wächſt um Para im Ueberfluſſe; eben ſo verſchiedene Arten von Contrayerva (Dorstenia Contrayerva L.) und anderer Arzneipflanzen und von Gummi, welche das Arabiſche erſetzen können. Die Jutnicifica taugt zum Siegellackmachen. Uebrigens ſind die Producte des Pflanzenreichs in dieſer Provinz denen der Uebrigen gleich.

Mehrere Gegenden von Para liefern eine Menge gelben Ocker (Ochra ferri), der oft mit einer zinnoberrothen Farbe vermiſcht iſt. Weißer Thon (Argilla bolus alba), von den Einwohnern Tabatinga genannt, iſt, ſo wie der rothe Thon (Argilla bolus rubra) ſehr gemein in dieſer Provinz.

Die Thiere ſind hier von derſelben Art, wie im übrigen Braſilien. Sonſt gab der Verkauf des [illegible]

Inſel Marajo weidenden Hornviehs einen beträchtlichen Ertrag für dieſe Colonie. Gegenwärtig iſt aber die Zahl deſſelben viel kleiner.

Man findet in Para eine Art großer Seidenwürmer (Phalaena Atlas) in Menge, deren Cocon drei Mal größer iſt, als der des gemeinen Seidenwurms. Sie nähren ſich von Pomeranzenblättern und die erzeugte Seide iſt dunkelgelb. Cultivirte man dieſe Inſecten mit Sorgfalt, ſo könnte ihre Seide ein einträglicher Handelszweig werden. Die Bewohner von Minas-Geraes haben ſchon für den gemeinen Seidenwurm das Beiſpiel dazu gegeben.

Vier und zwanzig Meilen von Para, wenn man den Amazonenfluß herabfährt, liegt eine Landzunge, welche mehrere Inſeln bildet. Die größte derſelben, Joannes genannt, iſt ſehr gut bevölkert und wird durch ein kleines Fort vertheidigt. Dieſe Inſeln gehören verſchiedenen portugieſiſchen Adlichen und führen den Namen: Baronien. Eine Meile von der Stadt liegt die Stadt St. George dos Alamos, die von einem regelmäßigen Fort gedeckt wird. Vier und zwanzig Meilen vom Ufer des Marañon liegt die Stadt Cannuta mit dem Fort Gurupa. Längs dieſem Fluſſe liegen die Forts: Tapuyos und Rio-Negro, welche 1698 von den Franzoſen erobert und zerſtört wurden.

Nördlich gränzt die Provinz Para an Cayenne bei dem Nordcap, auf dem das Fort Cumanha den Forts Camon und de dos Aragwariz gegenüber

liegt. Sie enthält die vier Städte: Para, San-George-de-Alamos, Camonta und Cahete und zählt gegen 50,000 Einwohner. Sie ſteht unter der Regierung von Marañon.

Neuerlich haben die Portugieſen Niederlaſſungen am Rio-Negro, an denen man Gold und Diamantgruben entdeckte, angelegt. Man ſendete im Jahr 1766 von Liſſabon 400 Soldaten und Matroſen, auch Handwerker aller Art dahin. Mehrere Familien, durch die großen, von der Regierung gemachten Aufmunterungen verleitet, vereinigten ſich mit dieſem Zuge, um in dieſem Theile Braſiliens ſich niederzulaſſen.

Im Fall eines Krieges mit dem Volke, welches Guyana beſitzt, würde dieſer Diſtrict einem Angriffe deſſelben ſehr ausgeſetzt ſeyn. Seine große Entfernung von Bahia und ſelbſt von Para und Marañon würde es dieſen Provinzen faſt unmöglich machen, ihm die nöthige Hülfe zu leiſten, um den Feind zurückzutreiben.

Die neue Niederlaſſung am Rio-Negro ward vom Seeminiſter Francesco Xaviero de Mendoza ſehr übel verwaltet. Man hat keinesweges aus dieſem ſchönen Lande alle die Vortheile wegen der falſchen Maasregeln, die man zur Gründung einer dortigen Colonie nahm, gezogen, welche es darbot. Zwar iſt die Volksmenge dieſes Bezirks durch Einwanderung verſchiedener, durch die Unfälle, welche die Franzoſen, als ſie im Jahr 1764 eine Niederlaſſung an den Ufern

des Curu gründen wollten, erfahren, aus Guyana vertriebener Familien verſtärkt worden. Eine traurige Wahrheit iſt es, daß Colonien, die unter einer weiſen Verwaltung ein Glück für die Menſchheit ſeyn würden, im Allgemeinen das Verderben der unglücklichen Individuen nach ſich ziehen, die von Gewinnſucht verführt oder durch Armuth gezwungen, ihr Vaterland verlaſſen, um einen Zufluchtsort in den neuen Niederlaſſungen zu finden.

Der Bach Tocantines trennt die Provinz Maraňan im Norden von Para. Im Jahr 1535 wurden die Portugieſen durch einen Sturm an die Küſte derſelben geworfen. Sie legten aber erſt im Jahr 1599 hier eine Niederlaſſung an, welche die Franzoſen im Jahr 1612 eroberten und bis zu 1615 behielten, wo ſie ihnen von den Holländern entriſſen ward. Die Portugieſen nahmen ſie 1644 Letzteren wieder ab.

Ehe ſie von den Portugieſen beſucht war, war das Hauptgeſchäft der Urbewohner den grauen Ambra, dem man in Menge an dieſer Küſte findet, zu ſammeln und er war auch der Gegenſtand der Speculation der erſten Europäer, die ſich hier niederließen.

Mehrere Jahre, nachdem ſich die Portugieſen wieder in den Beſitz dieſes Landes geſetzt hatten, blieb daſſelbe in einem Zuſtande von Schwäche, bis einige der unternehmendſten Coloniſten Baumwolle anzubauen anfiengen, welche für die beſte aller Arten, die das neue Continent erzeugt, gehalten wird. Man bauet auch ſeit

einiger Zeit eine groſse Menge Reiſs (Oryza mutica *), der aber ſchlechter iſt, als der oſtindiſche und ſelbſt als der nordamericaniſche.

Man hat in dieſer Provinz mehrere Verſuche gemacht, Seidenwürmer zu ziehen. Entweder war aber das Klima ihnen wenig günſtig oder man wendete eine fehlerhafte Methode ſie zu erziehn und zu pflegen an, kurz, dies Vorhaben iſt bis jetzt gänzlich miſslungen.

Glücklicher iſt man im Baue des Indigo gewesen. Die zahlreichen Pflanzungen dieſes koſtbaren Gewächſes ſind im blühenden Zuſtande, welcher die Eigenthümer reichlich für Koſten und Mühe zu entſchädigen verſpricht. — Auch das ſchönſte braſiliſche Arnotto kömmt aus dieſem Lande.

Die Inſel St. Luis iſt der volkreichſte Theil der Provinz des Marañon. Sie hat etwas über 15 Meilen im Umkreiſe und wird vom Lande nur durch einen kleinen Bach geſchieden. Sie iſt ungemein fruchtbar.

Die Hauptſtadt, welche auch St. Luis heiſst, ward 1612 von den Franzoſen erbauet. Bloſs der biſchöfliche Palaſt zeichnet ſich unter den Gebäuden der Stadt aus. Die übrigen ſind ſchlecht gebauet und wenig bequem. Eine Citadelle und mehrere Forts vertheidigen die Stadt. Sie iſt der Sitz des General-Gouverneurs der drei nörd-

*) Dieſe in Braſilien einheimiſche Reiſsart unterſcheidet ſich von dem gewöhnlichen Reiſse (Oryza sativa) dadurch, daſs er keine Hülſe hat.

lichen Provinzen und zugleich der Punkt, wo aller Handel der Inſel getrieben wird. Der Haven iſt geräumig und kann durch Kunſt verbeſſert werden. Die Volksmenge wird auf 15,000 Seelen geſchätzt. Die Pflanzungen auf der Inſel ſind nicht in ſo gutem Zuſtande, als die auf dem feſten Lande und noch in viel ſchlechterem, als die an den Ufern der Flüſſe Ytapicorie, Mony u. ſ. f. liegen.

Im weſtlichen Theile des Innern dieſer Provinz ſind die Eingebornen noch nicht ganz unterworfen. Dieſer Theil des Landes, der hoch und ſandig iſt, wird hauptſächlich von Schäfern bewohnt. Die mit Salpeter bedeckte Oberfläche des Bodens taugt auch zur Pferde- und Hornviehzucht, die für gute Preiſe in der Umgegend verkauft werden. Aber die Schafe arten hier, ſo wie in ganz Braſilien, mit Ausnahme von Coritibe, aus. Häufige Dürren und große Hitze vertilgen oft ganze Heerden, wenn man ihnen nicht zuvorkommt und letztere auf friſchere und entlegnere Weideplätze führt.

Schwefel-, Alaun-, Vitriol-, Eiſen-, Blei- und Spießglanz-Gruben ſind hier häufig und wenig tief. Doch iſt noch keine eröffnet worden. Im J. 1572 geſtattete man, eine wenige Jahre zuvor entdeckte Silbergrube zu bauen; aber bald nachher ward dieſe Erlaubniß vom Hofe aus Gründen, welche nie deutlich erklärt worden ſind, zurückgenommen.

Dieſes Gouvernement zählt 8,993 Weiße, 17,844 Neger und Mulatten, freie oder Sclaven und 38,937 zer-

ſtreut oder in zehn Dörfern beiſammen wohnende Eingeborne. Die Ausfuhr ſteht mit dieſer Volksmenge nicht im Verhältniſſe, weil ſie nie über 288,500 Thaler angeſchlagen ward, *) aber nach Aufhebung der oben gedachten privilegirten Compagnie muß man vermuthen, daß ſie von Tage zu Tage ſteigen wird.

Die kirchliche, militäriſche und bürgerliche Verfaſſung dieſes Gouvernements hat gleiche Einrichtung, mit der in den andern Gouvernemens. Doch konnte, dieſe Provinz, ſo gut, als Gran-Para in wichtigen Angelegenheiten ſonſt an das Mutter-Land appelliren, ohne verpflichtet zu ſeyn, ſich zuvor an die mittlern Tribunale zu Bahia und Rio de Janeiro zu wenden.

Die Capitanerie Para zählt gegen 10,000 Seelen und treibt einen ſehr bedeutungsloſen Handel. Ihr gleichnamiger Haven iſt nur kleinen Barken zugänglich und wird durch eine Garniſon von 100 bis 150 Mann beſchützt.

Die benachbarte Capitanerie iſt die des Rio-grande. Die Hauptſtadt: Natalia liegt ½ Stunde von dem Haven. Das Fort: Dos Santos Reyes, eines der feſteſten Braſiliens, vertheidigt ſie.

Der Fluß Rio-grande entſpringt aus einem See, der 6 Meilen im Umkreiſe hat und aus dem man die ſchönſten braſiliſchen Perlen fiſcht.

*) In den letzten Jahren betrug die Ausfuhr von Marañõ nach Liſſabon allein in Baumwolle auf 2 Millionen Gulden. R. d. A.

Außer der Hauptſtadt enthält dieſe Capitanerie noch zwei andere Städte von einiger Wichtigkeit. Die eine, Parantiba iſt gut befeſtigt und hat eine, jedem Ueberfall der in dieſer Gegend ſehr zahlreichen Urbewohner vorzubeugen, beſtimmte Beſatzung; die andere: Cuhuna iſt gleichfalls ein ziemlich feſter Ort. Geſetze, Gebräuche, bürgerliche und militäriſche Verfaſſung, ſo wie die Naturerzeugniſſe ſind hier ganz dieſelben, wie in den andern nördlichen Capitanerien. Ihre Volkszahl wird auf 12,000 Seelen geſchätzt.

König Johann III. ertheilte die Capitanerie Paraïba dem berühmten Geſchichtſchreiber: de Barros. Aber er ſah ſich genöthigt, ſie der Regierung zurückzugeben, als er, ſo zu ſagen, ſich ruinirt hatte, um hier eine Colonie zu gründen.

Die Hauptſtadt Nueſtra Senhora de las Nevas, auf Koſten des Königs erbauet, liegt am Paraïbafluſſe, deſſen Mündung den Haven bildet. Daneben ſteht ein Zollgebäude und ein fünfeckiges Fort, welches den Eingang zum Haven beherrſcht. Sonſt liefen hier jährlich 7 bis 8 Schiffe, jedes von 250 Tonnen ein, welche aus dem Mutterlande kamen und verſchiedene Bedürfniſſe für die Coloniſten am Borde hatten. Ihre Rückfrachten beſtanden hauptſächlich in Zucker, von dem man in den nördlichen Capitanerien eine weit größere Menge erbauet, als in den ſüdlichen, vorzüglich ſeit der Entdeckung der Goldgruben, welche den Bewohnern der letztern Diſtricte die Vervollkommung ihrer

Pflanzungen vergeſſen ließen. In dieſer Provinz giebt es 21 Zuckerpflanzungen und der in ihnen bereitete Zucker wird für den beſten braſiliſchen gehalten.

Außer Zucker führen die Paraïber auch Farbeholz, verſchiedene Arten Gewürze und mehrere andere eben ſo nützliche, als theuere Artikel aus. Es iſt hier die allgemeine Meinung, daß die nördlichen Provinzen bevölkerter und die Bewohner derſelben wohlhabender ſind, als die ſüdlichern, obgleich in Erſteren noch keine Art Bergbau Statt findet. — Die Hauptſtadt ſoll gegen 4000 und die Capitanerie gegen 20,000 Menſchen zählen.

Der Diſtrikt Tamaraca *) beſteht aus der Inſel dieſes Namens und einem 4 Meilen langen Küſtenſtriche. — Man weiß nicht, zu welcher Zeit und an wen Tamaraca anfänglich abgetreten ward. Es kam aber bald nach der Thronbeſteigung des Hauſes von Braganza an die Krone.

Die Hauptſtadt: Nueſtra-Senhora-de-las Concepcion, iſt am Abhange eines Berges gegen die Mitte der Inſel, welche vom San-Franceſco-Fluſſe gebildet wird und 3 Zuckerpflanzungen hat, erbauet. In keinem Diſtricte Braſiliens ſind dieſe Pflanzungen ſo ergiebig, als in den Ebnen von Tamaraca, die gut befeuchtet ſind und einen trefflichen Boden haben.

*) Fälſchlich macht der Verf. aus dieſem Diſtricte eine Capitanerie. A. d. N.

Die Küſte iſt mit Baumwollenpflänzlingen bedeckt und die Berge mit Hornvieh, das größtentheils nur wegen der Häute niedergeſchlagen wird. Dieſer Diſtrict liefert auch eine große Menge Braſilienholz. Unfern der Küſte liegt die blühende Stadt Goyra, welche drei Kirchſpiele enthält. Die Volksmenge dieſes Diſtricts wird auf 10,000 Menſchen angegeben.

Die Provinz Fernambuco begreift einen Küſtenſtrich von gegen 39 Meilen. Olinda, die vom Grafen Moriz von Naſſau zerſtörte Hauptſtadt, ward von den Portugieſen wieder erbauet. Sie liegt ſehr angenehm an der Seite eines Berges nahe am Meere; aber die Beſchaffenheit des Bodens macht die Straßen ungleich und ſehr unbequem. Sie hat einige hinreichend ſchöne Häuſer und iſt mit mehreren Springbrunnen, eben ſo angenehmen, als nützlichen Verzierungen, geſchmückt. Sie zählt gegen 10,000 Einwohner und hat eine Garniſon von zwei Bataillons, von denen jedoch eines in der Stadt St. Antonio del Reciffo in Caſernen liegt. Die Holländer waren von 1624 bis 1654 Herren dieſer Provinz. Im letztern Jahre wurden ſie von den Bewohnern vertrieben.

Graf Moriz von Naſſau verſchönerte während ſeines Aufenthalts in Braſilien die Städte Olinda und San-Antonio del Reciffo, welche letztere auch Morizburg hieß, ſehr. In derſelben errichtete er einen prachtvollen Pallaſt, den er mit Gärten umgab, welche zugleich den Reichthum und den Geſchmack des Beſiz-

zeit zeigten. Der Haven nimmt groſse Schiffe auf und iſt durch mehrere Forts gedeckt.

Fernambuco iſt eine fruchtbare Provinz und hatte ehmals über hundert Zuckerpflanzungen, weite Waldungen, gut angebaute Felder und eine unglaubliche Menge köſtlichen Obſtes. Jede Aerndte ertrug über 15,000; gegenwärtig liefert ſie kaum 4,000 Kiſten Zucker.

Die Volksmenge dieſes Landes wurde ſonſt nahe an 90,000 Seelen, Neger, farbige Leute und Urbewohner geſchätzt. Aber ſeit einigen Jahren haben viele Familien daſſelbe verlaſſen und ſich nach Paraguay, Peru und Chili zurückgezogen. Die Haupturſache dieſer Auswanderung war die durch die Schulden, mit denen dieſes Land überlaſtet war, entſtandene Verwirrung.

Außer der Hauptſtadt liegen darin die Städte: Igaraçu, Serinham, Villa Formoſa, Porto Calvo, Alagoas-del-Norte, San-Antonio-del-Rio-Grande, Alagoas-del-Sud und Penedo am San-Francisco-Fluſſe, der dieſe Provinz im Süden, ſo wie die Inſel Tamaraca ſie im Norden begränzt.

Die Inſel Fernando-de-Noronha, obſchon ſie 30 Meilen von Fernambuco liegt, gehört doch unter die Gerichtsbarkeit dieſer Capitanerie. Nachdem die Portugieſen ſie einige Jahre lang verlaſſen hatten, kehrten ſie im J. 1738 auf ſie wieder zurück und errichteten in der Furcht, die franzöſiſch-oſtindiſche Compagnie möchte

ſich derſelben bemeiſtern, mehrere gute Forts, mit Geſchütz verſehen und durch regulirte Truppen vertheidigt, die alle 6 Monate abgelöſt werden, auf derſelben.

Einige Verwieſene, eine kleine Zahl eingeborener Meſtizen und die, zu den öffentlichen Arbeiten hier beſtimmten, Urbewohner Braſiliens bilden die Maſſe der Bewohner dieſer Inſel. Trotz der Güte des Bodens gedeihet hier keine Art von Pflanzungen wegen der trokkenen Witterung. Oft vergehen ganze Jahre, ohne daß ein Tropfen Regen fällt.

Vom December bis zum April geben die Schildkröten den Bewohnern die einzige Nahrung. Nach dieſer Periode verſchwinden ſie und erſtere haben keine andere Lebensmittel, als die ihnen vom feſten Lande zugeſchickt werden.

Auf dieſer Inſel giebt es zwei ſehr gute Häven, in denen Schiffe jeder Größe ſicher ankern können, ausgenommen, wenn Nord- oder Weſtwinde herrſchen.

Das kleine, dem großen Gouvernement Bahia untergeordnete Gouvernement Sergipe del Rey *) hat gegen 20,000 Seelen, 25 Zuckerfabriken, Tabaksfabriken, Gärbereien u. ſ. f. Man erzieht hier viel Hornvieh. Außer San-Christobal, der Hauptſtadt, enthält es vier andere Städte oder Flecken, davon San-Amaro-das-Brotas und Villa-Real-

*) Nicht *Segerippa del Rey*. Es iſt keine Capitanerie.
A. d. Ü.

do Piagui die beträchtlichſten ſind. Seine Häven geſtatten keinen großen Schiffen das Einlaufen, welches dem Handel viel Nachtheil bringt.

Der Bezirk Rio das Velhas, *) der ſüdlich von Bahia liegt, hat die Stadt S. Georg zur Hauptſtadt, die ſo, wie ihr Haven, durch zwei Forts vertheidigt wird. Die andern Städte dieſes Bezirks ſind Cairu und Cumana, deſſen Barre durch ein Fort mit 4 Batterien geſchützt wird. Sie hat über 20,000 Einwohner, und ihre Umgegend iſt ſehr reich und fruchtbar. Ihr Haupthandel beſteht in Getraide, mit dem ſie Bahia und andere Gegenden Braſiliens verſorgt.

Außer den längs der Küſte liegenden, ſchon beſchriebenen Capitanerien giebt es noch drei Andere, die in der Richtung von Weſten nach Oſten liegen, die Mitte Braſilien's einnehmen und vorzugsweiſe die Regierungen der Bergwerke heißen.

Das wichtigſte dieſer Generalgouvernemens **) führt den Namen: Minas Geraës. Seine Bevölkerung, wenn man die Urbewohner und Sclaven dazu rechnet, beträgt gegen 250,000 Seelen. Die Hauptſtadt iſt Villa-Rica. ***)

*) Iſt keine Capitanerie, wie der Verfaſſer ſagt. N. d'A.

**) Der Verf. nennt unrichtig dieſes und die vier folgenden General-Gouvernemens, Diſtricte. N. d'A.

***) Es hat ergiebige Gold- und Diamanten-Gruben, vorzüglich in der Nähe des Serro do Frio. N. d'A.

Das zweite derſelben Goyazes *) hat Villa-Boa zur Hauptſtadt und ſoll eine Volksmenge von 70,000 Seelen haben.

Das dritte derſelben: Matto-Groſſo, von dem Villa-Bella das einzige Dorf iſt, zählt nur 13,000 Bewohner. Dies iſt der weſtlichſte Theil der portugieſiſchen Beſitzungen (in America).

Da der Artikel von Braſilien's Goldgruben ſchon in einem andern Orte dieſer Schrift abgehandelt iſt, ſo begnügt man ſich hier die ſonderbarſte Gemeinde Braſilien's kennen zu lernen.

Der Diſtrict **) San-Paulo liegt, etwa 8 Meilen vom Meere, in einem gemäßigten Klima und mitten in einer Gegend, welche fähig iſt, die Producte beider Hemiſphären in größter Vollkommenheit zu erzeugen.

Die gleichnamige Hauptſtadt ward 1570 durch die Verbrecher, welche Portugal auf die Küſten des neuen Continents führte, errichtet. Unfähig irgend einen geſetzlichen Zwang zu leiden, ſuchten dieſe Menſchen im Innern des Landes einen Zufluchtsort, wo die Geſetze ſie nicht erreichen konnten und faßten den Entſchluß, ſich ſelbſt zu regieren. Zu ihrem neuen Wohnſitz wählten ſie die Mitte der weitgedehnten Waldungen, welche die Berge von Parnabaccaba bedecken.

Weil man dies Land für von keinem beſonderen Werth hielt, achtete man Anfangs darauf nicht. Die

*) Nicht Joyas, wie der Verf. ſchreibt. — N. d'A.

**) Iſt ein General-Gouvernement. — R. d'A.

angränzenden Capitanerien ſahen ſich gern von dieſen unruhigen Mitgliedern, Feinden aller geſellſchaftlichen Verbindung, befreiet.

Doch wurden ſie in wenigen Jahren furchtbar genug, um ernſtliche Beſorgniſſe der Regierung zu erwecken. An dieſe Bande undiſciplinirter Menſchen ſchloſſen ſich andere Abentheurer ohne Hülfe und ohne Hoffnung, welche aus den ſpaniſchen und portugieſiſchen Colonien kamen, an, ſo daß dieſe entſtehende außerordentliche Republik, die urſprünglich aus 2 bis 300 Gliedern beſtand, bald ſich auf die Zahl mehrerer Tauſende erhob. Brav, kühn, unternehmend, durchſtreiften ſie oft die ganze Fläche Braſilien's in Corps von 80 bis 100 Mann und befeſtigten vorher die Schluchten, welche zu ihrem Wohnſitze führten.

Man nannte ſie nach dem Namen ihres Hauptorts Pauliner. Sie erkannten die Oberherrſchaft der portugieſiſchen Krone zwar an, ohne ſich jedoch derren Gerichtsbarkeit zu unterwerfen. Und da die Tyrannei der Gouverneure Braſilien's und die unterdrückende Gewalt der ſpaniſchen Befehlshaber in den angränzenden Ländern, in dieſen neuen Staat ohne Aufhören eine große Zahl Leute treten ließen, ſo ward endlich die Aufnahme unter ihnen ſchwierig.

Die ſich zu derſelben darſtellten, mußten ſich der ſtrengſten Prüfung unterwerfen, um alle Beſorgniß, daß ſie Verräther ſeyen, zu zerſtreuen. Auf den geringſten Argwohn, der ſich gegen ſie erhob, wurden ſie

ohne Erbarmen, ſo wie auch diejenigen, welche den Willen offenbarten, die Geſellſchaft zu verlaſſen, getödtet. Hielt man ſie aber nach geendigter Prüfung für tauglich, nützliche Mitglieder der Geſellſchaft zu werden, ſo wies man ihnen eine Wohnung und ein Stück Land an. Kein Unterſchied ward unter dem Vaterlande und der Farbe gemacht und der Wilde ſo gut aufgenommen, als der Europäer. Jeder konnte nach ſeiner Aufnahme eine Lebensart führen, welche er wollte, vorausgeſetzt, daß er die Geſetze und Verordnungen der Gemeinheit achtete.

Dies Volk, welches ſich den Befehlen des portugieſiſchen Hofs nicht fügen wollte, war oft gezwungen, die Angriffe der Portugieſen zurückzudrängen. Aber die gebirgigte Beſchaffenheit ſeines Zufluchtsorts ſicherte ihm faſt immer den Vortheil und ſetzte es in den Stand, Geſetze vorzuſchreiben. Die Entdeckung der Goldgruben in dieſer Gegend, ließ die Nothwendigkeit ſtärkerer Anſtrengungen fühlen, um es zu unterwerfen. Nach dem hartnäckigſten Widerſtande wurde es beſiegt und unterjocht. Man kann gegenwärtig die Stadt San-Paulo als den Mittelpunkt der portugieſiſchen weſtlichen Beſitzungen betrachten.

Das Generalgouvernement San-Paulo zählt jetzt, mit Inbegriff der Urbewohner, Neger und Mulatten 40 bis 50,000 Seelen. Die Ausfuhr dieſes Landſtrichs iſt unbedeutend und beſteht hauptſächlich in Baumwolle, Mehl und eingeſalzenem Fleiſch nach Rio-de-Janeiro. Nach einigen, von Privatperſonen angeſtellten Verſuchen ſcheint es, daß man in der Umgegend von San-Paulo

mit Erfolg Flachs und Hanf zu ziehen. Allein die Goldbergwerke haben vor der Hand die ganze Aufmerkſamkeit der Beherrſcher Braſiliens ſo auf ſich gezogen, daß ſie auf keine ähnliche und vortheilhafte Speculation achten. Selbſt die reichen Eiſen- und Bleiadern in den Bergen von Paranapiacaba ſind bis jetzt ganz vernachläſſigt.

Als der Marquis von Pombal erſter Miniſter des portugieſiſchen Hofes war, ſchlug man dieſem vor, ſich nach Braſilien zu begeben; aber dieſer Plan verſchwand mit der Furcht vor der Gefahr, welche ihn hätte entfliehen laſſen. Da jetzt dieſer Hof Europa wirklich verlaſſen hat, iſt es ſchwer die Wirkungen zu berechnen, welche dieſer politiſche Wechſel auf den Handel und die Manufacturen Groß-Britanniens und des feſten Landes überhaupt haben dürfte.

Es giebt in England Perſonen, welche geneigt ſcheinen, ſich mit falſchen Hoffnungen zu täuſchen und welche gegen alle Wahrſcheinlichkeit zu glauben gutherzig genug ſind, daß die Verſetzung des portugieſiſchen Hofes den Unterthanen Großbritanniens eine Entſchädigung für alle den Verluſt, den ihr Handel in den verſchiedenen Theilen der Erde erlitten hat, geben werde. Um ſich von der Nichtigkeit einer ſolchen Vermuthung zu überzeugen, reicht ein Blick auf die politiſche Lage beider Länder und eine ernſthafte Betrachtung über die Folgen eines eben ſo außerordentlichen, als unvorhergeſehenen Ereigniſſes hin.

An einer andern Stelle dieſer Schrift iſt ſchon von dem ſtrengen Monopole, welches das Mutterland gegen Braſilien übte, die Rede geweſen. Man hat auch geſagt, daß ſowohl in den ſpaniſchen, als portugieſiſchen Niederlaſſungen auf dem neuen Continente, ein ſtarker Schleichhandel getrieben ward, welcher dieſen Colonien europäiſche Handelsartikel, außer denen die aus den Mutterländern kamen, zuführte.

Der einzige Vortheil folglich, den England aus der Verſetzung des portugieſiſchen Hofes aus Liſſabon nach Rio-de-Janeiro ziehen könnte, wäre der Unterſchied des Gewinns zwiſchen einem erlaubten und unerlaubten Handel. Aber dieſer Unterſchied wird den Engländern nur wenig Vortheil bringen, vielmehr ihnen zum Nachtheil gereichen, wenn, wie höchſt wahrſcheinlich iſt, es den Franzoſen früher oder ſpäter gelingt, ſich Herren von Portugal zu machen. Dies muß das endliche Reſultat ſeyn und neuere Verhandlungen beweiſen dies nur zu gut.*)

Von einer andern Seite kann England für ſeine Waaren nur noch braſiliſche Erzeugniſſe ſtatt Wein und andern Bedürfniſſen, die es aus Portugal zog, erhalten und unglücklicher Weiſe iſt eine beträchtliche Menge dieſer Erzeugniſſe, z. B. Baumwolle und Zucker nicht nur Eng-

*) Der Verf. ſchrieb dies vor mehreren Jahren. Neuere Ereigniſſe würden ihn zu ganz andern Aeußerungen veranlaßt haben.

Anm. d. Ueberſ.

land unnütz, ſondern deren Einfuhr würde den engliſchen Colonien in Oſt- und Weſt-Indien ſchaden.

Bei der Wiederherſtellung des Friedens, wo Braſilien unſtreitig für immer vom Mutterlande getrennt werden wird*), iſt es wahrſcheinlich, daß der Handel zwiſchen dieſem Lande und England nach und nach das ehemalige Verhältniß erlangen werde. Bloß wird er ohne Portugals Dazwiſchenkunft geführt werden.

Nimmt die neue braſiliſche Regierung, bei obiger Vorausſetzung, eine weiſe und großmüthige Politik an, ſo müſſen die Fragen nach europäiſchen Manufacturwaaren in dem Verhältniſſe ſteigen, in welchem der Wohlſtand Braſiliens wächſt und endlich den vortheilhafteſten Erfolg für England's Handel haben.

*) Dies iſt nach den neuern Ereigniſſen der Zeit noch lange nicht für unſtreitig zu erklären.

Anm. d. Ueberſ.

Beilagen.

I.

Vorſichtsmaasregeln zur Erhaltung der Geſundheit bei Reiſen nach Braſilien und in andere Tropenländer.

(Von dem Verfaſſer.)

Im Allgemeinen kann man das Klima Braſilien's für geſund erklären. Aber die meiſten Krankheiten, welche man in andern heißen Ländern trifft, herrſchen hier minder oder mehr.

Ich bilde mir nicht ein, daß meine Angaben hinreichend ſind, Europäer, welche die verſchiedenen Tropenländer beſuchen, von aller ärztlichen Hülfe frei zu ſtellen; aber ich bin überzeugt, daß ſie viel dazu beitragen können, ſie vor oben erwähnten Krankheiten zu ſchützen oder daß, wenn ſie unglücklicher Weiſe damit befallen wären, die von mir vorgeſchriebenen Mittel, die Stärke und Bösartigkeit derſelben beträchtlich vermindern werden.

Nähert man ſich der heißen Zone, ſo iſt es durchaus nöthig, vorzüglich, wenn man eine vollblütige und ſtarke Conſtitution hat, die Maſſe der Feuchtigkeiten des Körpers

zu vermindern und man bedient ſich dann leichter und ſanf-ter Abführungsmittel und des Weglaſſens von 10 bis 12 Unzen Blut nach den Umſtänden. Hat man ein choleriſches Temperament, ſo thut, nach dem Aderlaſſe ein leichtes Brechmittel oft gute Dienſte.

Unter allen Himmelsſtrichen betrachtet man Mäßigkeit mit Recht als die Mutter der Geſundheit. Allein die Europäer, vorzüglich die Engländer, nehmen zu wenig Rückſicht auf den Einfluß des Klima der Tropenländer.

In dieſen dürfen ſie ſich nicht ungeſtraft derſelben Lebensart überlaſſen, an die ſie in ihrem Geburtslande gewöhnt waren. Die Nothwendigkeit dieſer Mäßigung der Genüſſe wird kräftig durch die große Zahl Krankheiten aller Art, denen die Engländer hier mehr unterwor-fen ſind, als die Franzoſen, erwieſen, deren Lebens-art im Verhältniß mit der der Engländer, ungemein mäßig und nüchtern iſt.

Bei der Ankunft in den heißen Ländern, ſollten ſich die Europäer größtentheils von Vegetabilien näh-ren und alles Erhitzende ſorgfältig vermeiden. Im Ge-gentheil fahren ſie, der Herrſchaft der Gewohnheit un-terworfen, fort, Fleiſchſpeiſen und ſtarke Getränke mit eben ſo weniger Mäßigung zu genießen, als in den ge-mäßigten Zonen, in denen ſie das Licht erblickten. Man kann daher den Individuen, die ſich in gleicher Lage befinden, nicht ſtark genug einprägen, daß mäßiger Gebrauch des Weins und eine, faſt bloß aus Obſt und Gemüſen beſtehende Nahrung, ſo wie die dort

Eingebornen ſie genießen, ſie höchſt wahrſcheinlich gegen Fieber und eine Menge anderer Krankheiten, denen ſie nur zu oft unterliegen, weil ſie ihre Lebensart nicht ihrer neuen Lage anpaſſen, ſchützen würden.

Ein anderes, nicht minder ſicheres Mittel unter dem heißen Himmelsſtriche, die Geſundheit zu erhalten, iſt eine große Mäßigung in dem Genuſſe ſinnlicher Vergnügungen. Auch muß man mit der größten Sorgfalt Zugluft und Näſſe, zumal wenn man ſich erhitzt hat, vermeiden.

Die Gewohnheit früh zu Bette zu gehn und früh aufzuſtehn, iſt auch in der heißen Zone der Geſundheit ſehr zuträglich. Kalte Bäder, nach denen man ſich eine mäßige Bewegung zu Fuße oder zu Pferde macht, ſind ſehr heilſam und machen den Körper gegen den Einfluß der Luft minder empfänglich. Von der Beluſtigung des Tanzes müſſen ſich Fremde durchaus nach ihrer Ankunft in den Tropenländern enthalten.

Nicht minder wichtig iſt eine regelmäßige Sorge für die Verdauungswerkzeuge, zu welcher Abſicht es gut iſt, von Zeit zu Zeit ſanfte und leichte Ausleerungsmittel zu nehmen.

Die Kleidung der Neuausgeſchifften muß aus Wolle, Baumwolle, oder einem andern waſchbaren Stoffe beſtehen. Für die untere Bekleidung iſt Baumwolle der Leinwand vorzuziehen, weil dieſe von der Ausdünſtung befeuchtet, wohl einen Schauer über den ganzen Körper erregen kann. Iſt man vom Regen

oder einem ſtarken Schweiße durchnäßt, ſo muß man die Kleidung verändern.

Bekannt genug iſt es, daß Sümpfe und Moräſte, durch die Sonnenſtrahlen erwärmt, ſchädliche Dünſte ausſtoßen, welche die Urſache der abwechſelnden und anhaltenden Fieber ſind, denen vorzüglich neu dahin gekommene Fremdlinge zur Beute werden. Die, welche ihre Geſchäfte nöthigen, den Tag an dieſen ungeſunden Orten zuzubringen, müſſen ſich, wo möglich, am Abend an einen der höchſten Orte der Nachbarſchaft begeben. Iſt dies unthunlich, ſo muß man alle Vorſichtsmaasregeln nehmen, welche die Zufälle, denen man unfehlbar ausgeſetzt iſt, vermindern können. So muß man, z. B. ſeine Schlafſtelle im höchſten Stock nehmen und liegt das Haus unter dem Winde der moraſtigen Gegend, ſo müſſen die auf dieſelbe ſtoßenden Fenſter auf das genaueſte verſchloſſen werden, inzwiſchen die auf der entgegengeſetzten Seite für freie Bewegung der Luft offen bleiben können.

Befolgt man dieſe Regeln, ſo berechtigen mich die Erfahrung und meine eignen Beobachtungen zu der Verſicherung, daß Europäer und neue Anſiedler größtentheils mehreren Krankheiten entgehen werden, denen ſie durch Vernachläſſigung dieſer Vorſichtsmaasregeln nur zu oft unterliegen.

II.

Verzeichniß der braſiliſchen Rechnungs- und wirklichen Münzen und Angabe des mittleren Werths derſelben, in Conventionsgelde. *)

						Thlr.	Gr.	Pf.
Rechnungsmünze:	1	Milleros (= 1000 Rés)			=	1	15	—
Goldmünzen:	1	Doublone zu	40	Patacas	=	20	12	—
— —	½	— —	20	Patacas	=	10	6	—
— —	1	Goldſtück —	12½	—	=	6	8	6
— —	1	— —	6¼	—	=	3	4	3
— —	1	— —	3⅛	—	=	1	14	6
Silbermünzen:	2	Patacas —	16	Vintains	=	1		6
— —	1	Pataca —	8	—	=	—	12	3
— —	½	— —	4	—	=	—	6	1½
Kupfermünzen:	2	Vintains			=	—	1	7½
— —	1	Vintain			=	—	—	9¾

III.

Havenkoſten in Braſilien.

Sie betragen für jedes Schiff, es ſey ſo groß, als es wolle, zu Fernambuco und Bahia.

	Thlr.	Gr.	Pf.
Lootſengeld beim Ein- und Auslaufen	11	8	—
Abgabe für das Ein- und Auslaufen in den Haven	6	8	6
Ankergeld, täglich	3	4	—
Dem Havenmeiſter (Patri Mor), täglich . . .	1	14	6

*) Im Originale ſind ſie auf engliſche und ruſſiſche Münzen reducirt; hier ward es zweckmäßiger gefunden, ihren mittlern

	Thlr.	Gr.	Pf.
Dem Dollmetſcher, überhaupt . . .	3	4	—
Jedem der 6 Zollwächter am Borde, täglich	9	5	6
Dem Havenwächter (Garde do Mor.) an Tabak im Ganzen	5	3	—
An das Zollhaus (Alfandego) im Ganzen .	2	1	3
Erſter Aufwand	27	22	—
Täglicher.	14	—	6

Zu Rio-de Janeiro.

Ein- und Ausfuhr mit Lootſen-Geld . .	40	23	—
Dem Dollmetſcher täglich	1	15	—
Ankergeld, desgleichen	1	15	—
Zwei Wächter, täglich	3	5	9
Erſter Aufwand	40	23	—
Täglicher	6	7	9

Werth iſt dem, in Teutſchland weit verbreiteten, Conventions-Münzfuße anzugeben.

A. d. Ueb.

IV.

Verzeichniß der Längen und Breiten der hauptſächlichſten Orte an Braſiliens Küſte.

(Die Längen ſind von Greenwich gezählt.)

Orte.	Weſtl. L.			Südl. Br.		
	°	′	″	°	′	″
Belem	48	30	0	1	30	0
Spitze Tegioca	48	8	0	0	27	0
Villa Cahete	46	10	0	0	36	0
S. Johann des Evangeliſten Inſ.	44	14	20	1	17	0
Marañao, Inſ.	43	40	0	2	32	0
Rio Parnaiba	41	20	0	2	40	0
Siera	38	23	0	3	31	0
Cabo S. Roque	36	15	0	5	7	0
Rio Grande	36	5	0	5	17	0
Barra do Paraïba, R.	35	30	0	6	40	0
Olinde, Stadt	35	15	0	8	2	0
— Haven	35	15	0	8	14	0
Cabo S. Agoſtino	35	15	0	8	26	0
Alagoas, Fort und Stadt	36	41	0	9	55	0
Rio S. Francisco de Norte	37	0	0	10	58	0
Rio Real	37	40	0	11	38	0
Bahia (San Salvador)	39	25	0	13	0	0
Morro de S. Paulo	39	55	0	13	30	0
Punta dos Caſtellianos	40	0	0	14	0	0
Rio del Belhas	40	7	0	14	45	0
Porto-Seguro	40	12	0	16	40	0
Rio Carevellos	40	22	0	18	0	0
Abrolhos, Rand der	38	50	0	18	0	0
Rio-Doce	40	26	0	19	33	0

Orte.	Weſtl. L. °	'	"	Südl. Br. °	'	"
Eſpiritu Santo	40	30	0	20	13	0
Paraiba do Sud	40	38	0	21	37	0
Cabo San-Thomas	40	49	0	21	51	0
Cabo Frio	41	35	0	22	54	0
Rio de Janeiro	42	39	0	22	54	0
Ilha Grande	43	30	0	23	22	0
S. Sebaſtian, Inſ.	44	28	0	23	45	0
Santos	45	16	0	24	0	0
Igoape	46	0	0	24	34	0
Cananea	47	7	0	24	58	0
Mapacoera	47	39	0	26	44	0
Rio S. Francisco do Sud	47	42	0	26	0	0
Anſeadus do Garoupas	47	47	0	27	10	0
S. Catharina, J., N. Sp.	47	36	0	27	40	0
— — S. Sp.	47	43	0			
Rio de Lagoa, od. Grande	47	46	0	28	46	0
Ararangua	48	5	0	29	11	0

V.

Freundſchafts-, Handels- und Schiffahrts-Vertrag zwiſchen Sr. britanniſchen Maj. und Sr. königlichen Hoh., dem Prinz-Regenten von Portugal, unterzeichnet zu Rio de Janeiro, am 19. Februar, 1810.

Im Namen der allerheiligſten und untheilbaren Dreieinigkeit!

Da Se. Maj., der König des vereinigten Königreichs Großbrittannien und Irland und Se. Königliche Hoh., der Prinz-Regent von Portugal von dem gleichmäßigen Verlangen beſeelt ſind, nicht nur die alte Freundſchaft und das gute Vernehmen, welche ſo glücklich jetzt zwiſchen beiden Kronen Statt finden und ſeit vielen Jahrhunderten Statt gefunden haben, noch feſter zu begründen, ſondern auch die heilſamen Wirkungen derſelben zu dem wechſelſeitigen Vortheil ihrer beiderſeitigen Unterthanen zu erweitern, ſo haben ſie gedacht, daß das wirkſamſte Mittel zur Erreichung dieſer Abſicht ſey, ein freies Handelsſyſtem, gegründet auf die Baſis des gegenſeitigen Intereſſe, welche gewiſſe Hinderniſſe und Verbotsrechte beſeitigt, beiden Theilen die ſolideſten Vortheile der National-Production und Induſtrie verſchaffen und zu gleicher Zeit dem öffentlichen Einkommen einen geziemenden Schutz und einen ehrlichen und geſetzmäßigen Handel gewähren könnte. Zu dieſem Ende haben Se. Maj., der König des vereinigten Königreichs Großbritannien und Irland und Se.

königliche Hoh., der Prinz = Regent von Portugal zu ihren respectiven Bevollmächtigten Folgende ernannt; als: Se. britannische Maj. den sehr berühmten und herrlichen Lord Percy Clinton Sidney, Viscount und Baron von Strangford, einen der Mitglieder des sehr verehrlichen geheimen Raths Sr. Maj., Ritter des Militär = Ordens vom Bade, Groß = Kreuz des portugiesischen Ordens vom Thurm und Degen und außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister Sr. Maj. am portugiesischen Hofe; und Se. königliche Hoh., der Prinz = Regent von Portugal, den sehr berühmten und trefflichen Don Rodrigo de Sousa = Couttinho, Grafen von Linares, Herrn von Payalvo, Commandeur des Christ = Ordens, Groß = Kreuz der Orden des heil. Benedict und des Thurmes und Degens, einen der Staatsräthe Sr. königlichen Hoh. und seinen Haupt = Staatssecretär für die Departemens der auswärtigen Angelegenheiten und des Kriegs, welche nach gehöriger Auswechselung ihrer Vollmachten, nachdem sie solche in guter und erforderlicher Form gefunden hatten, über folgende Artikel übereingekommen sind:

1. Es soll eine aufrichtige, immerwährende Freundschaft zwischen Sr. britannischen Maj. und Sr. königl. Hoh. dem Prinz = Regent von Portugal und zwischen ihren Erben und Nachfolgern bestehen, so wie Harmonie und Frieden, beständig und allgemein, zwischen ihnen, ihren Erben und Nachfolgern, Königreichen, Besitzungen, Provinzen, Ländern, Unterthanen und

Lehnsträgern, von welcher Eigenſchaft oder von welchem Stande ſie ſeyn mögen, ohne Ausnahme einer Perſon oder eines Orts und die Verabredungen gegenwärtigen Artikels werden durch des allmächtigen Gottes Gnade dauerhaft und immerwährend ſeyn.

2. Es ſoll wechſelſeitige Handels- und Schiffahrts-Freiheit unter und zwiſchen den reſpectiven Unterthanen der beiden hohen contrahirenden Theile in allen Ländern und verſchiedenen Staaten, welche Ihnen unterworfen ſind, Statt finden. Sie ſollen handeln, reiſen, ſich aufhalten oder ſich niederlaſſen können in allen und jedem der Häfen, groſzen und kleinen Städten, Ländern, Provinzen und an allen Orten, welche einer der beiden hohen contrahirenden Mächte gehören, mit Ausnahme derer, von denen alle Fremde, ſie mögen ſeyn, wer ſie wollen, allgemein und beſtimmt ausgeſchloſſen ſind; die Namen beſagter, ſo ausgenommener Orte können in einem Separatartikel dieſes Vertrages ſpecificirt werden, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, daſz jeder, Einem oder dem Andern der hohen contrahirenden Theile gehörende Ort, der in der Folge dem Handel jedes andern Volkes eröffnet würde, eben dadurch und auf gleiche Bedingungen den Unterthanen des andern contrahirenden Theiles eröffnet werde, gleich als ſey dieſes durch gegenwärtigen Vertrag ausdrücklich feſtgeſetzt worden; und Se. britanniſche Maj., ſo wie Se. königliche Hoh., der Prinz-Regent von Portugal, verbinden und verpflichten ſich durch gegenwärtigen Vertrag: keine Gunſt,

kein Vorrecht, keine Befreiung in Handels- und Schifffahrts-Angelegenheiten den Unterthanen irgend eines anderen Staates widerfahren zu laſſen, die ſich nicht zugleich auf die Unterthanen der beiden hohen contrahirenden Mächte und zwar umſonſt ausdehnte, wenn die Erlaubniß zu Gunſten des andern Staates umſonſt ertheilt worden wäre oder indem man, im Fall, daß die Erlaubniß nur bedingt wäre, daſſelbe Aequivalent, ſo nahe, wie möglich, entrichtete.

3. Die Unterthanen beider Souveräne ſollen in den Häven, Rheden, Städten oder irgend in Orten, die einem derſelben zugehören, keine ſtärkeren Zölle, Taxen oder Auflagen — der Name derſelben ſey, welcher er wolle — erlegen, als die, welche die Unterthanen der begünſtigſten Nation bezahlen; und die Unterthanen beider hoher Contrahenten ſollen in den Beſitzungen des Andern dieſelben Rechte, Privilegien, Freiheiten, Begünſtigungen und Exemtionen genießen, die den Unterthanen der begünſtigſten Nation ſchon ertheilt ſind oder in der Folge ertheilt werden könnten.

4. Se. britanniſche Maj. und Se. K. H. der Prinz-Regent von Portugal kommen dahin überein, daß die Abgaben und Gebühren, welche große und kleine Schiffe der hohen Contrahenten in den verſchiedenen Häven, Rheden und Ankerplätzen, die jedem von Ihnen gehören, zu entrichten haben, vollkommen gleich ſeyn ſollen, d. h. große und kleine Schiffe, welche den Unterthanen Sr. britanniſchen Maj. gehören, bezahlen keine höheren Abgaben oder Ge-

bühren (ſie mögen heißen, wie ſie wollen) in den Beſitzungen Sr. K. H. des Prinz-Regenten von Portugal, als die großen oder kleinen Schiffe der Unterthanen Sr. K. H., des Prinz-Regenten, in den Beſitzungen Sr. britanniſchen Maj. zu entrichten haben. Dieſe Uebereinkunft und Verpflichtung ſoll ſich vorzüglich und ausdrücklich auf die Bezahlung der, unter den Namen: Haven-, Tonnen- und Ankergeld bekannten beziehen, die in keinem Falle und unter keinem Vorwande jemals höher für engliſche große und kleine Schiffe in den Beſitzungen Sr. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal, angeſetzt werden dürfen, als für die portugieſiſchen Schiffe in den Beſitzungen Sr. britanniſchen Maj. und umgekehrt.

5. Auch kommen beide hohe contrahirende Theile dahin überein, daß eine gleiche Taxe von Prämien und Abzug in ihren reſpectiven Häven über die Ausfuhr von Lebensmitteln und Waaren, dieſe Lebensmittel und Waaren mögen mit engliſchen oder portugieſiſchen, großen oder kleinen Schiffen ausgeführt werden, verfertigt werde, d. h.: daß die engliſchen Schiffe in dieſer Hinſicht in den Beſitzungen Sr. K. H. des Prinz-Regenten von Portugal dieſelbe Gunſt genießen, die den portugieſiſchen Schiffen in den Beſitzungen Sr. britanniſchen Maj. zugeſtanden werden könnte und umgekehrt. Die beiden hohen contrahirenden Theile ſtimmen gleichfalls dahin überein, daß die Lebensmittel und Waaren, die aus dem Haven des Einen oder des Andern kommen, dieſelben Abgaben zu entrichten haben, ſie mögen auf

engliſchen oder portugieſiſchen Schiffen eingeführt werden, oder mit anderen Worten, daß man auf Lebensmittel und Waaren, welche in die Häven Sr. K. H. des Prinz-Regenten von Portugal und Sr. britanniſchen Maj. auf engliſchen Schiffen eingeführt werden, eine gleichgeltende Erhöhung der Abgaben legen könnte und dieſe im genauen Verhältniſſe mit der, welche man in der Folge auf, in die Häven Sr. britanniſchen Maj. aus denen Sr. K. H. des Prinz-Regenten von Portugal, auf portugieſiſchen Schiffen eingeführte, Lebensmittel und Waaren legen könnte. Damit dieſer Gegenſtand auf eine zuträgliche Art regulirt werden könne, und nichts in Hinſicht auf ihn zu wünſchen übrig bleibe, iſt man übereingekommen, daß jede Regierung eine Tabelle fertigen laſſe, welche den Unterſchied der, von Lebensmitteln und Waaren, welche in engliſchen oder portugieſiſchen Schiffen eingeführt werden, zu entrichtenden Abgaben, angiebt und daß dieſe Tabelle, (welche für ſämmtliche Häven der reſpectiven Beſitzungen jeder der contrahirenden Mächte brauchbar gemacht werden ſoll,) für einen Theil gegenwärtigen Vertrags erklärt werde.

3. Um jedem Streit oder Mißverſtand in Hinſicht der Verordnungen, welche ein Schiff für ein portugieſiſches oder engliſches erklären können, vorzubeugen, erklären die hohen Contrahenten, daß jedes, in den Beſitzungen Sr. britanniſchen Maj. erbauete Schiff, welches nach den Geſetzen England's beſeſſen, einregiſtrirt und gebraucht iſt, als ein engliſches Schiff betrachtet wird; ſo wie

alle, in den Beſitzungen Sr. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal erbaueten Schiffe, ferner alle Schiffe, welche durch portugieſiſche, der Regierung gehörende Kriegsſchiffe, ingleichen die, welche einem Bewohner der Beſitzungen Sr. K. H. des Prinz-Regenten gehören und mit Commiſſionen zu Repreſſalien von Seiten der portugieſiſchen Regierung verſehen ſind, auch die, von einem Admiralitätshof der portugieſiſchen Regierung, als geſetzmäßig gemachte Priſen anerkannten Schiffe: ingleichen die, welche den Unterthanen Sr. K. H. des Prinz Regenten von Portugal gehören und endlich die, deren Schiffsmeiſter und wenigſtens drei Viertheile der Matroſen demſelben unterworfen ſind, ſollen als portugieſiſche Schiffe betrachtet werden.

6. Der wechſelſeitige Handel und die Schiffahrt der Unterthanen Großbritannien's und Portugal's in den Häven und Meeren Aſien's ſind ausdrücklich in demſelben Grade ferner geſtattet, in welchem es vorher von beiden Kronen geſchah. Die ſo geſtattete Handlung und Schifffahrt werden fortan und für immer auf den Fuß der Handlung und Schifffahrt der am meiſten begünſtigten Nationen, welche nach den Häven und Meeren Aſien's handeln, geſetzt werden, d. h. daß weder die Eine, noch die Andere der hohen contrahirenden Mächte keine Gunſt und Privilegien in Hinſicht des Handels und der Schifffahrt den Unterthanen irgend eines andern, nach den Häven und Meeren Aſien's handelnden Staates ertheilen kann, ohne daß dieſelbe Gunſt, quam proxime, unter den nämlichen Bedingungen auch den Un-

terthanen der anderen contrahirenden Macht zu Theil werde. Se. britanniſche Maj. macht ſich für ſich und für ſeine Erben und Nachfolger verbindlich, keine Verfügung zu treffen, welche der Handlung und Schifffahrt der Unterthanen Sr. K. H. des Prinz-Regenten von Portugal in die Häven und Meere Aſiens nachtheilig oder ſchädlich ſey, wenn ſie ſich mit dem begnügen, was der begünſtigſten Nation geſtattet iſt oder in der Folge geſtattet werden könnte. Und Se. K. H., der Prinz-Regent von Portugal verpflichtet ſich gleichfalls in ſeinem Namen und in dem ſeiner Erben und Nachfolger, keine Verordnung zum Nachtheil oder Schaden des Handels und der Schifffahrt der Unterthanen Sr. britanniſchen Maj. in den Häven, Meeren und Beſitzungen, welche ſeinen Unterthanen durch gegenwärtigen Tractat geöffnet iſt, zu ertheilen.

7. Was die Privilegien, welche die Unterthanen der Einen Macht in den Beſitzungen der Andern genießen ſollen, betrifft, ſo ſoll in dieſer Hinſicht eine völlige Gleichheit obwalten. Die Unterthanen jeder der hohen contrahirenden Mächte, ſollen das freie und unantaſtbare Recht haben, in den Beſitzungen der anderen zu reiſen, ſich darin aufzuhalten, Häuſer und Magazine zu beſitzen und über alles perſönliche Eigenthum durch Verkauf, Schenkung, Tauſch, Vermächtniß und auf jede andere Art frei disponiren zu können, ohne daß ihnen das kleinſte Hinderniß in dieſer Hinſicht in den Weg gelegt werden könnte. Unter keinem Vorwande dürfen ſie gezwungen werden, höhere Abgaben zu entrichten, als die, welche die

natürlichen Unterthanen des Souverains, in deſſen Lande ſie wohnen, bezahlen. Sie werden von allem erzwungenen See- und Land-Dienſte frei ſeyn. Ihre Wohnungen, Magazine und ſonſtiger Beſitzſtand ſollen geachtet werden. Sie ſollen keinem Beſuch einer drückenden Nachſuchung unterworfen ſeyn und man ſoll gleichfalls nicht unter Vorſchiebung der höchſten Staatsgewalt willkürlich ihre Bücher, Papiere oder Rechnungen unterſuchen. Es verſteht ſich jedoch, daß im Fall des Hochverraths, des Schleichhandels und anderer Verbrechen, deren Entdekkung das Landesgeſetz verordnet, dieſes ausgeführt werden muß, wobei aber beide Theile darin übereingekommen ſind, daß falſche und boshafte Anklagen nicht zum Vorwande oder zur Entſchuldigung fur drückende Viſitationen und Nachſuchungen, eben ſo wenig der Unterſuchung der Handelsbücher dienen können und daß ſolche Viſitationen und Unterſuchungen nur auf Befehl der competenten Obrigkeit und in Gegenwart des Conſuls der Nation, zu der das angeklagte Individuum gehört, oder deſſen Bevollmächtigten oder Adjuncten vorgenommen werden dürfen.

8. Se. K. H., der Prinz-Regent von Portugal, verpflichtet ſich, für ſich, ſeine Erben und Nachfolger, daß in ſeinen Staaten keine Beſchränkung und kein Hinderniß dem Handel engliſcher Unterthanen in den Weg gelegt werden ſoll, was auch durch kein Monopol, keinen Contract und kein ausſchließendes Privilegium für Kauf und Verkauf geſchehen ſoll; ſondern die Unterthanen Großbritannien's ſollen volle und ganze Erlaubniß haben, zu

kaufen, wenn wem ſie wollen, und an Jeden zu verkaufen, und dieß auf die Art, die ihnen am zuträglichſten dünkt, im Großen oder im Kleinen, ohne verbunden zu ſeyn, irgend einem Vorzug oder bedeutenden Vortheil oder beſagten Monopolien, Contracten oder ausſchließenden Privilegien für Kauf und Verkauf zu geben. Und Se. britanniſche Maj. verpflichtet ſich dieſen Grundſatz, ſo wie er von beiden hohen Contrahenten aufgeſtellt und anerkannt iſt, treulich zu beobachten.

Gegenwärtiger Artikel kann aber durchaus nicht ſo ausgelegt werden, als wenn er das ausſchließende Recht, welches die Krone Portugal für den Verkauf des Elfenbeins, des Braſilienholzes, der Urzela, der Diamanten, des Goldſtaubes, des Schießpulvers und des Schnupftabaks in ihren eigenen Ländern beſitzt, ſchwächen ſollte. Vorausgeſetzt aber, daß einſt eben genannte Artikel, zum Theil oder Alle, Gegenſtände eines freien Handels in den Staaten Sr. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal, würden, ſo ſollen die Unterthanen Sr. britanniſchen Maj. die Erlaubniß haben, mit dieſen Artikeln eben ſo frei und auf eben die Art, wie die der begünſtigſten Nation handeln zu dürfen.

9. Se. britanniſche Maj. und Se. königliche Hoh., der Prinz-Regent von Portugal, haben verordnet und beſchloſſen: daß jede der hohen contrahirenden Mächte das Recht haben ſoll, General-Conſuln, Conſuln und Vice-Conſuln zu ernennen und ſolche in alle Häven und Beſitzungen des andern contrahirenden Theils, wo

ſie für den Vortheil des Handels und des Handelsintereſſe der Kaufleute beider Nationen erforderlich ſeyn können, zu ſenden. Aber es iſt ausdrücklich feſtgeſetzt, daß dieſe Conſuln, von welchem Range ſie ſeyn mögen, weder anerkannt, noch aufgenommen, noch autoriſirt werden können, als ſolche zu handeln, wenn ſie nicht das gehörige Zeugniß von ihrem eigenen Souverän haben und von dem andern Souverän, in deſſen Staaten ſie angeſtellt werden ſollen, gebilligt ſind. Die Conſuln jedes Ranges in den Staaten jeder der hohen contrahirenden Mächte werden reſpectiv auf einen Fuß von vollkommen gleichem Verhältniſſe geſetzt und da ihre Sendung nur die Erleichterung des Handels und der Schifffahrt beabſichtigt, ſo genießen ſie bloß die mit ihrer Stelle verbundenen Rechte, welche alle Regierungen als nothwendig anerkennen, damit ſie die, mit ihrer Stelle verbundenen, Pflichten erfüllen können. In allen Civil- und Criminalfällen, ſind ſie gänzlich den Geſetzen des Landes, in dem ſie ſich aufhalten, unterworfen und genießen gleichfalls des vollen und gänzlichen Schutzes dieſer Geſetze, ſo lange ſie ſich ihnen unterwürfig erzeigen.

10. Da Se. königliche Hoh., der Prinz-Regent von Portugal, den Handel der Unterthanen Großbritanniens, in ſeinen Staaten, ſo wie ihre Handelsverbindungen mit ſeinen Unterthanen, zu beſchützen und zu erleichtern wünſcht, ſo will er ihnen das Privilegium ertheilen, eigene Magiſtratsperſonen in den Häven und Städten ſeiner Staaten, wo Gerichtshöfe oder Tri-

[illegible] Theil erwählet hat, oder ihr in der Folge erwählet werden könnten, zu ernennen und zu haben, die für sie als erhaltende Richter handeln. Dieſe Richter werden über alle Sachen, welche brittiſche Unterthanen bei ihnen anbringen, beſchließen und urtheilen auf eben die Art, wie vordem ſchon geſchehen und [illegible] ſoll, ſo wie ihre Entſcheidungen, geachtet werden. Die portugieſiſchen Geſetze, Verordnungen und Herkommen in Hinſicht des erhaltenden Richters, werden durch gegenwärtigen Vertrag anerkannt und erneuert. Dieſe Richter werden durch die Mehrheit der Stimmen der brittiſchen Unterthanen, die an dem Orte oder an dem Hafen wohnen, wo die Gerichtsbarkeit des erhaltenden Richters Statt finden ſoll, oder dahin handeln, erwählt und die Wahl der Geſandten oder reſidirenden Miniſter Sr. britanniſchen Maj. dem portugieſiſchen Hofe angezeigt, damit dieſer ſie der Genehmigung Sr. königlichen Hoh. des Prinzen-Regenten von Portugal, unterwerfe. Wird ſie verweigert, ſo müſſen die Stimmgeber zu einer neuen Wahl ſchreiten, bis die königliche Billigung des Prinz-Regenten erfolgt. Die Abſetzung des erhaltenden Richters im Falle der Nachläſſigkeit oder Pflichtverletzung, kann auch nur durch Zuflucht zu der Macht Sr. königlichen Hoh., des Prinz-Regenten von Portugal, mittelſt des brittiſchen Geſandten oder des am Hofe Sr. königlichen Hoh. reſidirenden brittiſchen Miniſters Statt finden.

Für dieſe Bewilligung, zu Gunſten der brittiſchen Unterthanen verpflichtet ſich Se. britanniſche Maj., die

Geſetze, kraft deren die Perſonen und das Eigenthum der, in deſſen Staaten wohnenden, Portugieſen verbürgt und geſchützt ſind, auf das ſtrengſte und pünktlichſte halten zu laſſen und deren Vortheile ſich, ſo wie jeder andere Fremde, wegen der anerkannten Billigkeit der brittiſchen Jurisprudenz und der ausgezeichneten Trefflichkeit der brittiſchen Staatsverfaſſung angedeihen zu laſſen.

Auch wird feſtgeſetzt, daß, im Fall Se. britanniſche Maj. den Unterthanen irgend eines andern Staats, eine ähnliche Freiheit, wie die Sitzung eines erhaltenden Richters, die durch dieſen Artikel den, in den portugieſiſchen Staaten lebenden, brittiſchen Unterthanen gewährt wird, ertheilen ſollte, ſo werden ſchon dadurch die in den brittiſchen Beſitzungen lebenden Portugieſen zu einer gleichen Freiheit berechtigt, ſo, als wenn dieſes im gegenwärtigen Vertrage ausdrücklich beſtimmt worden ſey.

11. Se. britanniſche Maj. und Se. königliche Hoh., der Prinz Regent von Portugal, kommen im Allgemeinen überein, die nämlichen Gunſt- und Ehrenbezeugungen, Vorrechte und Freiheiten von Auflagen und Abgaben beiderſeits reſpectiven Geſandten, Miniſtern, oder Agenten, die an jederſeitigem Hofe beglaubigt ſind, zuzugeſtehen und jede, in dieſer Hinſicht von einem beider Souveräne an ſeinem Hofe erzeigte Gunſt, wird der andere an dem Seinigen zu erwiedern verpflichtet.

12. Se. königliche Hoh., der Prinz Regent von Portugal, erkläret und verbindet ſich im eigenen und ſeiner Erben und Nachfolger Namen, daß die in ſeinen Staaten

und Beſitzungen lebenden Unterthanen Sr. britanniſchen Maj. nicht wegen ihrer Religion beſchränkt, beunruhigt und verfolgt werden, ſondern einer vollkommenen Gewiſſensfreiheit und des Rechts genießen ſollen, den Dienſt zu Ehren des allmächtigen Gottes ſowohl in ihren eigenen Wohnungen, als in ihren beſonderen Kirchen und Capellen zu feiern. Se. K. H. gewährt ihnen jetzt und für immer die Erlaubniß, dergleichen in ſeinen Staaten zu erbauen und zu unterhalten. Nur müſſen ſolche Kirchen und Capellen ſo gebauet ſeyn, daß ſie Privathäuſern gleichen und man darf ſich keiner Glocken bedienen, um öffentlich den Beginn des Gottesdienſtes anzukündigen. Ferner wird feſtgeſetzt, daß weder die Unterthanen Großbritanniens, noch irgend ein anderer Fremder, welcher einen von dem, in den portugieſiſchen Staaten abweichenden Glauben hat, perſönlich oder in ſeinem Eigenthume beunruhigt oder verfolgt werde, ſo lange ſie ſich mit Ordnung, Anſtand, Moralität und ſowohl den Gebräuchen des Landes, als ſeiner kirchlichen und Staatsverfaſſung gemäß betragen. Wäre es aber erwieſen, daß ſie öffentlich gegen die katholiſche Religion predigten oder declamirten oder daß ſie ſich bemüheten, Proſelyten oder Bekehrungen zu machen, ſo ſollen die, einer ſolchen Beleidigung ſchuldigen Perſonen, wenn das Vergehen ganz deutlich iſt, aus dem Lande, wo ſie es begangen haben, verwieſen werden. Wer aber öffentlich die Achtung und das wohlanſtändige Betragen, welche man den Formalitäten und Ceremonien des hier herrſchenden katholiſchen Glaubens ſchuldig iſt, vergißt, kann von die Polizei gefor-

dert und entweder zu einer Geldſtrafe oder zum Haus-arreſte verurtheilt werden. Wäre die Beleidigung ſo groß und ſo ſchändlich, daß ſie die öffentliche Ruhe ſtörte oder die Sicherheit der Kirchen- und Staatsverfaſſung — wie ſolche durch Geſetze beſtimmt ſind — in Gefahr brächte, ſo können die Schuldigen, wenn ihre That rechtlich erwieſen iſt, aus den Staaten Portugal's verwieſen werden.

Die brittiſchen Unterthanen werden auch die Freiheit haben an gewiſſen, hierzu beſtimmten Orten, die ihrer Landsleute, welche in den Staaten Sr. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal abſterben, zu begraben und weder das Leichenbegängniß, noch die Gräber dürfen auf irgend eine Weiſe und unter keinem Vorwande beunruhigt werden.

Auf dieſelbe Art werden in allen Ländern Sr. brittanniſchen Maj. die Unterthanen Portugal's einer vollkommenen und gänzlichen Gewiſſensfreiheit in allen Religionsſachen, dem dort Statt findenden Toleranzſyſteme gemäß, genießen. Sie können die Uebungen ihrer Religion öffentlich, oder in ihren Häuſern, oder in hierzu beſtimmten Capellen und Kirchen erfüllen, ohne gegenwärtig oder in Zukunft das geringſte Hinderniß, die kleinſte Störung oder die mindeſte Schwierigkeit zu finden.

13. Die hohen, contrahirenden Mächte ſind übereingekommen und haben feſtgeſetzt, daß Paketboote, und

zwiſchen beiden Höfen ſchnellere Mittheilung zu bewirken und die Handelsverhältniſſe ihrer respectiven Unterthanen zu erleichtern, ausgerüſtet werden ſollen. Zu dieſem Endzweck ſoll eine Uebereinkunft, die jene, welche am 14ten September 1808 zu Rio-Janeiro unterzeichnet ward, zur Grundlage haben wird, geſchloſſen werden, um die Bedingungen feſt zu ſetzen, unter denen dieſe Paketboote ausgerüſtet werden ſollen. Dieſe Uebereinkunft ſoll zu gleicher Zeit mit dieſem Vertrage ratificirt werden.

14. Man iſt übereingekommen und hat feſtgeſetzt: daß Hochverräther, Falſarien und andere Hauptverbrecher in den Staaten der Einen der hohen contrahirenden Mächte, weder Zufluchtsort, noch Schutz in den Staaten der Andern finden ſollen; und daß Keine der beiden hohen contrahirenden Mächte Individuen, welche Unterthanen und aus dem Militärdienſte zur See oder zu Lande der Einen entwichen ſind, wiſſentlich und freiwillig in ihren Dienſt zulaſſen wird, daß im Gegentheil diejenige der beiden Mächte, welche ihn in ihren Dienſt aufgenommen hat, gehalten iſt, ihn zu verabſchieden, ſobald dieſes von der Andern verlangt wird; aber man iſt übereingekommen und hat erklärt: daß weder die Eine, noch die Andere der hohen contrahirenden Mächte keinem andern Staate eine Begünſtigung in Rückſicht der Perſonen, welche dem Dienſte dieſes Staates entwichen ſind, zugeſtehen werde, ohne daß dieſelbe auch für den andern contrahirenden Theil Statt finde, gleich als ob dieſe Begünſtigung in gegenwärti-

gem Vertrage ausdrücklich beſtimmt wäre. Weiter hat man auch die Uebereinkunft getroffen, daß wenn Schiffsjungen oder Matroſen von Schiffen, welche den Unterthanen einer der hohen contrahirenden Mächte gehören, während dieſe in einem, der andern Macht zuſtändigen, Haven liegen, fortlaufen, die Obrigkeiten gehalten ſind, wenn ſie geziemend vom General-Conſul, Conſul, oder ſeinem Adjunct, oder ſeinem Stellvertreter dazu aufgefordert werden, Gerichtsdiener zu ihrer Verhaftung abzuſchicken und keine bürgerliche und geiſtliche Innung Macht haben ſoll, ſolche Deſerteurs zu beſchützen.

15. Alle Lebensmittel, Waaren und Erzeugniſſe der Manufacturen oder Induſtrie und der Erfindungsgabe der Staaten und der Unterthanen Sr. britanniſchen Maj. werden in alle und jede Haven und Beſitzungen S. K. H. des Prinz-Regenten von Portugal, in Europa und America, in Afrika und in Aſien zugelaſſen. Sie mögen an engliſche oder portugieſiſche Unterthanen gerichtet ſeyn, ſo bezahlen ſie ein für allemal und im Ganzen 15 Procent vom Werthe der Schätzung, welche nach einer Taxe (im portugieſiſchen: Panta genannt) gemacht wird, deren hauptſächliche Grundlage der Einkaufspreis genannter Gegenſtände, der in der Factura (Waarenrechnung) angegeben ſeyn muß und beſchworen werden kann, iſt, indem man auch — in ſo fern dies gerecht oder thunlich iſt — die currenten Preiſe in dem Lande, in welches dieſe Artikel eingeführt werden, in Betrachtung zieht. Dieſe Taxe wird durch eine gleiche Zahl engliſcher und portugieſiſcher

Handelsleute voll anerkannter Rechtlichkeit und Bravheit, wobei den engliſchen der General-Conſul oder Conſul Sr. britanniſchen Maj. und den portugieſiſchen der Oberzollbeamte oder ihre reſpectiven Adjuncten beiſtehen, regulirt und feſtgeſetzt. Eine ſolche Taxe wird in allen Haven, welche Sr. K. H. dem Prinzregenten von Portugal gehören und in welchen eine Zolleinnahme Statt findet, verfertigt und bekannt gemacht. Sie ſoll, ſobald als möglich, nach Auswechſelung dieſes Vertrags vollendet werden und in Wirkung kommen, ſpäteſtens drei Monate nach dem Tage der Auswechſelung. Iſt es nöthig, ſo wird ſie von Zeit zu Zeit jedesmahl wenn Unterthanen Sr. britanniſchen Maj., die in den Staaten Sr. K. H. des Prinz-Regenten ſich aufhalten, mittelſt des General-Conſuls oder Conſuls Sr. britanniſchen Maj., ingleichen, wenn die portugieſiſchen Handelsleute und Unterthanen von ihrer Seite darum Anſuchung thun, revidirt und berichtigt.

16. Wenn in der, zwiſchen der Auswechſelung der Ratificationen gegenwärtigen Vertrags und der Bekanntmachung erwähnter Taxe verlaufenden, Zeit Lebensmittel oder Waaren aus dem Ertrage oder den Manufacturen der Staaten Sr. britanniſchen Maj. in den Häven Sr. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal, anlangten, ſo iſt feſtgeſetzt, daß ſie zur Conſumtion zugelaſſen werden ſollen, ſo bald von ihnen die oben bemerkte Abgabe von 15 Procent nach der gegenwärtig Statt findenden Taxe entrichtet iſt, wenn nämlich dieſe Lebensmittel oder Waaren in dem Taxverzeichniſſe ent-

einnehmern ſeiner Staaten zu zahlen haben, unter den nämlichen Bedingungen und gleicher Sicherheitsleiſtung, wie die portugieſiſchen Unterthanen, zu werden. Gleiches Recht ſollen die Unterthanen der portugieſiſchen Krone, in ſo fern es die Geſetze geſtatten, bei den Zolleinnahmen Sr. britanniſchen Maj. genießen.

19. S. britanniſche Maj. verſprechen und verbinden ſich hinwieder in ihrem ſowohl, als in dem Namen ihrer Erben und Nachfolger, daß alle Lebensmittel, Waaren und Erzeugniſſe der Manufacturen, der Induſtrie oder der Erfindung in den Staaten und von den Unterthanen Sr. K. H. des Prinz-Regenten von Braſilien, in jeden und allen Haven der Staaten Sr. Grosbritanniſchen Maj. aufgenommen und zugelaſſen werden ſollen, indem ſie durchaus und einzig dieſelben Abgaben für dieſelben Artikel bezahlen, als die Unterthanen der am meiſten begünſtigten Nation.

Es wird ausdrücklich erklärt, daß wenn eine ausſchließliche Verminderung der Abgaben für engliſche Lebensmittel und Waaren, welche in die Staaten Sr. K. H. des Prinz-Regenten von Portugal, eingeführt werden, erfolgen ſollte, eine gleiche Verminderung für die portugieſiſchen, in die Staaten Sr. britanniſchen Maj. eingeführten Lebensmittel und Waaren und umgekehrt Statt finden ſoll. Die Artikel, auf welche ſich dieſe gleiche Verminderung der Abgaben ausdehnen ſoll, ſollen durch einen vorläufigen Vertrag zwiſchen beiden contrahirenden Theilen beſtimmt werden.

Eine Verminderung dieſer Art, die ein contrahirender Theil dem andern verwilligt, kann in der Folge — ausgenommen auf gleiche Bedingungen und gleiche Entſchädigung — nicht zum Vortheil irgend eines andern Staats oder Volks ausgedehnt werden. Dieſe Erklärung muß, als wechſelſeitig von beiden hohen contrahirenden Mächten gethan, angeſehen werden.

20. Da aber gewiſſe braſilianiſche Erzeugniſſe von den Märkten und der inneren Conſumtion der Staaten Sr. britanniſchen Maj. ausgeſchloſſen ſind, wie Zucker, Caffee und die denen, welche die brittiſchen Colonien erzeugen, ähnliche Producte, wollen Se. britanniſche Maj., um ſo viel, als möglich, den Handel der Unterthanen Sr. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal, zu begünſtigen und zu beſchützen, einwilligen und erlauben, daß beſagte Artikel, ſo wie alle andere Erzeugniſſe Braſiliens und jedes andern Theiles der portugieſiſchen Staaten, in gewiſſen, zu dieſer Abſicht geſetzlich beſtimmten engliſchen Häven aufgenommen und niedergelegt werden können, um nach einer billigen Uebereinkunft wieder ausgeführt zu werden, da ſie ſo von den beträchtlichen Abgaben befreiet ſind, die ſie zu zahlen hätten, wenn ſie zur Conſumtion im Innern der brittiſchen Staaten beſtimmt wären, ſo aber nur die Gebühren für Niederlage und Wiederausfuhr zu entrichten haben.

21. Auf gleiche Art behält ſich S. K. H., der Prinz-Regent von Portugal, trotz des durch den 15ten

Artikel gegenwärtigen Vertrags bewilligten Privilegiums zu Gunſten aller Producte und Waaren der britanniſchen Staaten, ſich ſelbſt das Recht bevor, alle Artikel, die unter dem Namen oſt- und weſtindiſche Producte bekannt ſind, wie Caffee und Zucker, einer ſtarken Abgabe zu unterwerfen oder ihre Einfuhr ganz zu verbieten, da ſie nicht zur Conſumtion in den portugieſiſchen Staaten aus demſelben Grundſatze der Colonial-Politik zugelaſſen werden können, welcher denſelben in Braſilien erzeugten Artikeln die Einfuhr in die brittiſchen Staaten verbietet.

Aber S. K. H., der Prinz-Regent von Portugal, bewilligt, daß alle Häven ſeiner Staaten, wo ſich Zollämter befinden, als Freihäven für Aufnahme und Zulaſſung aller und jeder brittiſchen Natur- oder Manufactur-Producte, die nicht für die Conſumtion des Orts, wo ſie aufgenommen werden, ſondern für die Wiederausfuhr von da, ſey es nach andern portugieſiſchen oder irgend einem andern Haven beſtimmt ſind, angeſehen werden ſollen. Die ſo zugelaſſenen und aufgenommenen Handelsartikel werden — billiger Uebereinkunft gemäß — von allen Abgaben befreiet, denen ſie unterworfen geweſen wären, wenn ſie für die Conſumtion des Orts, wo ſie bloß niedergelegt ſind, beſtimmt waren und ſie bezahlen bloß die Gebühren, welche auf Artikel von derſelben Art, die aus Braſilien kommen und in den Häven der Staaten Sr. britanniſchen Maj. aufgenommen und zur Wiederausführung niedergelegt werden, daſelbſt erhoben werden.

22. Um den geſetzmäßigen Handel nicht nur der Unterthanen Grosbritanniens, ſondern auch den Portugal's mit andern ihm benachbarten Staaten zu erleichtern und aufzumuntern und in der Abſicht, dieſen Theil der eigenen Einkünfte, der von der Abgabe von der Niederlage gewiſſer Waaren herrührt, zu erhalten und zu vermehren, erklärt S. K. H., der Prinz-Regent von Portugal, den Haven von Santa-Catharina unter den, im vorhergehenden Artikel angegebenen, Bedingungen zu einem Freihaven.

23. Da S. K. H., der Prinz-Regent von Portugal, der Grundlage des Handelsſyſtems, welches durch gegenwärtigen Vertrag beabſichtigt wird, die möglichſte Ausdehnung zu geben wünſcht, ſo ergreift er die ihm dargebotene Gelegenheit, ſeinen ſchon früher gefaßten Entſchluß zu erkennen zu geben, Goa zum Freihaven zu erklären und daſelbſt allen religiöſen Secten völlige Glaubensfreiheit zu verſtatten.

24. Aller Handel mit den, an der Oſtküſte Afrika's liegenden, portugieſiſchen Beſitzungen (in Artikeln, welche nicht in den ausſchließenden Privilegien der Krone Portugal begriffen ſind), der ehmals den Unterthanen Großbritanniens hat frei gegeben werden können, wird jetzt beſtätigt und für immer eben ſo verſichert, als die Handelsfreiheit der Portugieſen in die Häven und Meere Aſiens ihnen, Kraft des 6ten Artikels des gegenwärtigen Vertrags, beſtätigt und verbürgt iſt.

25. Um dem Syſteme eines vollkommen gleichen Verhältniſſes, welches beide hohe contrahirende Mächte als die Grundlage ihrer wechſelſeitigen Verbindung, feſtſetzen wollen, mehr Wirkſamkeit zu geben, willigt S. britanniſche Maj. ein, dem Rechte Factoreien oder Corporationen engliſcher Kaufleute, — der Name ſey wie er wolle — in den Staaten Sr. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal, zu errichten, zu entſagen, jedoch mit der Bedingung, daß dieſe, den Wünſchen St. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal, entſprechende Bewilligung, die Unterthanen Sr. britanniſchen Maj., welche in den portugieſiſchen Staaten wohnen, nicht des völligen Genuſſes irgend eines der Rechte und Privilegien, welches ſie als Mitglieder von Handelsgeſellſchaften beſitzen, beraube und daß gleichfalls der Handel, den brittiſche Unterthanen dort treiben, keineswegs durch irgend eine, in den portugieſiſchen Ländern begünſtigte und mit ausſchließenden Privilegien verſehene Handelscompagnie beeinträchtigt werde; Se. K. H., der Prinz-Regent von Portugal, verpflichtet ſich gleichfalls, niemals zu geſtatten, daß ein anderer Staat oder ein anderes Volk Factoreien oder Corporationen von Kaufleuten in ſeinen Staaten errichte, ſo lange in denſelben keine engliſchen Factoreien Statt finden dürfen.

26. Beide hohe contrahirende Mächte ſtimmen ein, daß ſie ſich unmittelbar mit der Durchſicht aller frühern, zwiſchen beiden Kronen geſchloſſenen Verträge beſchäftigen wollen, um die darin enthaltenen Verbindlichkeiten

zu beſtimmen und zu entſcheiden, welche bei der jetzigen Lage der Dinge beizubehalten oder zu erneuern ſind.

Man iſt übereingekommen und hat beſchloſſen, daß die Uebereinkunft in den frühern Verträgen, die Zulaſſung portugieſiſcher Weine von der einen Seite und der engliſchen Wollenwaaren von der Andern, keine Aenderung leiden ſoll. Gleichfalls iſt man darüber einſtimmig, daß die Gunſtbezeugungen, Privilegien und Immunitäten, welche von den hohen contrahirenden Mächten den wechſelſeitigen Unterthanen, ſey es durch Vertrag, Decret oder Alvara ertheilt worden ſind, in ihrer Kraft bleiben ſollen, ausgenommen die Vollmacht, welche durch frühere Verträge ertheilt ward, am Borde der Schiffe von jedem beider Länder Lebensmittel und Waaren zu transportiren, welche den Feinden des andern Landes gehörten, welche Vollmacht gegenwärtig wiederrufen und öffentlich und wechſelſeitig für nichtig erklärt wird.

27. Die durch gegenwärtigen Vertrag feſtgeſetzte wechſelſeitige Handels- und Schifffahrtsfreiheit, ſoll ſich auf jede Art Lebensmittel und Waaren erſtrecken, ausgenommen die Gegenſtände, welche den Feinden einer der beiden Mächte gehören und die Kriegs-Contrebande.

28. Unter letzterem Namen und den verbotenen Artikeln ſind nicht nur die Waffen, als Kanonen, Flinten, Mörſer, Petarden, Bomben, Grenaden, Pulverwürſte, Carcaſſen, Kanonen-Lafetten, Flintenſchlöſſer,

Patrontaſchenriemen, Pulver, Lunten, Salpeter, Kugeln, Spieße, Degen, Helme, Cuiraſſe, Piſtolenholſter, Degengehänge, Pferde und ihr Geſchirr begriffen, ſondern auch alle andere Artikel, welche als Gegenſtände der Contrebande in allen vorherigen, zwiſchen Grosbritannien oder Portugal und andern Mächten geſchloſſenen Verträgen bezeichnet ſind: Alle Artikel aber, die nicht die Form von Kriegsinſtrumenten haben oder dazu nicht dienlich ſind, können nicht zur Contrebande gerechnet werden; noch weniger die, welche für andere Abſichten verfertigt ſind und gleichfalls nicht zur Contrebande gehören, auch von den Unterthanen beider Souveräns ſelbſt in feindliche Plätze verführt werden können, ausgenommen, wenn dieſelben zu Land und Waſſer belagert werden.

29. Im Falle Kriegs- oder Kauffahrtei-Schiffe Schiffbruch an den Küſten der Länder der einen oder der andern hohen contrahirenden Mächte leiden, werden alle Theile gedachter Schiffe oder Fahrzeuge, ihres Tauwerks, ihres Proviants, ihrer Waaren u. ſ. f. die man retten konnte, oder das daraus gelöſete Geld, treulich denen ausgeantwortet, welche als Eigenthümer oder durch Bevollmächtigte darnach fragen, indem ſie bloß gehalten ſind, die zur Rettung genannter Sachen aufgewendeten Koſten nach der, von beiden Seiten feſtgeſetzten, Rettungstaxe (tarif de sauvetage) zu bezahlen, wobei jedoch die Rechte und Gewohnheiten jedes Volks bleiben, (welche nichts deſtoweniger abgeſchafft oder modificirt werden können, wenn ſie den, in dieſem Artikel ein-

gegangenen Verbindlichkeiten entgegen ſind,) und beide hohe contrahirende Mächte werden ihr Anſehn verwenden, damit die von ihren Unterthanen, welche Vortheil von Unglücksfällen dieſer Art zu ziehen ſuchen, auf das ſtrengſte beſtraft werden.

30. Um die Sicherheit und Freiheit des Handels und der Schifffahrt noch mehr zu befeſtigen, haben Se. britanniſche Maj. und Se. K. H., der Prinz-Regent von Portugal, die Uebereinkunft getroffen, daß ſie nicht nur jedem Seeräuber das Einlaufen in ihre Häven und Rheden, verſagen und keinem ihrer Unterthanen, ſey es Bürger oder Einwohner von Städten und Orten geſtatten, ihnen Zuflucht oder Schutz in ihren Häven zu gewähren, ſie in ihren Wohnungen aufzunehmen und ihnen auf irgend eine Art Beiſtand zu leiſten; ſondern vielmehr ernſtlich und um Andern als Beiſpiel zu dienen, ſowohl dieſe Seeräuber, als die Perſonen, welche ſie aufgenommen, unterſtützt oder beſchützt haben, zu ſtrafen. Alle ihre Schiffe, ſo wie Lebensmittel und Waaren, die ſie genommen und in einen der Häven der hohen contrahirenden Mächte geführt haben, ſollen, ſo wie ſie entdeckt ſind, in Beſchlag genommen und ihren Eigenthümern oder deren Bevollmächtigten — wenn der Beweis des Eigenthums vollſtändig geführt iſt — wieder gegeben werden, ſelbſt wenn dieſe Effecten durch Verkauf in andern Händen ſich befinden ſollten, wenn es bewieſen iſt, daß die Käufer wußten oder wiſſen konnten, daß ſie ſie von Seeräubern hätten.

wo möglich, vom Tage der Unterzeichnung gegenwärtigen Vertrags angerechnet, geſchehen.

Dieſem zur Urkunde haben wir unterzeichnete Bevollmächtigte Sr. britanniſchen Maj. und Sr. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal, Kraft unſerer reſpectiven Vollmachten, gegenwärtigen Vertrag eigenhändig unterzeichnet und das Siegel unſerer Wappen beidrucken laſſen.

Gegeben in der Stadt Rio-Janeiro, am 19. Februar des Jahrs Chriſti 1810.

Strangford.

Conde de Linhares.

Aegyptiaca

oder

Beſchreibung des Zuſtandes

des

alten und neuen Aegypten,

nach eigenen, in den Jahren 1801 und 1802
angeſtellten Beobachtungen,

von

W. Hamilton.

Aus dem Engliſchen.

Weimar,
im Verlage des Landes-Induſtrie-Comptoirs.
1814.

Aegyptiaca

oder

Beſchreibung des Zuſtandes

des

alten und neuen Aegypten,

nach eigenen, in den Jahren 1801 und 1802 angeſtellten Beobachtungen,

von

W. Hamilton.

Vorbericht.

Der engliſche Verfaſſer ſpricht in der Vorrede mit Beſcheidenheit von ſeinem Werke. Er geſteht, daß es ihm auf ſeiner Reiſe an verſchiedenen Hülfsmitteln fehlte, um genauere Notizen einzuziehen. Lange Zeit wartete er auf die öffentliche Erſcheinung der reichen Sammlung von Thatſachen und Denkmälern, die vom franzöſiſchen Gouvernement angekündigt war, und wahrſcheinlich ſeine eigenen Beobachtungen überflüſſig gemacht hätte. Meine Bemerkungen über Aegypten, ſagt der Verfaſſer ausdrücklich, ſollen die von Pococke, Norden, Volney, Sonnini, Denon und Wilſon ergänzen helfen, aber keinesweges ſie erſetzen.

Wir beſcheiden uns hier nur anzuführen, daß Herr W. Hamilton mehr leiſtet, als er verſpricht.

Dies wird aus folgendem Auszuge erhellen, der ſich hauptſächlich mit den Alterthümern, beſonders von Theben, befaſſet. Herr Hamilton hatte zu Reiſegefährten den Capitän Leake, und den Lieutenant Hayes, welche beide vom Generallieutenant Hutchinſon beauftragt waren, Ober-Aegypten ſo genau kennen zu lernen, als die Umſtände es erlaubten. Herr Hamilton giebt erſt eine kurze Ueberſicht über dieſe wiſſenſchaftliche Reiſe, und beſchreibt dann genauer die intereſſanteſten Gegenſtände.

W. Hamiltons Aegyptiaca.

Wir verließen Alexandria im Anfange des Octobers 1801, und nach einem kurzen Aufenthalte zu Cairo, reiſten wir am 29ſten deſſelben Monats wieder von da ab.

Von Cairo giengen wir zu Waſſer bis an die Mündung eines Canals etwas unter Abu-Gherge. Von da folgten wir bald dem Laufe des Canals, bald fuhren wir über überſchwemmte Ebenen bis nach Bahhr Juſuf, das die Gränze der Sandwüſten gegen Abend macht.

Der Zweck dieſer Reiſe war, den Bahhr Juſuf, den wichtigſten der Aegyptiſchen Canäle, zu unterſuchen, und die Anhäufung von Waſſer kennen zu lernen, welche d'Anville Bathen nennt, und für den ehemaligen See Möris hält.

Wir überzeugten uns davon, daß kein künſtliches Waſſerbecken vorhanden iſt, und es iſt nicht wahrſcheinlich, daß in dieſem Theile des Landes je eins geweſen, außer etwa ein Zwiſchencanal, wie ihn eine ſo

weite Fläche fruchtbarer Ländereien erforderte, als das alte Heptanomis war.

Man hat alle Urſache zu glauben, daß der Bahhr Juſuf derſelbe berühmte Canal ſey, durch welchen nach Herodot, die Gewäſſer des Fluſſes in den See Möris geleitet wurden, der heut zu Tage Birket-el-Carun heißt, und der dazu diente, die Ueberſchwemmung im richtigen Gleichgewichte zu erhalten. Der gegenwärtige Name dieſes Canals iſt ihm bei Gelegenheit der Ausbeſſerungen gegeben worden, welche Sultan Saleh-ed-din daran vornehmen ließ, der in Aegypten unter dem Namen Juſuf bekannt iſt.

Das alte Heptanomis iſt gegenwärtig beinahe ganz unangebaut und verlaſſen, mit Ausnahme der Ufer des Nils und des Bahhr Juſuf.

Auf derſelben Fahrt beſuchten wir auch die Ruinen von Behenneſe und Aſhmunein, welches erſtere die Griechen Oxyrinchus, und das letztere Hermopolis magna nannten.

Zu Melaoui ſchifften wir uns wieder auf unſerm großen Cangia ein, und begaben uns ohne Aufſchub nach Es-Suan, wo wir in der Mitte des Novembers ankamen, und daſelbſt beinahe drei Wochen zubrachten.

Dieſe Zeit wendeten wir an, die alten Denkmäler von Syene, ſo wie die der Inſeln Elephantis und Philae zu beſuchen, die Steinbrüche zu unterſuchen, woraus der größte Theil der ſchönen Granite gezogen

verbaut iſt, die man in den alten Tempeln Aegyptens, Griechenlands und Italiens wiederfindet; ferner, die Waſſerfälle zu ſehen, und Streifzüge in die Gebirge und bis an die Gränzen von Nubien zu machen, wo Elfi-Bey 25 Lieues über Es-Suan mit hundert Mameluken am öſtlichen Ufer des Nils ein kleines Lager bezogen hatte. — — — —

Wir verließen Es-Suan am 8ten December, und nachdem wir einige Tage angewendet hatten, die dazwiſchen gelegenen Orte zu beſuchen, kamen wir am 20ſten in Theben an, und blieben daſelbſt bis zum 8ten Januar 1802.

Nachdem wir Denbera eine Woche gewiedmet hatten, fuhren wir weiter den Fluß hinab, und fanden in Farshiut das Lager des Elfi-Bey wieder.

Am 12ten Februar langten wir in Cairo an, von wo ich nach Alexandria zurückkehrte, nachdem ich den Arm des Nils, der den Namen Damiette führt, den See Menzaleh, den Canal von Moez oder den Tanitiſchen Arm, und den Theil vom Delta unterſucht hatte, der zwiſchen dem Arme von Damiette und der Mündung von Canopis liegt.

(Das folgende Capitel handelt von dem Zuſtande des Landes oberhalb der Waſſerfälle. Man findet darin wichtige Details, die über den ehemaligen Zuſtand des Landes, womit wir uns vorzüglich beſchäftigen wollen, viel Licht verbreiten.)

Zwei Tage nach unſerer Ankunft in Es-Suan machten wir dem Elfi-Bey unſern Beſuch, der oberhalb der Waſſerfälle ſein Lager hatte, und ſeinen Hazznadar oder Schatzmeiſter zu uns ſendete, um zu hören, wer wir ſeyen, und wie ſtark an Anzahl, und uns, wenn wir von ſeinen Freunden wären, in ſein Lager nach Schiment Elwa einladen zu laſſen. Den Weg dahin legten wir zu Pferd in vier Stunden zurück. Wir fanden dieſen Bey an demſelben Platze gelagert, wohin die vorderſten Corps der Franzoſen gleich im erſten Jahre ihres Einfalls vorgedrungen waren. Während der erſten vier Meilen *), nahm der Weg, der von den älteſten Zeiten an ſchien beſucht worden zu ſeyn, im Durchſchnitt eine ſüdweſtliche Richtung mitten durch Granitfelſen ein weites Thal entlang, und wurde der Länge nach von einer dichten, ſtarken Mauer von Ziegelſteinen durchſchnitten, die an mehreren Orten ſehr wohl erhalten war. Dies iſt die Mauer, welche Plinius Castra latera Arabiae nennt. Wir folgten dieſer Mauer, die ſich da, wo die Gebirge höher werden, und einen größeren Anblick gewähren, plötzlich nach Oſten wendet. Bei'm Eingang einer Ebene, die von Norden nach Süden geht, wendet ſich die Mauer ſüdlich gegen den Fluß und gegen die Inſel Philae, deren Tempel einen Horizont begränzen, der ringsum von hohen Gebirgen umgeben iſt. Wir durchzogen dieſe Ebene in

*) So oft in dieſer Reiſebeſchreibung Meilen erwähnt werden, ſo hat man unter einer Meile, $\frac{1}{4}$ geographiſche Meile, oder eine halbe Stunde zu verſtehen.

öſtlicher Richtung, und gelangten dann in eine Kette von rauhen, ſteilen Granitgebirgen. Die Winterregen reichen daſelbſt kaum zu, einzelnes, dürftiges Geſträuch zu erhalten, die einzige Vegetation, die wir ſahen, bis wir an einen rauhen, jähen Abhang kamen, der uns an den Fluß führte, ganz nahe am Lager des Bey. Dieſe Gebirge zeigten uns rothe, grüne und graue Granite, aber hauptſächlich von der erſtern und letztern Gattung, und oft beide in demſelben Block vereinigt, obgleich die grauen Granite von härterem Korn und mehr geeignet ſchienen, den Anfällen der Luft und der Feuchtigkeit zu widerſtehen.

In den Unterredungen, die wir mit Elfi-Bey hatten, machte er uns mit allen Umſtänden ſeiner mißlichen Lage bekannt. — — —

In ſeinem Lager wurden, nach ſeiner Angabe, acht verſchiedene Sprachen geſprochen, nämlich, außer der Türkiſchen und Arabiſchen, die Georgiſche, (er ſelbſt und mehrere ſeiner Sclaven waren nahe am Kaukaſus geboren,) die Ababdiſche, (der Name eines Stammes von Arabern in der Wüſte,) die Bichariſche, (ein anderer Arabiſcher Stamm,) die Nubiſche und Cumuſiſche, (dieſer letztere Name gehört einem kleinen Striche Landes an, der ſich bis 140 Meilen über die Waſſerfälle erſtreckt, und wo Aegyptier und Berberis unter einander leben,) und die Berberiſche Sprache, die in der nördlichen Gegend der Stadt Ibrim zu Hauſe iſt. Elfi-Bey hatte Diener aus allen dieſen Ländern in ſeinem

niſſe des Ueberganges über den Jordan. Dieſer Gebrauch iſt in mehreren Ländern des Orients üblich.

Die einzigen Nachrichten, die wir zu Es-Suan über das Innere von Afrika einziehen konnten, erhielten wir von zwei Mohren, die mit mehreren ihrer Landsleute durch dieſe Stadt reiſeten, um ſich nach Mecca zu begeben. Da ſie ſich unſerm Steuermanne, der Cumuſiſch und Berberiſch ſprach, verſtändlich machen konnten, ſo vernahmen wir, daß ſie zu einer anſehnlichen Nation gehörten, die unter dem Namen Seiroua bekannt iſt; daß ſie ein Land bewohnten, was Dembukki heißt, und fünf Monate Weges von Aegypten und zwei Monate von Sennaar und vom Nil gelegen iſt; daß ſie als Pilgrime nach Mecca giengen und von der Wohlthätigkeit Anderer lebten, und, je nachdem ihnen das Glück günſtig wäre, ſich von Kenné nach Coſſeir und von da zu Waſſer nach Jidda begeben, oder wenn ſie die Ueberfahrt nicht bezahlen könnten, zu Fuß über Cairo und die Wüſte gehen würden. Dieſe Wallfahrt nebſt der Rückkehr erfordert gewöhnlich vier bis fünf Jahre. Wenn ſie in Mecca ankommen, ſo erhalten ſie von einem ihrer Landsleute, (einem Afrikaniſchen Mohren,) der dort ein angeſehenes Amt bekleidet, einen großen Caouk oder hohen Turban, der mit ſeinem Siegel bezeichnet iſt, und den ſie dann ſtets auf dem Kopfe oder um die Schultern tragen, um dadurch ihren Landsleuten zu verkünden, daß ſie ein Recht auf die Ehrfurcht und Achtung haben, die man in allen mahomedaniſchen Ländern den Pilgrimen widerfahren läßt.

unter denen, die dieſe gefährliche Reiſe unternahmen, waren welche, die nur das Heil ihrer Seele vor Augen hatten, Andere aber waren nur die Sachwalter ihrer Freunde oder Herren, denen ſie für eine kleine zeitliche Belohnung eine ſchriftliche Verſicherung des Wohlergehens in jener Welt mitbringen ſollten. Sie berichteten uns ferner, daß ſie einen König oder Sultan hätten; daß ſein Name Abderrachman ſey, und daß ſeine Reſidenz, die Yendelbé heißt, ſo groß wäre, daß man ſechs Tage brauche, ſie zu Fuß zu umgehen. Sie bildeten auf dem Sande eine Art von Charte ihres Landes ab, das ſie als eine, ringsum von Gebirgen umgebene, Ebene vorſtellten. Weſtlich von der Hauptſtadt lagen, nach ihrem Abriß, die Städte: Maaſy, Souron und Teger, ſüdlich, Kioné und Tawala, gegen Oſten Zamiel und Koodi, und gegen Norden, Kinkoma, Abonkouman und Kobra. Die Hauptkarawane, die durch ihr Land zieht, kommt von Kub-Kubbé und geht bis nach Kobbi. Ihre Sclaven ziehen ſie aus Darfour und überhaupt aus den weſtlichen Gegenden. Die Hauptproducte ihres Bodens ſind der Doura und Doehl, beſonders findet ſich der letztere in großem Ueberfluſſe. Sie nennen die Sonne Doulé und den Mond Doual. Ihre Waffen beſtehen aus einer langen, mit Eiſen beſchlagenen Lanze, aus Bogen und Pfeilen, und aus einem eiſernen Haken. Sie tragen einen eiſernen Panzer, und ihre Streitroſſe ſind durchaus, ſogar bis über die Füße hinab, mit einem groben wollenen Zeuche bedeckt, der ſie gegen die feindlichen Pfeile ſchützt, und verhindert, bei Nacht das Ge-

räuſch ihrer Tritte zu hören. Sie haben Dattelbäume, aber in geringer Anzahl. Sie gebrauchen eine Pflanze, die ſie Delib nennen, ſtatt des Tabaks zum Rauchen. Das Fleiſch des Büffelochſen iſt ihre gewöhnliche Nahrung. Sie laſſen es kochen, indem ſie es auf einen Stein legen, und Feuer darüber anmachen. Ihre Farbe iſt ſehr ſchwarz, doch nicht von der dunkelſten Art, und ihre Geſichtszüge ſind denen der Neger von Guinea ſehr ähnlich. Ihre Haare ſind kurz und kraus, aber nicht wollig.

Als wir dem Elfi-Bey unſern zweiten Beſuch machten, fanden wir ihn eine Lieue weit von ſeinem erſten Lager bei Schirment Elwa in einem Diſtricte, Namens Debodé. Dieſen Namen giebt man dem ſchmalen Saume von urbarem Lande, der zu beiden Seiten die Wüſte einfaßt, und deſſen Breite zwiſchen 50 und 500 Mètres abwechſelt.

Wir fanden jetzt den Doura reif, und ſechs Tage vorher war die Gerſte geſäet worden, zu welchem Ende man den Boden in kleine Vierecke abgetheilt hatte, um das Wäſſern durch die daran ſtoßenden Canäle zu erleichtern. Wir fanden, daß der Fluß in dieſer Entfernung oberhalb der Waſſerfälle um ſechs und dreißig Fuß gefallen war, obgleich der Waſſerfall zu Aſſouan noch nicht ganz funfzehn Fuß betrug. Das Bette des Fluſſes war ungefähr eine Viertelmeile breit, ſein Lauf war ſanft und majeſtätiſch, aber raſch und zeugte von ſeiner Tiefe, er war nicht durch Klippen gebrochen,

und bildete einen ſeltſamen Contraſt mit dem Geräuſch der Waſſerfälle. In den wenigen Dörfern, durch welche wir Gelegenheit hatten zu kommen, zeigten ſich die Einwohner höflich gegen uns, boten uns Yourt *) an, und begrüßten uns herzlich mit ihrem Salam aleikoum. (Möge Geſundheit mit Dir ſeyn). Da die Männer auf dem Felde waren, ſo verließen die Weiber eilig ihre Hütten von Ziegel- oder andern Steinen, um uns zu betrachten; ſie hatten keine Schleier, trugen aber Mützen, die ſie nach Willkür ins Geſicht hereinrücken konnten. Das linke Näſenloch hatten ſie durchbohrt, und trugen darin einen Ring von Meſſing, ſie waren beladen mit Hals- und Armbändern von Glaskügelchen, Muſcheln oder von kleinen Knochen. Ihre Haare auf der Stirn und an den Seiten bildeten kleine Locken, und waren mit Butter oder einem andern Fette beſtrichen.

Wir fanden den Bey am Eingang ſeines Zeltes auf der Erde ſitzen, und drei oder vier Arabiſchen Bichazen, die ihm zu Kundſchaftern dienten, Befehle austheilen. Er ſchien ſie mit vieler Rückſicht zu behandeln, und man ſah leicht, daß er wegen ſeines Unterhalts und ſeiner Sicherheit ſich für abhängig von ihnen hielt. Sie trugen einen langen, geraden Degen, den ſie mit beiden Händen hinter dem Rücken hielten. Einige von ihnen hatten ſtatt der Schuhe ein dickes Leder unter der Fußſohle befeſtigt. Die Meiſten giengen aber barfuß, und ihre ganze Kleidung beſtand aus einem groben Hemd von Leinewand,

*) Eine in der Levante gebräuchliche Zubereitung von Milch, welche alle Türken und Araber ſehr lieben.

das bis auf die Knie herabreichte. Da ſie ſelbſt ſo leicht umhüllt zum erſten Mal Europäer in ihrer Tracht ſahen, ſo kann man ſich nicht verwundern, daß ihnen zuerſt das Ueberflüſſige in unſerer Kleidung in die Augen fiel, unſere goldenen Knöpfe, unſere Hüte, und Alles was ihnen ſonſt ſeltſam ſchien. Wir hingegen ſahen nicht ohne Verwunderung, daß die Art, wie ſie ihre Haare trugen, das Urbild war, nach welchem die Arten von Anhängſel, die zu beiden Seiten am Kopfe des großen Sphinx bei den Pyramiden von Ghizé hervorſtehen, abgebildet worden ſind. Dieſer Kopfputz iſt mehr oder weniger bei den Eingebornen der, von den Waſſerfällen unmittelbar ſüdlich gelegenen Orte, in Gebrauch, und beſteht darin, daß die vordern Haare ſehr dicht und kraus getragen werden, indem man ſie mit Fett beſtreicht, das ſie ſteif erhält. Sie ſind, ſo wie alle andern Araber, ſehr begierig nach Geld. …

Dies iſt das Ziel aller Thätigkeit, Scharfſicht, Schlauheit und Sparſamkeit, wodurch ſie ſich auszeichnen. Während wir mit ihnen ſprachen, hatten ſie die Stellung von Leuten, die eben einen Wettlauf beginnen wollen, als wenn hier ein Preis zu gewinnen geweſen wäre. So wie ſie ihr kleines Geſchenk erhalten hatten, ſo verſchwanden ſie und zogen bis drei oder vier Tagereiſen in das Innere der Wüſte hinein, um dem Bey Nachrichten von der Ankunft der Sommerkarawane zu bringen. Denn die Hoffnung, von dieſer Karawane für den freien Durchgang eine ſtarke Contribution zu erheben, iſt der Haupttroſt des Bey, da er gezwungen iſt, ſo weit nach Süden vorzudringen, und den Schätzen Aegyptens zu entſagen. — — —

Er unterhielt ſich mit uns über einen Gegenſtand, von dem er ſehr gern ſprach, nämlich, über Magie und Aſtrologie. Er zeigte uns ein Buch, woraus er ſeine Weisheit ſchöpfte, mit ſchönen Arabiſchen Buchſtaben geſchrieben, und vielen illuminirten Zeichnungen verſehen, welche Ungeheuer oder ungeheuere Zuſammenſetzungen von Vögeln, Pflanzen und menſchlichen Figuren vorſtellten; außerdem waren unverſtändliche Schriftzüge mit eingemiſcht, die verborgene Eigenſchaften hatten, und viele andere dunkle geheimnißvolle Zeichen. Er las dieſes Buch mit Leichtigkeit und gab vor es zu verſtehen, ohne es jedoch erklären zu wollen. Er machte ein ſorgfältiges Studium daraus, nahm in ſchwierigen Fällen ſeine Zuflucht dazu, und richtete ſeine Marſchroute nach den Anzeigen ein, die dieſes Buch ihm gab. Eben dieſer Anzeigen wegen verſchob er ſeine Abreiſe von Dèbodé bis auf den Neumond, wobei man jedoch bemerken muß, daß die Morgenländer in der Regel es für ein böſes Zeichen halten, im letzten Viertel des Mondes eine Reiſe zu unternehmen. Bei Nacht beobachtete er den Polarſtern und den Aldébaran im Zeichen des Stiers. Was die übrigen Geſtirne anlangt, deren Namen er kennen wollte, ſo betrog er ſich darin beinahe immer, aber ſtatt deſſen erklärte er uns ſehr deutlich den geheimen Sinn eines jeden. Da wir einige Zweifel über die Gewißheit ſeiner Vorausſagungen fallen ließen, indem wir ihn verſicherten, daß die Europäer mit allen ihren Kenntniſſen ſich doch nicht ſchmeichelten, in der Zukunft leſen zu können, ſo antwortete er uns: „es iſt wahr, Ihr Franken wißt viel, aber Ihr verſteht nicht von dem, was Ihr wißt, Gebrauch zu machen.“

Er fügte noch viele Albernheiten aus alten Arabiſchen Autoren hinzu, über das Syſtem der Erde, über Länder- und Völkerkunde, beſonders über die Braminen, von denen er glaubte, ſie könnten durch ſtrenges Faſten ſich in Luft verwandeln, und ſo ohne Mühe gen Himmel aufſteigen; ferner über gewiſſe indianiſche Früchte, die, indem ſie wachſen, die menſchliche Form annehmen; über Hermus, König von Aegypten, der die Pyramiden von Ghizé erbauet, und die Sündflut vorhergeſagt hatte, der zugleich König, Arzt und Prophet war, und, als die gewaltigen Regengüſſe anfiengen, ſich mit ſeiner Gemahlin und Familie in dieſe Pyramide einſchloß, was ſie jedoch nicht rettete, da das Waſſer durch die Mauer hindurchdrang, und ſie Alle ertränkte; endlich über die Beſtimmung des großen Tempels von Philaé, der zum Aufenthalt der Tochter eines andern Aegyptiſchen Königs dienen ſollte. Man muß übrigens eingeſtehen, daß einige dieſer Arabiſchen Fabeln, die ſich auf den früheſten Zuſtand Aegyptens beziehen, wenigſtens eben ſo wahrſcheinlich und zuſammenhängend ſind, als diejenigen, welche die Griechen und Römer uns hinterlaſſen haben, und daß es eben ſo natürlich iſt zu glauben, die Pyramiden ſeyen gebauet, um ſich darin vor der Sündflut zu ſchützen, als ſie für bloße Kornkammern anzuſehen.

Da es zu unſern Hauptzwecken gehörte, ſo weit als möglich oberhalb der Waſſerfälle vorzudringen, ſo glaubten wir verſuchen zu müſſen, ob wir mit unſerm kleinſten Fahrzeuge ſie paſſiren könnten. Wir reiſ'ten in dieſer Abſicht am 22ſten November mit einem ſtarken

Nordwinde ab, und bald waren wir jenſeits der Gränzen dieſer alten Stadt. Ehe wir aber eine Viertelmeile den Fluß aufwärts gefahren waren, ſo befanden wir uns zwiſchen lauter Felſen, die kleine Inſeln bildeten, an denen wir große Gefahr liefen zu ſcheitern. Die Waſſerfälle waren reißend und in entgegengeſetzten Richtungen, die Fahrwaſſer waren nur ſehr ſchmal, und die entgegengeſetzten Strömungen bildeten in denſelben Sandbänke und Strudel, die ein kleineres Fahrzeug, als das unſere war, untergetaucht hätten, und uns oft in eine ſehr bedenkliche Lage verſetzten. Mit Hülfe unſerer Ruder und aller aufgeſpannten Segel ſetzten wir doch unſern Weg fort und paſſirten mehrere Strömungen hindurch, aber endlich wurde der Strom ſo ſtark, daß wir mit ſechs Ruderern und einem friſchen Winde kaum etwas Land zurücklegen konnten. In dieſer Lage, da wir verzweifelten unſer Vorhaben durchzuſetzen, und in Gefahr waren umzukommen, hielten wir es der Klugheit gemäß, unſere Rückfahrt anzutreten. Dies war kein leichtes Unternehmen, zum Glück war unſer Schiffsvolk nebſt ſeinem Anführer gut gewählt, und ihrer Geſchicklichkeit und Thätigkeit verdankten wir es, daß wir eine Sandſpitze am öſtlichen Ufer erreichten, von wo aus wir zu Fuß einen trockenen, mit Felſen bedeckten Canal durchwanderten, wo der Nil zur Zeit der Ueberſchwemmung fließt, und alsdann Barken den Fluß aufwärts fahren. In dieſer Zeit ſtehen die kleinen Granit-Inſeln tief unter Waſſer, und der Nordwind bläßt heftiger und anhaltender. Von dem äußerſten Ende dieſes Canals ſahen wir die berühmten Waſſerfälle von

Syéne; ſie werden von einer großen Anzahl von Granitfelſen gebildet, die in einer Breite von beinahe anderthalb Meilen das Bett des Fluſſes einnehmen. Wenn das Waſſer ſehr hoch iſt, ſo ſind dieſe Felſen nicht mehr ſichtbar, und man ſieht keine Waſſerfälle, ſondern nur eine ſehr reißende Strömung. Iſt das Waſſer niedrig, ſo vervielfältigen ſich dieſe Waſſerfälle; es giebt ihrer dann ſo viele, als Fahrwaſſer zwiſchen den Felſen ſind, und dies verurſacht ein ſolches Brauſen und Getöſe, daß man es in der Entfernung von mehr als einer Stunde hört. Cicero führt an, daß Alle die in der Nähe leben, davon taub werden, und mehrere Perſonen haben uns dies beſtätigt. Wirklich bemerkten wir an den angränzenden Einwohnern ein ſehr hartes Gehör. Als wir unſere Barke wieder beſtiegen hatten, traten wir unſere Rückfahrt in einem öſtlichen Striche an, wodurch wir die Inſeln vermieden, welcher aber den Fluß aufwärts nicht zu befahren iſt, weil in einigen ſchwierigen Fahrwaſſern die nördlichen und weſtlichen hohen Gebirge oft gefährliche Windſtillen erzeugen.

Als wir in unſerer Barke vor der Inſel Elephantine weſtlich vorbeifuhren, landeten wir am weſtlichen Ufer des Fluſſes, und machten eine Meile zu Fuß auf dem Sande, bis wir an ein altes Cophtiſches Kloſter kamen, das Deir el Garbié hieß, und ehemals ſehr bevölkert und reich begabt geweſen zu ſeyn ſchien. Es iſt von außen durch eine Mauer von Quaderſteinen beſchützt, aber ſchon ſeit langer Zeit ſteht es verlaſſen. Unter

ſeinen Ruinen fanden wir ein Fragment von einer Griechiſchen Inſchrift mit dem Namen des Diocletians. —

Ueber die Topographie des Landes Ibrim *) in Philaé, erhielten wir nur verwirrte und widerſprechende Nachrichten. Doch ſtimmten alle darin überein, daß man zu Calaptſchi, ſechszig Meilen jenſeits Débodé, einen ſehr groſſen Tempel findet, und dreißig Meilen weiter noch eine andere Stadt, die Abou̓ghor genannt wird. Auch ſagten Alle, die wir fragten, daß alle Alterthümer, die man innerhalb dieſer Stadt findet, von dem Orte wo wir waren, gerechnet, ſich auf dem weſtlichen Ufer des Fluſſes befinden, was ſich ſehr gut mit der Reiſebeſchreibung des Antonin verträgt, obgleich heut zu Tage die bewohnten Dörfer faſt alle auf dem öſtlichen Ufer gelegen ſind, wegen des fortdauernden Umſichgreifens des Sandes der weſtlichen Wüſte, der in kurzer Zeit dieſes ganze Nilufer einzunehmen droht. Mehrere Palmbäume ſind ſchon bis über die Hälfte in Sand vergraben. Die öſtlichen Gebirge ſind weit höher und dem Fluſſe näher, als die weſtlichen, ob ſie gleich weniger hoch und ſteil ſind und auch entfernter als die ſüdlichen.

*) Man weiß nichts über die Beſchaffenheit des Landes zwiſchen Ibrim und Sous, als was Poncet davon meldet, da er auf ſeiner Reiſe durch das Königreich Dongola ſeinen Weg dem Nil entlang von Moſcho nach Gorti nahm. Aus den kurzen Nachrichten dieſes Reiſenden ergiebt ſich nur ſo viel, daß er durch einen angebaueten, wohlhabenden und bevölkerten Theil oder Ebene hindurch kam, der ungefähr eine Lieue breit war.

Da wir von Schiment Elva nach Dibodi dem Ufer entlang fuhren, hatten wir anſehnliche Ueberreſte eines Tempels am öſtlichen Ufer des Fluſſes bemerkt. Wir hatten uns überzeugt, daß dieſe Ruinen genau ſechszehn Meilen von Es=Souan entfernt ſind, was nach der Reiſebeſchreibung Antonins der Lage von Parembolé entſpricht, und wir vernahmen, daß eine gegenüber liegende Inſel Barembré heißt. Izijzi ſollte zwei Meilen höher auf derſelben Seite liegen, und wirklich entdeckten wir auch, indem wir am Ende des Lagers vom Elfi Bei ſpazieren giengen, weſtlich die Ruinen einer großen Feſtung oder Stadt, die auf der Seite eines kegelförmigen, ſteil herab ausgehauenen Berges gebauet iſt.

Die bewaffneten Mameluken, die uns zur Bedeckung dienten, hatten Befehl, uns nicht über den Fluß ſetzen zu laſſen, weil der Bei außerhalb den Gränzen ſeines Lagers nicht für unſere Sicherheit ſtehen konnte. Es war uns alſo nicht möglich, dieſe Ruinen in der Nähe zu betrachten. Die Pfeiler und Bögen, die wir unterſcheiden konnten, zeigten ihrer Bauart nach an, daß ſie Sarazeniſchen Urſprungs wären. Wahrſcheinlich waren es die Ueberreſte einer Stadt, welche dieſe Nation auf den Trümmern des alten Izijzi erbaut hatte, und der Name Klitzi, den dieſer Ort heut zu Tage führt, hat einige Aehnlichkeit mit ſeinem ehemaligen. Es läßt ſich mit einigem Grunde vermuthen daß, hätten wir auch ſüdlich bis Ibrim vordringen können, die Ufer des Nils auf dieſem Wege uns wenige intereſſante

Gegenſtände dargeboten hätten. Dieſelbe Lage der Dinge, die ſchon zur Zeit Strabo's die Wichtigkeit von dieſem Theile Aethiopiens verminderte, wirkt gegenwärtig noch ſchädlicher. Die Armuth Aegyptens hat zugenommen, und folglich verlangt es weniger Arbeiter von ſeinen noch ärmeren Nachbarn zu miethen, als ſonſt. Von dem ſchmalen Rande von urbarem Lande, das an das weſtliche Ufer des Fluſſes gränzt, wird alle Jahre ein Theil von dem Sande der Wüſte verſchlungen. Folglich waren die Troglodyten, die Blemmyes, die Nubier und Megabarier (die nach dem Griechiſchen Geographen lauter Aethiopier über Syene ſind) von jeher wenig zahlreich, dem herumziehenden Leben nomadiſcher Völker ergeben, und wenig kriegeriſch, indem ſie nur gegen diejenigen Feindſeligkeiten ausüben, die nicht auf ihrer Hut ſind, um plündern zu können. Strabo legt denſelben Charakter den mehr mittäglichen Aethiopiern der Gegend von Meroé bei, die hier und am Ufer des Nils in geringer Anzahl zerſtreut lebten, und keine Art von Nationalverein unter einander anerkannten.

Die erſten Anpflanzer, Eroberer oder Unterweiſer von Aegypten waren von Méroé ausgegangen. Das ganze Land zwiſchen dieſer Hauptſtadt und den Waſſerfällen verdiente nicht ihre Aufmerkſamkeit, und würde ihren Bemühungen wenig entſprochen haben. Es ſcheint nicht, als wenn die Berberis jemals die Wohlthaten eines civiliſirten Zuſtandes, eines religiöſen Unterrichts und einer regelmäßigen Regierung genoſſen haben, außer etwa unter den Ptolemäern und unter den Römiſchen Kaiſern.

(Der Verfaſſer geht nun zu der ausführlichen Beſchreibung der Inſel Philaé und der darauf befindlichen merkwürdigen Denkmäler über.)

Die Inſel Philaé iſt an den benachbarten Orten eben ſo bekannt unter dem Namen von Anaſelwagiud, als unter dem von Giziret el Birbé el Gaſſir; (die Inſel des zertrümmerten Tempels.) Die größte Länge dieſer Inſel beträgt ungefähr tauſend Fuß, und die größte Breite vierhundert.

Die neueſten Franzöſiſchen Reiſenden haben mit Recht bemerkt, daß die Aegyptier, wie es ſcheint, zu Philaé das Schönſte ihrer Baukunſt haben verſammeln wollen. Hier haben ſie vereint mit den Aethiopiern ihre Schätze verſchwendet, um den Dienſt ihrer gemeinſchaftlichen Götter zu verſchönern. Hier war auch der Hauptmarktplatz des Handels zwiſchen Memphis und Méroé. Da man bei den Waſſerfällen die Strömungen nicht paſſiren konnte, ſo ſchiffte man zu Philaé und Syene die Waaren ein und aus. So ſcheint im Aegeiſchen Meere die Inſel Delphos ein merkantiliſcher und religiöſer Vereinigungspunkt zwiſchen den Griechen und den barbariſchen Völkern von Aſien geweſen zu ſeyn. Dieſelben Beweggründe veranlaſſen noch heut zu Tage alle Jahre Pilgrimme und Kaufleute aus Indien und Marokko nach Mekka zu ziehen, das der Mittelpunkt der Mahomedaniſchen Welt geworden iſt. Die Reichthümer und die Heiligkeit von Philaé, Delos und Mekka haben zu verſchiedenen Zeiten die Vortheile ihrer Lage und den Eifer der Frommen an den Tag gelegt.

(Der Autor beſchreibt hierauf kürzlich einen kleinen Tempel, der zu der ſehr geringen Anzahl Aegyptiſcher Denkmäler gehört, die ſich durch Zierlichkeit und Leichtigkeit auszeichnen.)

Der große Tempel von Philaë, von dem alle Reiſende mit Bewunderung geſprochen haben, iſt ſeines Rufes nicht unwürdig. Er hat zwei pyramidalförmige Propyläen von coloſſaler Größe, den einen zwiſchen dem Dromos und Pronaos und den andern zwiſchen dem Pronaos und dem Porticus; es iſt auch noch ein Propyläus von geringerem Umfange da, der zum Sekos (adytum) oder zum Heiligthum führt.

Dieſe Propyläen ſtehen nicht auf Parallellinien; alle, wie auch der Dromos, wenden ſich abwärts vom Hauptgebäude des Tempels, und haben eine öſtliche Richtung ungefähr nach demſelben Punkte. Dieſe Unregelmäßigkeit, die das ganze Gebäude verwickelt macht, rührt wahrſcheinlich von der Geſtalt der Inſel, oder von den Ungleichheiten des Felſens her, der ihr zur Grundlage dient.

Unter allen Denkmälern des alten Aegyptens bietet keines mehr Pracht dar, als der Porticus dieſes Tempels. Er beſteht aus zwölf Säulen, vier Säulen neben einander und drei tief. Die Capitäler ſtellen verſchiedene Geſtalten und Zuſammenſetzungen von Palmzweigen und Blättern von Dommos und Lotus vor. Dieſe Verzierungen, ſo wie die an den Säulen überhaupt, der Plafond und die Mauern ſind mit den lebhafteſten Farben gemalt, und haben beinahe noch ihren

ehemaligen Glanz. Man hat alle Urſache zu glauben, daß alle Bildhauerarbeit im Innern eben ſo gemalt war, aber die ſalpeterartigen und feuchten Ausdünſtungen einer verſchloſſenen Luft haben davon die Farben ausgelöſcht. Man kann ſich nichts Prächtigeres denken, als dieſe Vereinigung der Bildhauerkunſt mit der Malerei in Zuſammenwirkung mit der herrlichſten Baukunſt. An dieſen prächtigen Tempeln verſchwendeten die Prieſter des alten Aegyptens ihre unermeßlichen Schätze. Hier lernten die Juden die Dinge im Himmel, auf Erden und in den Waſſern unter einander vergleichen, Götter von Gold und Silber anbeten, und ſich in der Wüſte nach ihnen zurückſehnen. Das Andenken an dieſen Gottesdienſt, der ſo geeignet iſt, die Sinne zu blenden, war es, was ſie bewog, ihre Weiber und Töchter ihres Schmuckes zu berauben, um ein goldenes Kalb daraus zu machen. Ein Aufenthalt von 400 Jahren unter den Aegyptiern hatte auf die Iſraeliten einen Eindruck gemacht, der unauslöſchlich ſchien.

Die merkwürdigſten Bildhauereien am Plafond dieſes Porticus ſind folgende: eine menſchliche Figur mit einer Mitra auf dem Haupte und einer Schlange in der Hand, ſtehend vor einer andern Figur, die den Körper eines Vogels, die Füße eines Löwen, und den Kopf eines Hundes hat. Dieſe ganze Gruppe iſt von vielen Sternen umgeben. Hierauf kommen drei verlängerte weibliche Figuren, deren Arme und Füße rechte Winkel mit dem Körper bilden, und in einander gefügt ſind; dieſe Figuren ſind ebenfalls mit Geſtirnen umgeben. Nachher ſieht man zwei Kähne

mit Rudern, und zwei geflügelte Kugeln, einen fliegenden Käfer, der Hände hat, einen grünen Kahn, in welchem ein rother Globus iſt, welcher die Geſtalt des Oſiris vorſtellt, in der einen Hand den Scepter, in der andern einen Schild haltend. Zwei fliegende Vögel halten in ihren Klauen Palmzweige, und die Schönheit ihres Gefieders erinnert an die Idee eines Phönix. An vier verſchiedenen Orten des Tempels iſt ein Menſch abgebildet, der einen andern mit ſeiner Lanze durchbohrt und ihn entweder mit Füßen tritt oder ihn ſchlägt, während dieſer, die Hände auf den Rücken gebunden, in Gegenwart der Iſis und des Oſiris, auf den Knieen liegt. Ueberall iſt das Opfer von kleinerem Wuchſe als der Opfernde, ein Umſtand, der ſich bei einer Gruppe von Dendera, von der ich noch ſprechen werde, nicht wiederfindet. Es wäre daher möglich, daß dieſe Abbildungen im Tempel zu Philaë keine menſchlichen Opfer darſtellten, ſondern vielmehr etwa die Strafen, welche den Gottloſen in einem andern Leben zugedacht ſind.

Der Untergang des Briareus iſt hier an mehreren Orten, ſo wie in andern Tempeln, abgebildet. Zwei menſchliche Figuren liegen unter dem vielköpfigen Ungeheuer theils ausgeſtreckt, theils Arme und Beine im Todeskampf gegen ihn erhebend. Ein Sperber fliegt über dem Ungeheuer, und faßt mit der einen Hand die Haare der Köpfe des Briareus, und hält in der andern eine Sichel, womit er ſie abhauen will. Man findet auch hier die Ceremonie dargeſtellt, wo zwei ſchwarze Figuren

Kreuze und Scepter des Oſiris über eine weiße oder röthliche Figur ausſchütten, die zwiſchen ihnen ſteht.

Man hat viel Arbeit und Kunſt verwendet, die Bildhauereien dieſes Tempels zu entſtellen. Dieſe Verwüſtungen ſind dem Eifer der erſten Chriſten und großentheils der Politik der Bilderſtürmer zuzuſchreiben, die, indem ſie die Heiden verfolgten, und zugleich ihre Bilder und die der chriſtlichen Secten zerſtörten, den erlaſſenen Befehlen Conſtantins Folge leiſteten, und ſich die Gunſt ſeines Hofs erwarben. Deſſen ungeachtet haben doch die größten Bildhauerwerke, ob ſie gleich mit dem Meißel verſtümmelt worden ſind, bisweilen ihre erſte Geſtalt und ihren urſprünglichen Charakter erhalten. Andere ſind ſorgfältig mit einer dicken Lage von Gyps überzogen worden. Aber alle Verſuche, uns dieſe koſtbaren Denkmäler zu entziehen, ſind umſonſt geweſen. Diejenigen, die noch ganz und unbeſchädigt da ſind, laſſen kaum das, was zerſtört worden iſt, bedauern, und jeden Tag läßt der herabfallende Gyps neue Schönheiten ſehen, ſowohl an vollkommen erhaltenen Formen als Farben.

Es iſt bekannt, daß Philaé in großer Ehrfurcht ſtand, weil man glaubte, dieſe Inſel enthalte das Grab des Oſiris. Wir hielten uns daher für verbunden, nachzuſuchen, ob dieſe Bildhauereien nicht irgend eine hiſtoriſche oder mythologiſche Anſpielung auf dieſe Begebenheit darböten. Vielleicht haben die drei folgenden Werke hierauf einigen Bezug.

1) In der innerſten Kammer des Heiligthums (Sekos) iſt ein kleines, einzeln ſtehendes Denkmal aus

rothen Granit, ungefähr ſechs Fuß hoch und viertehalb breit, mit einem abwärts gehenden Dache, und in dem öſtlich daran ſtoßenden Gemache ſieht man ein anderes von beinahe ganz gleichen Formen und Verhältniſſen. Pococke hielt dafür, das erſtere habe zum Käfich für den geheiligten Sperber dienen können, ein Bild, unter welchem Oſiris in dieſem Tempel verehrt wird. Wirklich ſieht man auf der anſtoßenden Mauer eine Abbildung dieſes Vogels im Großen.

2) An mehreren Orten des Tempels ſieht man eine Barke, und bisweilen einen Schlitten oder eine Sänfte abgebildet, die ein Denkmal tragen, das mit Hieroglyphen überdeckt und demjenigen ſehr ähnlich iſt, wovon ich eben geſprochen habe. Da, wo eine Sänfte abgebildet iſt, wird ſie von vier Männern getragen, wo hingegen eine Barke iſt, wird ſie durch ein Ruder und ein Seil gelenkt. Gewöhnlich hat die Barke, wie diejenigen, die man auf Bildhauerarbeiten in Elephantine ſieht, den Kopf eines Widders am Vorder- und am Hintertheile; bisweilen aber an dem einen den Kopf eines Widders, und an dem andern einen Krokodilkopf. In der Barke ſelbſt ſind Figuren, die Schmerz oder Ehrfurcht ausdrücken.

3) In einem der obern Gemächer des Sekos enthält die Mauer ſechs Abtheilungen. In der erſten iſt eine Figur im Todeskampfe, die zwei Frauen mit ausgeſtreckten Armen neben ſich hat, die eine zu den Füßen, und die andere zum Haupte. In der zweiten umwickeln zwei Frauen dieſelbe Figur des nun Verſtorbenen mit Binden, um eine Mumie daraus zu machen. Hierauf tragen vier Männer den Leichnam auf einer Trage fort. In der

vierten Abtheilung ſtreckt ein Prieſter den Leichnam aus. In der fünften liegt er in einem Sarge. In der ſechsten iſt er noch liegend abgebildet mit einem Hundskopf und einer Mitra; zum Kopfe und zu den Füßen ſind zwei Figuren, auch mit Hundsköpfen, in der Stellung der Anbetung. An der entgegengeſetzten Mauer deſſelben Gemaches iſt die Mumie in einem Denkmal aufgeſtellt, das dem in dem untern Gemache ähnlich iſt, und man trägt es in eine Barke. Es läßt ſich nun die Frage aufwerfen, ob dieſe Bildhauereien nicht den geheimnißvollen Tod des Oſiris vorſtellen, die Ceremonie ſeinen Körper einzubalſamiren, ihn an das, der Inſel Philaé gegenüber liegende Ufer zu tragen, ihn von dort zu Waſſer in die Inſel ſelbſt zu bringen, um da begraben zu werden, daſelbſt endlich ſeine Mumie im Heiligthume (Adytum) zu verwahren, und ſie in dem dortigen Monumente von Granit zu verſchließen. Es iſt merkwürdig, daß in dieſem Tempel die Bildhauereien häufig zwei Perſonen vorſtellen, die beide durch gleiche Kennzeichen und Sinnbilder des Oſiris bezeichnet ſind, und zwei andere, welche die der Iſis an ſich tragen. Aber in beiden Fällen iſt immer eine dieſer Perſonen älter als die andere, und ſcheint die höhere Gottheit zu ſeyn. Soll dies einen Sohn bezeichnen, der ſeinem Vater in der Herrſchaft nachgefolgt iſt, oder daß Aegypten ſeine religiöſen Myſterien von Aethiopien aus erhalten hat, und daß der ägyptiſche Oſiris dem Aethiopiſchen untergeordnet iſt? Dies iſt unmöglich zu entſcheiden. Aber es iſt erlaubt zu bemerken, daß man auf dieſer Inſel die Vermiſchung zweier Raſſen bemerkt,

und ſie ſehr leicht von einander unterſcheiden kann. Nicht ſelten findet man in gewiſſen Dörfern Familien, deren Farbe von der aller Andern durchaus verſchieden iſt; einige haben die Schwärze des Erdpechs, andere ſind nur von der Sonne gebräunt, ſo daß beide Raſſen ſehr verſchiedene Kennzeichen an ſich tragen. Daſſelbe bemerkt man an den Hieroglyphen, wo ſich ein auffallender Unterſchied zwiſchen den ſchwarzen und weißen findet, und wo die erſteren ſehr oft den anderen die Symbole der Göttlichkeit und der Herrſchaft übertragen.

An verſchiedenen Orten dieſes Tempels ſieht man Griechiſche Inſchriften eingegraben, ſo wie auch einige Lateiniſche, und mehrere in Syriſcher, Armeniſcher und Cophtiſcher Sprache. (Der Verfaſſer führt diejenigen Griechiſchen an, die am wenigſten beſchädigt ſind.)

Es giebt auch mehrere Inſchriften in Buchſtaben von ſpäterem Datum, über denen ein Griechiſches Kreuz ſteht, und in allen dieſen findet man auf Griechiſch angemerkt: unter dem Biſchof Theodor. Die Mauern bieten verſchiedene andere Beweiſe dar, daß, zu den Zeiten der erſten Niederlaſſung des Chriſtenthums, dieſer Tempel würdig zu ſeyn ſchien, dem Dienſte des wahren Gottes geweiht zu werden, und daß die Bilder der heidniſchen Gottheiten oft mit elenden Kruſten von Gyps überzogen wurden, die beſtimmt waren, die Jungfrau Maria und verſchiedene Heilige des Römiſchen Kalenders darzuſtellen.

Auf unſerer Rückreiſe nach Es-Souan verweilten wir einige Zeit, um eine ſonderbare Abbildung zu unterſuchen, die ſich auf einem einzeln ſtehenden Granitblocke befand. Es ſtellte einen Mann vor, der den Arm aufgehoben hat, um einen Andern, der zu ſeinen Füßen liegt und um Gnade fleht, mit einer Keule oder einem Säbel zu erſchlagen. Beide Geſtalten ſind charakteriſtiſch von einer Meiſterhand dargeſtellt, ob es gleich nur eine leichte Skizze auf dem Felſen gehauen iſt. Man findet darin das Lebendige und die Kraft, die man in den ſchönſten Werken des Alterthums bewundert. Dieſes Werk iſt ganz in dem Styl der kühnſten Umriſſe, die wir auf Etruriſchen Vaſen zuweilen finden. In einiger Entfernung iſt eine weibliche Figur auf den Knieen mit ausgeſtreckten Armen, und fleht den mit aufgehobenem Arme an, ſein Opfer zu verſchonen; in allen ihren Zügen iſt Angſt und Verzweiflung ausgedrückt. Dieſe Gruppe iſt überaus ſchön, und ſtellt vielleicht einen bekannten Zug aus der alten Geſchichte Aegyptens dar.

Dieſe Abbildung und andere ähnliche, die man in großer Anzahl in der Gegend von Syéne findet, reichen hin, um die Aegyptiſchen Künſtler von dem Vorwurfe frei zu ſprechen, als wenn ihre Manier zu arbeiten ſchwerfällig ſey, und es ihnen an Genie fehle. So oft es ihnen erlaubt war, den Zwang abzuſchütteln, den die Prieſter ihnen auferlegten, und von den Formen und Verhältniſſen abzuweichen, die ihre Mythologie ihnen vorſchrieb, ſo verſtanden ſie ſehr wohl die Anmuth der Behandlung, kannten die Kennzeichen des wahren Schönen,

und konnten ſich bis zu den erhabenſten Ideen erheben.

Der Inſel Philaë gegen über, am öſtlichen Ufer finden ſich viele Gräber von Mumien in einer Reihe; viele davon waren nicht eingeſargt, ſondern lagen bloß auf dem Rücken. Die Gräber waren von verſchiedener Tiefe, einige nur von zwei Fuß, und gerade nur ſo groß, um den Mann oder das Kind, das darin lag, faſſen zu können. In den größern und tiefern Gräbern lagen die Körper in horizontalen Schichten von zwei, drei, vier oder fünf Mumien. In einem dieſer Gräber ſahen wir die Mumie eines Kindes in den Armen der Mumie einer Frau. Die Ungeſchicklichkeit der Araber, die dieſe Gräber für uns aufgruben, war Schuld, daß wir keine einzige Mumie ganz erhalten konnten; auch zerbrechen ſie ſie mit Fleiß, in der Hoffnung einige Stükken Geld darin zu finden. Das baumwollene Zeuch, womit die Mumien umwickelt ſind, und das manche davon nach unſerer eigenen Zählung ſechsundvierzigfach über einander trugen, glich vollkommen dem Zeuche, das die gegenwärtigen Einwohner des Landes noch tragen, und das in Nubien verfertigt wird, wo man es unter dem Namen Zabouk kennt. In Es Souan nennt man es Gibbé. An einigen dieſer Mumien ſind die Haare, das Fleiſch und die Nägel vollkommen erhalten, obgleich man nur ſehr wenig Bergharz, oder Erdpech dazu verwendet hat. Die Schädel, die wir in dieſen Gräbern fanden, ſind ſehr ſchmal, wie die der Nubier, die dieſes Land bewohnen.

Nach der ſinnreichen Hypotheſe des Profeſſor Blumenbach iſt dies der entſcheidende Charakter der Nubiſchen und Aegyptiſchen Geſichtsbildung. Vielleicht war der Ort, wo wir dieſe Mumien fanden, der Begräbnißort der Einwohner von Philae, ſo wie Rheneá es von der Inſel Delos iſt. In beiden Inſeln hat wahrſcheinlich ein Gebrauch, der von dem engen Umfang des Bodens herkam, nach und nach einen religiöſen Charakter angenommen.

Die Einwohner der um Philae herumliegenden Orte, fahren von einer Inſel zur andern auf dem Stamme eines Palmbaums oder Dommos, auf welchem ſie reitlings, oder mit über einander geſchlagenen Beinen ſitzen. So ſitzend, und ihre Kleider über den Kopf geſchlagen, fahren ſie ſehr ſchnell, indem ſie die Hände als Ruder gebrauchen. Um Gepäck überzuſetzen, bedienen ſie ſich der Flöſſen, die von demſelben Holze gemacht ſind.

(Indem der Verfaſſer von den, zwiſchen Es Souan und Theben gefundenen Alterthümern Rechenſchaft giebt, führt er eine Griechiſche Inſchrift an, die man auf der Corniſche über der Thüre, die zu einem der heiligen Gemächer eines Tempels von Ombos führt, lieſ't. Dieſe Inſchrift iſt mit großen Anfangsbuchſtaben geſchrieben, und hat nur eine kleine Lücke, die ſich leicht ergänzen läßt. Wir geben hier die Ueberſetzung davon, und führen dann die Bemerkungen an, die unſere gelehrte Reiſende darüber anſtellen.

„Unter der Regierung des Königs Ptolemäus und der Königin Cleopatra beide Philometors, und

ihrer Kinder, hat die Infanterie und die Reuterei und anderes Militär des nomos ombitos zum Zeichen der Dankbarkeit, dieſen Sekos dem Apollo Aroëris, groſsen Gott, und andern Göttern des Tempels. — —“

Dieſe intereſſante Inſchrift, die ihr erhaltener Zuſtand an ſich denkwürdig und zur Erleichterung des Verſtändniſſes mehrerer andern Inſchriften nützlich macht, iſt eine von denen, die zuerſt unter uns den Gedanken erweckten, es möchten wohl mehrere Aegyptiſche Tempel von den Ptolemäern erbaut worden ſeyn. Dieſe Könige begünſtigten die Künſte durch ihre Freigebigkeit, ſie hatten über ein reiches und mächtiges Reich zu gebieten, und einer von ihnen machte es ſich zur Pflicht am Ende eines glänzenden Feldzugs eine Menge von Statüen von Göttern und Göttinnen, welche die ſiegreichen Perſer aus den Aegyptiſchen Tempeln geraubt hatten, aus Syrien nach Aegypten zurück zu bringen. Auch iſt es bekannt, daß dieſe Fürſten ſich lange Zeit der Religion ihrer Unterthanen ſehr zugethan zeigten. Zwar läßt ſich nicht zweifeln, daß mehrere dieſer Denkmäler von einer weit früheren Zeit herrühren, als die Eroberungen Alexanders. Der Himmel ſelbſt bezeugt ihr Alterthum, und der Sonnenlauf, der in ihnen aufgezeichnet iſt, beweiſ't, daß ihre Erbauer wiſſenſchaftliche Einſichten mit Kunſtfertigkeit verbanden. Aber auf der andern Seite hieß es gegen alle Wahrſcheinlichkeit und gegen das beſtimmte Zeugniß der Geſchichte verſtoßen, wenn man annehmen wollte, die Baukunſt, die edelſte der Künſte, ſey gänzlich vernachläſſigt worden zu

einer Zeit, wo Aegypten eine Menge von Griechen gaſtfrei aufnahm, die in ihrem Lande an den Anblick der größten Meiſterwerke gewöhnt waren, und wo die Zunahme an Wohlſtand, Bevölkerung und Landeigenthum alle Unternehmungen erleichterten.

Gegen den nordweſtlichen Winkel der Mauer, neben einem Abhange, der nach dem Fluſſe zugeht, ſteht ein kleiner Tempel der Iſis. Die Kapitäler in dieſem Gebäude ſind von viereckter Form, und auf jeder der vier Seiten iſt das Geſicht der Göttin von vorn abgebildet. Die Bildhauerarbeit iſt ſehr reichlich an den Mauern angebracht, und hat noch immer, nach mehr als 2000 Jahren, allen Glanz ihrer erſten Farbe.

Die Göttin, der dieſer Tempel gewidmet iſt, findet man an der ſcheinbarſten Stelle der innern Mauer auf einem Throne abgebildet, der auf einem Lotosblatte ruht. Prieſter, auch mit Lotos gekrönt, reichen ihr verſchiedene Gaben dar. Die Corniſche des großen Tempels hatte, als ſie ganz war, eine Höhe von 49 Fuß über dem Boden, die Säulen waren dreißig Fuß hoch, und hatten nach unten zu zwanzig Fuß im Umfange. Dies ſind die gewöhnlichen Verhältniſſe an Aegyptiſchen Gebäuden, in welchen die Höhe der Säulen in der Regel acht bis neun halbe Durchmeſſer hält. Die Faſſade des Porticus, iſt 83 Fuß lang, und die Tiefe des ganzen Gebäudes hält 120 Fuß. Einige Hieroglyphen dieſes intereſſanten Denkmals dienen zur Erklärung der Gottheiten, welche man in dieſen Mauern verehrte, nämlich, das Crocodil und die Sonne, oder

genauer zu ſprechen, die Sonne unter dem geheimnißvollen Sinnbild des Crocodils und des Käfers. Dieſer letztere mit einer Kugel oder einem Zirkel, den er zwiſchen ſeinen Füßen hält, findet ſich an den ſcheinbarſten Orten des Gebäudes oft abgebildet. Das Crocodil iſt gewöhnlich auf einem Altar oder einer Tafel liegend, abgebildet, und von Anbetenden umringt, die ihm Gelübde und Gaben darbringen. Oſiris hat übrigens oft einen Crocodilskopf.

Indeß ſahen wir nie dies Thier mit Zierathen behängt, mit goldenen Halsbändern oder künſtlich gearbeiteten Steinen, noch mit Armbändern an den Vorderfüßen, wie Herodot es beſchreibt. Es iſt bekannt, daß die alten Ombiten ſich vor den andern Aegyptiern durch die Ehrfurcht auszeichneten, die ſie für das Crocodil hegten. Es iſt vielleicht unnütz, nach der Urſache einer Verehrung zu forſchen, die ſo weit entfernt iſt von der Empfindung, die dieſes häßliche Thier gewöhnlich erzeugt; da aber Aegypten ſo lange Zeit ein Tummelplatz für Hypotheſen und Vermuthungen aller Art geweſen iſt, ſo mag auch hier eine ſtehen, die auf einigen Localumſtänden beruht, und dieſe Thatſache begreiflicher machen kann. Das Land um Ombos herum, von beiden Seiten des Nils, iſt niedrig und ſumpfig; der Fluß theilt ſich daſelbſt in zwei weit entlegene Arme, welche die Inſel Monſonrié einſchließen, und wovon Jeder außerdem eine Anzahl niedriger Inſeln hat, die zum Theil angebauet ſind, zum Theil nur nackten Sand enthalten. Dies iſt gerade, was die Crocodile lieben, ſie bleiben

nicht gern lange im Waſſer, ſondern liegen gern an der Sonne ausgeſtreckt auf dem Sande, und ſind übrigens furchtſamer Art. Die Felſen von Hadjar Silcily, die unterhalb, und die Waſſerfälle, die oberhalb ſind, tragen auch dazu bei, ſie an dieſen Ort hinzuziehen. Die Ombiten, die dieſe Thiere ſich ſehr ſchnell vermehren ſahen, und es für unmöglich hielten, ſie auszurotten, konnten es daher für rathſam halten, ſie durch Sanftmuth zu gewinnen, und von der Verfolgung der Menſchen dadurch abzubringen, daß ſie ihnen beſtändig auf den wüſten Inſeln und in den benachbarten Moräſten Nahrung hinlegten. Man ſagt übrigens, daß ſie Niemand angriffen, wenn der Hunger ſie nicht plage, und ſie nicht gereizt würden. Um ſie nun vor den Angriffen des Volks ſicher zu ſtellen, kamen die Prieſter vermuthlich auf den Einfall, ſie für Weſen höherer Art auszugeben, die würdig wären, verehrt zu werden, oder gegen die man wenigſtens ſich dafür dankbar erweiſen müſſe, daß ſie ihre gewaltige Stärke nicht mißbrauchten.

Es könnte auch ſeyn, daß die Aegyptier das Crocodil als ein Sinnbild des Urhebers alles Uebels angeſehen hätten. Wie dem auch ſey, ſo iſt es wahr, daß ſie ihm, nachdem ſie es bei ſeinem Leben angebetet, noch die letzte Ehre dadurch erwieſen, daß ſie ihre Körper einbalſamirten, und dieſe Mumien in beſonders dazu beſtimmten Katakomben verwahrten. Eine dieſer Katakomben ſieht man ungefähr eine Meile von Ombos. Der Eingang dazu iſt ſehr niedrig, und befindet ſich an der Seite einer erhöhten Sandbank, die das Ufer

des Fluſſes einſchließt. Die Eingebornen, welche uns auf dieſe Katakombe aufmerkſam machten, ſagten, daß ſie weit unter der Erde fortgienge, und brachten uns daraus Schädel, Kinnbacken, Wirbelbeine, und Schwänze von Crocodilen, woran man noch das Erdharz ſah, das ſie erhalten ſollte, und die baumwollenen Zeuche, womit man ſie eingewickelt hatte.

Unmittelbar unter dem kleinen Tempel der Iſis, und nahe an der Oberfläche des Waſſers, bemerkten wir, auf der Seite des Hügels, zwei unterirdiſche, lange und ſchmale Galerien, ungefähr viertehalb Fuß breit, und zehn Fuß hoch, die im gemeinen Styl und ſtark gemauert waren. Es ſchien, als wenn ſie bis zum großen Tempel ſich erſtreckten. Vielleicht dienten ſie den Prieſtern zu verborgenen Gängen bei ihren geheimnißvollen Ceremonien; vielleicht (und dies iſt wahrſcheinlicher) waren dieſe Galerien dazu beſtimmt, die Crocodile bis in das Heiligthum (Adytum) des Tempels zu transportiren. Herodot ſcheint von unterirdiſchen Gängen ſolcher Art bei Gelegenheit derer des Labyrinths zu ſprechen, und führt an, ſie dienten zu Grabmälern für Crocodile und für die königlichen Stifter dieſes Gebäudes.

Das Merkwürdigſte, was man in Hadjar Silſili ſehen kann, iſt der Platz, woher man die Materialien zu den meiſten ägyptiſchen Tempeln genommen hat. Es ſind ungeheuere Aushöhlungen. Die erſte, die wir beſuchten, liegt am linken Ufer des Fluſſes. Sie iſt

250 Fuß lang, dreiſſig tief, und eben ſo viel Fuß hoch. Neben dieſem Steinbruche erblickt man einen kleinen, im Felſen ausgehöhlten Tempel, vermuthlich zum Gebrauche der Arbeiter. Wir ſetzten hierauf über den Fluß, um uns auf das öſtliche Ufer zu begeben, wo wir merkwürdigere Dinge ſahen. Man gelangt zum erſten Steinbruche, den wir von dieſer Seite des Fluſſes beſtiegen, durch einen, in den Felſen gehauenen Weg, der 134 Fuß lang und 13 breit iſt, und eine verticale Höhe von 81 Fuß hat. Er iſt von allen Seiten bis in die Höhe von achtzig bis hundert Fuß unzugangbar, außer von Süden, wo ein unmerklich ſich erhebender Aufgang bis zum Gipfel des Hügels führt. An den Winkeln des Wegs und an der entgegengeſetzten Mauer ſind Löcher, die offenbar angebracht ſind für die Seile, die beſtimmt waren, die Steinblöcke über den, ſich abwärts ſenkenden, Weg hinab bis an den Fluß gleiten zu laſſen. Hierauf beſuchten wir einen andern Steinbruch, der von dem eben beſchriebenen nordwärts liegt.

Der Weg, der dahin führt, geht mehr in einer Krümmung hinauf, und iſt 20 Fuß breit, und 320 lang. Der Umfang dieſes Steinbruchs bildet ein unregelmäßiges, langes Viereck, das 550 Fuß lang und 260 breit, und eben ſo hoch als die erſte Aushöhlung iſt. Ein dritter Steinbruch hat keinen regelmäßigen Eingang, wie die beiden erſten; er führte uns zu einem vierten, aus welchem wir herauskamen, indem wir eine der Mauern erkletterten, und wir fanden daſelbſt in den Felſen gehauen den Entwurf eines ſehr großen

Sphynx in Sandſtein, der in Anſehung der Form und der Verzierungen dem Sphynx ähnlich war, den man bei den Pyramiden ſieht, und der ſiebzehn Fuß lang, ſieben hoch und fünf breit iſt. Am Eingange eines fünften Steinbruchs ſieht man Entwürfe von zwei Sphynxen von coloſſaliſcher Größe, gleich denen, die am Eingange des Tempels von Theben ſtehen. Ganz nahe bei einem dieſer Entwürfe, ſahen wir mit Erſtaunen einen ungeheuern Steinblock, an Umfang gleich einem Würfel von achtzehn Fuß jede Seite, geſtützt auf eine kleine Säule von drei Fuß im Durchmeſſer, von einer weißen und weichen Erde. Es ſcheint, als wenn die Aegyptier ihre Eitelkeit darein geſetzt hätten, ſo ungeheure Maſſen in einer ſeltſamen Lage aufzuſtellen, um die Bewunderung der Nachwelt zu erregen, wenn ſie beinahe auf jedem Schritte und unter allen Formen Denkmäler von einer kühnen Ausführung erblickt, die den Gebrauch ſehr großer mechaniſcher Kräfte voraus=ſetzen. Noch jetzt ſieht man hier mehrere ausgehauene Blöcke, die halb geendigte Reihen von Hieroglyphen enthalten, oder unvollendete Verzierungen der Architektur, und beſtimmt waren zu Geſimſen, Corniſchen, kleinen Propyläen u. ſ. w. Was man hier von unausgeführten, einzelnen Arbeiten ſieht, erregt große Zweifel gegen die allgemein angenommene Behauptung, daß die Aegyptier zuerſt ihre Gebäude in großen, unbearbeiteten Maſſen aufführten, und dann erſt an dem Gemäuer ſelbſt die verſchiedenen Verzierungen der Sculptur ausarbeiteten, womit das Gebäude verſchönert werden ſollte.

In einiger Entfernung von den Steinbrüchen fanden wir eine ungeheuere Höhle, deren Dunkelheit und weiter Umfang mehr Eindruck auf uns machten, als Alles was wir eben geſehen hatten. Die Faſſade der Höhle iſt unregelmäßig, und das Dach, das ſie deckt, iſt eine ziemliche Strecke hindurch ſchwebend ohne Halt aufgeſtellt, dann aber ruht es auf viereckten Pilaſtern von zwölf Fuß im Durchmeſſer und zwanzig Fuß Höhe. Die erſte Kammer dieſer Höhle iſt 300 Fuß lang und 100 breit, ſie ſtößt an eine andere Kammer ungefähr von gleichem Umfang, und ein wenig weiter nach Nordoſt ſind noch drei andere Kammern. An dieſer Stelle hört der Berg plötzlich auf und verliert ſich in eine weite, offene Ebene, die durch den Fluß, und öſtlich durch eine Kette von Hügeln begränzt iſt. Da wir uns wieder an das Ufer des Fluſſes zurück begaben, kamen wir an mehreren Gräbern von Mumien vorbei, die mit Sand verſchloſſen waren, auch bemerkten wir Grundmauern eines Aegyptiſchen Tempels, was auf eine ehemalige Stadt hindeutet, deren Name aber nicht leicht anzugeben wäre. Plinius iſt der einzige alte Autor, der eines Nomos zwiſchen denen von Ambos und Apollinopolis gedenkt. Er nennt dieſen Nomos Phatnites, und es wäre möglich, daß die Stadt, von der wir Spuren bemerkten, der Hauptort davon geweſen iſt.

Außer der Größe dieſer eben beſchriebenen Steinbrüche ſind ſie noch merkwürdig durch die an den Mauern angebrachte Abbildung der verſchiedenen Inſtrumente, womit man die Steine herausbrach, und durch

die mit Griechiſchen ſowohl, als Aegyptiſchen Buchſtaben geſchriebenen Inſchriften. Genaue Zeichnungen dieſer Inſtrumente, mit hiſtoriſchen Bemerkungen begleitet, würden vielleicht einiges Licht auf die Mittel werfen, welche die Aegyptier anwendeten, um die Steinblöcke vom Felſen zu ſondern, und ſie bis an den Fluß zu ſchaffen, ſie künſtlich zu bearbeiten, Figuren hinein zu graben, und ſie endlich an dem Platze zu befeſtigen, den ſie in einem Tempel oder einer Pyramide einnehmen ſollten. Die Inſchriften haben insoweit Intereſſe, daß ſie uns den Antheil beweiſen, den Griechiſche Arbeiter an dieſen Werken genommen haben, weil wir daraus die Menge und Wichtigkeit der Denkmäler abnehmen können, welche wir den Nachfolgern Alexanders zu danken haben. Die meiſten dieſer Inſchriften enthalten nur die Namen einzelner Individuen und einen Ausdruck des Gehorſams und der Ehrfurcht für ihren Monarchen. *) Der Felſen, in dem dieſe Steinbrüche ausgehöhlt worden ſind, iſt ſehr gleichförmig, compact, von einem gekörnten Sandſteine, der einige Reſte von verſteinertem Holze enthält. Er iſt außerordentlich hart, da er einem trocknen Klima und einer heißen Sonne ausgeſetzt iſt, aber der Regen erweicht ihn ſehr ſchnell, und im Zuſtand der Feuchtigkeit iſt er leicht zu beſchädigen, wenn er etwas hart angefaßt wird. Das Aeuſſere der von dieſem Steine erbaueten Tempel behält eine ſehr helle und friſche Sandfarbe, aber die Mauern der innern Gemächer ſind ſchwärzlich von den Dünſten der eingeſchloſſenen Luft und durch die Einwirkung des

*) Proskunema Ptolomaiou.

Salpeters, mit dem dieſe Luft geſchwängert iſt. *) In dieſen Gemächern löſt ſich die Oberfläche des Steins leicht in dünnen Blättern oder kleinen Brocken ab.

Eleithias.

Wir näherten uns den Ruinen dieſer Stadt mit dem Intereſſe, das die Erzählung der ſeltſamſten Erſcheinungen erregt. Die kurze Beſchreibung der Alterthümer von Eleithias, die in der Décade Aegyptienne herausgekommen iſt, verſprach uns ein weites Feld zu Unterſuchungen, und einen reichen Wechſel der Gegenſtände, von den erhabenen Tempeln an bis zu den häuslichen Beſchäftigungen der Urheber aller dieſer Wunderwerke.

Die Mauern der ehemaligen Stadt fangen einige Metren vom rechten Ufer des Fluſſes an, und ſchließen ungefähr in der Form eines rectangulum einen Raum ein von etwa 1800 Fuß Länge und 1600 Fuß Breite. In dem Verhältniſſe, wie die Bevölkerung abgenommen hat, zog ſie ſich in einen engern Umkreis zurück, und der übrige Platz wurde zum Anbau verwendet, mit Ausnahme der Plätze, wo Tempel und andere Gebäude oder öffentliche Denkmäler ſtanden, deren Ruinen nicht beträchtlich ſind.

*) Dieſes Anſchießen des Salpeters nennt Herodot almé epanthéousa, und ſagt, daß zu ſeiner Zeit die Pyramiden ſichtbare Spuren davon trügen. Er führt dieſe Erſcheinung nebſt andern als einen Beweis an, daß ganz Aegypten einſt vom Meer bedeckt war. Herodot. Lib. II. 12.

Ungefähr zwölfhundert Fuß ſüd = ſüdweſtlich von der Stadt ſind die Gräber der ehemaligen Einwohner. Sie ſind in einem abgeſonderten und ſehr ſteilen Hügel ausgehöhlt worden, und von demſelben Sandſteine, wie die übrigen. Die größten dieſer Grabmäler, haben nebenan Grotten, gleichſam als Vorzimmer, deren Wände mit Malereien bedeckt ſind, die keinen andern Schaden erlitten haben, als den ihnen von übelgeſinnten, muthwilligen Menſchen aus der Nachbarſchaft zugefügt worden iſt. Dieſe Gemälde ſind bisweilen auf der Fläche der bloßen Wand abgebildet, andere aber (und dieß ſind die ſchätzbarſten) ſind dazu beſtimmt, die verſchiedenen Bildhauerarbeiten, die in Bas-Relief gearbeitet ſind, zu heben. In der erſten und größten dieſer Grotten, die wir beſuchten, ſahen wir mit beſonderem Vergnügen die vorzüglichſten häuslichen Beſchäftigungen der alten Aegyptier, auf dieſe Weiſe an dem Gemäuer abgebildet. An dem einen Ende, dem Eingange gegenüber, waren drei ſitzende Figuren, ein Mann zwiſchen zwei Weibern, wovon jede einen Arm um ſeinen Hals geſchlungen hatte. Dies mochte wohl die Abbildung eines begüterten Mannes ſeyen, deſſen Erben ſein Andenken durch dies Gemälde ſeines Wohlſtandes und bequemen Lebens zu ehren glaubten. Da aber die Aegyptier das letzte Ziel dieſes irdiſchen Lebens nie aus den Augen verloren, ſo iſt auch hier die letzte Scene ein Leichenbegängniß.

Eine der Wände enthält die Abbildung eines Feſtes, wobei der Herr und die Frau vom Hauſe den

Vorſitz haben, und beide auf demſelben reich verzierten Sitze ruhen. Ihr Lieblingsaffe iſt zu ihren Füßen, und ſchmauſet an einem Korbe voll Weintrauben. *) Ein Diener, der eine Leopardenhaut als Livrée trägt, ſcheint beſchäftigt zu ſeyn, die Gäſte hereinzuführen, die nach dem Geſchlechte abgeſondert von einander ſitzen, und die Lotos in der Hand haben. Einigen dieſer Gäſte reichen die Diener Gefäße und Schüſſeln, nach der noch jetzt in mehreren Ländern des Orients üblichen Sitte. Man weiß übrigens aus dem Athenäus, daß die Aegyptier dieſen Gebrauch bei gewiſſen Gelegenheiten hatten. Der Lotos ſoll vielleicht anzeigen, daß ſie verſammelt ſind, eine Mahlzeit zu halten, (da der Lotos bei den Aegyptiern ein gewöhnliches Nahrungsmittel war) wahrſcheinlicher aber wird hier die alte, noch jetzt bei den Morgenländern übliche, Sitte vorgeſtellt, jedem Gaſte vor der Mahlzeit einen Blumenſtrauß zu überreichen. In Aegypten mußte der Lotos allgemein beliebt ſeyn, denn auf dem Gemälde, wovon wir reden, hat jede Frau ihren Kopf mit einem Lotosſtängel umkränzt. Die alten Griechen gaben bei ſolchen Gelegenheiten ihren Gäſten einen Myrtenzweig. Ihre Nachkommen haben dieſen Gebrauch beibehalten, ſetzten aber im Sommer an die Stelle der Myrte jede andere Blume ohne Unterſchied. Auf unſerm Gemälde ſieht man hinter den Gäſten gedeckte Tiſche mit allen Sorten von Fleiſch; einige Diener zerlegen ganze Schöpſe, andere tragen Schüſſeln. Das Gaſtmal wird durch

*) Die Aegyptier gaben, nach Herodot, gern Thieren Zutritt zu ihren Mahlzeiten.

Muſik und Tanz erheitert; ein Weib ſpielt die Harfe, eine andere die Doppelflöte, drei andere führen einen Tanz auf, nach Art der Tänzerinnen von Cairo, die unter dem Namen Almés bekannt ſind; eine kleine Figur tanzt allein, und hält in jeder Hand einen Degen. Im Hintergrunde des Gemäldes ſind ſechs andere weibliche Figuren, die ſich den Gäſten nähern, und wovon jede ein Siſtrum (eine Art von Klapper) in der rechten Hand hält. Es iſt ſchwer zu ſagen, ob dies Sterbliche ſeyn ſollen, die kommen, um die Freude des Feſtes zu vermehren, oder Weſen der Einbildung, die den Beſchauer des Gemäldes errinnern ſollen, dieſe Fröhlichkeit ſey nicht der Zweck des menſchlichen Lebens. Man kann ſelbſt aus dem Gebrauche dieſes Inſtrumentes, das der Göttin der Rache gewöhnlich zugegeben war, muthmaßen, daß hier ein Nemeſiſches Feſt gehalten wird, das die Alten zu Ehren der Nemeſis feierten, von der man glaubte, ſie beſchütze den Leichnam und das Andenken des Verſtorbenen, vor jeder Schmach.

Auf einem andern Gemälde ſieht man den Herrn begleitet von ſeinen Dienern, von denen Einige ſeinen Seſſel, ſeinen Waſſerkrug und ſeine Fußdecke tragen, wie er zu Fuß ausgeht, um nach ſeinen Arbeitern zu ſehen. Hier hat der Künſtler in einer Reihe von Abbildungen die Art gezeigt, wie man mit der Hacke und mit dem Pfluge arbeitete, wie man ſäete, das Getraide ärndtete, und die übrigen ländlichen Arbeiten verrichtete. Andere Abtheilungen ſtellen den Meierhof vor, mit allen Arten von Vieh. Hierauf kommt die Weinleſe, und die Art den Wein zu machen,

dann wird gezeigt, wie man Fiſche und Waſſervögel fängt und einſalzt. Dem Herrn und ſeinen Freunden werden Früchte überreicht. Alles endigt ſich mit Gaben, die den Göttern dargebracht werden. Coſtaz hat dieſes merkwürdige Gemälde ſchon beſchrieben in dem dritten Band der Décade Egyptienne, ich berühre alſo nur diejenigen Gegenſtände, die er übergangen hat, oder worüber er im Irrthum war.

In Aegypten fehlte es keineswegs an Händen, um die Feldarbeit zu beſorgen, auch erblicken wir in dieſen Gemälden die Menſchen auf alle erdenkliche Weiſe beſchäftigt, die Erde zu bearbeiten. Einige ſieht man an einem Pflug angeſpannt, Andere gehen vor ihnen mit der Hacke her. Dieſes Inſtrument, ſo plump und ſchwierig es zu handhaben war, erhält für uns ein beſonderes Intereſſe durch ſeine vollkommene Aehnlichkeit mit der Figur, die nach Kircher, den guten Genius vorſtellte. Dies iſt ein Symbol, das in der hieroglyphiſchen Schrift häufig vorkommt. Die am Pflug angeſpannten und dem Joch unterworfenen Männer ziehen ihn mit den Händen, die ſie über die Schulter zurückwerfen. Die Ochſen ziehen mit den Hörnern, an welche ein Querholz befeſtigt iſt. Von dieſem hängt ein Strick herab, der mit dem vordern Theil des Pfluges verbunden iſt. Da ſogleich nach der Arbeit des Pfluges und der Hacke die Frucht geſäet, und dann die Erde mit der Walze geebnet wird, ſo hat man Urſache zu glauben, daß man damals die Felder nur einmal beſtellte, wie dies noch heut zu Tage in mehreren Theilen Aegyptens

geſchieht. Herodot ſagt zwar, es ſey in dieſem Lande gar nicht nothwendig, die Felder zu bearbeiten, ehe man ſie beſäet; aber dieſer Geſchichtſchreiber ſcheint hierbei das Land zwiſchen dem See Möris und der Küſte beſonders vor Augen gehabt zu haben. Coſtaz hat bemerkt, es ſey auf dieſem Gemälde eine Feldarbeit ausgelaſſen worden, nämlich das Wäſſern der Ländereien, eine Arbeit, die gegenwärtig einen beträchtlichen Theil des Aegyptiſchen Feldbaues ausmacht. Er nimmt daher an, daß es daſelbſt einen Zeitpunkt gegeben haben müſſe, wo, durch eine geſchickte Einrichtung der Canäle und Vertheilung des Waſſers, der Bearbeiter des Feldes dieſer mühſamen Arbeit überhoben war. Aber in Unterägypten, wo der Boden ſo flach iſt, und wo daher die Ueberſchwemmungen häufiger ſind, ſcheint die Gewohnheit des Wäſſerns ſchon zur Zeit des Moſes etwas Altes geweſen zu ſeyn; denn dieſer ſagt zu den Iſraeliten: „Denn das Land, da Du hinkommſt, es einzunehmen, iſt nicht wie Aegyptenland, davon Ihr ausgezogen ſeyd, da Du Deinen Samen ſäen, und ſelbſt tränken mußteſt, wie einen Kohlgarten.“

Dieſer Ausdruck bezieht ſich ebenſowohl auf die Arbeit, mit welcher man das Rad, wodurch das Waſſer gehoben wird, mit Händen und Füßen dreht, als auf die Arbeit, wodurch man das Waſſer in die Felder vertheilt, vermittelſt kleiner Canäle, die ſie durchſchneiden und in regelmäßige Vierecke theilen; denn die Röhren, welche dieſe Canäle bilden, werden, wenn die Jahreszeit es erfordert, mit dem Fuße hin und her geleitet.

In der Abbildung der Aerndte ſuchte ich vergebens nach der desDoura, der die gewöhnliche Nahrung des heutigen Aegypten iſt, und der ſich ſo außerordentlich vervielfältigt, daß er allein hinreicht, die ſeltſamſten Erzählungen von der Fruchtbarkeit Aegyptens zu erklären. Ich habe oft dreihundert bis tauſend Körner in einer einzigen Doura-Aehre gezählt, und jeder Halm trägt gewöhnlich vier oder fünf Aehren voll Körner, die zur Nahrung dienen. Ich habe in dieſen Gemälden nur den Waizen und die Gerſte entdecken können, aber dieſe beiden waren verſchieden genug, um mich zu überzeugen, daß Coſtaz geirrt hatte, als er nur Gerſte darauf ſah, und daher folgert er mit Unrecht, daß der Waizen zu der Zeit, wo dies Gemälde verfertigt worden, in Aegypten nicht bekannt geweſen ſey. Die Männer ſchneiden die Halme, die jungen Knaben und Mädchen leſen ſie auf und thun ſie in kleine Körbe, die von den Frauen nach Hauſe getragen werden. In einem Winkel des Feldes wacht ein Arbeiter über die Waſſerkrüge, die den Durſt ſeiner Kameraden löſchen ſollen. Um das Waſſer kühl zu erhalten, fächert er es mit einem großen Dommosblatte. Das Ausſtampfen der Frucht geſchieht von fünf Ochſen, denen das Maul nicht verbunden iſt, ein barmherziger Gebrauch, worauf Moſes anſpielt, da er die Wohlthätigkeit empfiehlt, der aber unter der Herrſchaft des Koran und des Evangeliums mehr vernachläſſigt wird, als er es unter den geheimnißvollen Einrichtungen des Hermes war. Das Korn wird hierauf geſichtet, indem es durch hohle Kürbisflaſchen auf den Boden fällt. Ein Beamter ſchreibt den Ertrag der

Aerndte auf, ſo wie ſie in die Kornkammer getragen wird, und ehe man die Kornſäcke oder das ſchon gebackne Brod auf Nilkähne ladet, ſieht man, daß ſie erſt regelmäßig gewogen werden. Das Gewicht, das in die entgegengeſetzte Schaale der Waage gelegt wird, hat die Geſtalt eines Hammels *). Dies brachte Coſtaz auf die irrige Idee, man verkaufe lebendige Thiere nach dem Gewicht, und die in die eine Schaale gelegten Brode wären ringförmige Gewichte.

Auf einer andern Abtheilung des Gemäldes ſieht man eine Flachsärndte. Das ganze Verfahren, wie man den Flachs bei der Wurzel ausreißt, ihn in kleinen Bündeln wegträgt, und ihn dann kämmt, iſt mit Sachkenntniß dargeſtellt. Es iſt nicht unnütz, zu bemerken, daß die Farbe der Männer immer roth, und die der Weiber gelb iſt. Weder die Einen noch die Andern haben in der Phyſiognomie etwas Aehnliches mit den Negern. Die Arbeiter tragen eine Art von kleiner Mütze, und kurze, knappe Unterhoſen. Sie haben wenig oder keine Haare. Diejenigen hingegen, welche die Aufſicht über ſie zu haben ſcheinen, haben ſtarke Seitenhaare, wie die Nubier und Berberis, die über den Waſſerfällen wohnen. Alle dieſe Figuren ſind in der Regel vierzehn Zoll hoch **).

*) Es iſt eben ſo natürlich, den Gewichten urſprünglich die Geſtalt eines Hammels zu geben, als deſſen Figur auf Münzen zu ſchneiden.

**) Etwas mehr als dreizehn Franzöſiſche Zoll, oder genauer 355 Millimeter.

In Anſehung der Haus- und andern Thiere, haben wir nur in Betreff einer Heerde Schweine zu bemerken, daß man ſie nach einer gewiſſen Regel von ihrem Führer geordnet ſieht. Wahrſcheinlich hat der Maler hier den Gebrauch darſtellen wollen, von dem Herodot ſpricht *), nämlich die Schweine zum Eintreten des Bodens zu gebrauchen, um den Saamen tiefer in die Erde zu bringen, oder auch um den Boden nach einer Ueberſchwemmung zu brechen, und ihn von den Waſſerpflanzen zu befreien. Coſtaz läßt dieſe Auslegung nicht zu, und nimmt bloß an, daß dieſe Art, die Schweine zu führen, in der Gegend von Memphis vermuthlich üblich geweſen ſey. Da aber das Schwein bekanntlich den Aegyptiern zum Abſcheu war, und man ſie nur tödtete zu wenigen Opfern, z. B. bei den Feſten des Bacchus und der Luna, ſo iſt nicht wohl zu begreifen, warum der Maler eine Heerde dieſer verhaßten Thiere hier angebracht habe, wenn er nicht den Gebrauch, den man von ihnen bei der Feldarbeit machte, hat anzeigen wollen.

Die Zeichnenkunſt war in dem alten Aegypten nicht ſo vervollkommnet, um das verwickelte Detail der Schifffahrt uud des Verfahrens damit genau und verſtändlich

*) Herodot Lib. II. 14. Der Autor führt die Stelle an, und macht darüber unter andern folgende Bemerkung: „Die Behauptung des Herodot, die Aegyptier hätten den Gebrauch der Pflugſchaar nicht gekannt, wird durch die zu Eleithias und an andern Orten gefundenen Abbildungen hinlänglich widerlegt.“

darſtellen zu können. Was man hier unvollkommen abgebildet ſieht, zeigt uns hinlänglich, daß die Aegyptier große Fahrzeuge hatten, die mit Segel und Ruder fuhren. Eins dieſer Fahrzeuge, in Relief gearbeitet und mit am beſten erhalten, hat ſechszehn Ruder in Thätigkeit. Außerdem hatten ſie bequeme und geräumige Kammern oder Cajüten. Um das Manöver ihres einzigen, aber großen Segels zu erleichtern, bedienten ſie ſich eines über der Cajüte aufgeſtellten Rades; endlich hatte das Steuerruder die Form eines langen und breiten Ruders. Für kleine Reiſen hatten ſie kleinere Barken, die mit verſchiedenen Farben gemalt waren, wahrſcheinlich ſind dies die gemalten Kähne, (picti phaseli,) deren Virgil erwähnt, und in welchen, wie er ſagt, der Aegyptiſche Landmann um ſeinen Meierhof herumfährt. Ueber eine Menge von Streitfragen, in Betreff der Schifffahrt der alten Aegyptier, erhielten wir keine Aufklärung. Doch erkannten wir die Wahrheit der Behauptung Herodots, daß die Ringe und Pflöcke zu dem Manövriren inwendig befeſtigt ſind, und nicht von außen, wie es bei den andern Nationen üblich iſt.

Nahe an dieſer Abtheilung iſt die Weinleſe mit vielem Ausdruck der Geſtalten und Lebhaftigkeit der Farben abgebildet. Der Weinſtock iſt mit einigen leichten Pfählen geſtützt. Die geſammelten Trauben werden in einer Kelter von vier Männern ausgetreten, die ſich bei dieſer Arbeit an einem, am Dachbalken befeſtigten Strick, feſthalten. So wie der Saft herausgeht, gießt

man ihn in Krüge, die man auf dazu beſtimmte Schränke ſtellt.

Neben dieſem Gemälde iſt eine Vögeljagd mitten unter Lotospflanzungen. Der Künſtler hat gerade den Augenblick gewählt, wo einer der Männer' der die Vögel beobachten ſoll, ſeinen Gefährten das Zeichen giebt, die Netze ſeyen voll, worauf dieſe ſie ſchnell zuziehen. Hierauf werden mit dieſen wilden Gänſen, denn dies ſcheinen die abgebildeten Vögel zu ſeyn, verſchiedene Operationen nach einander vorgenommen. Man öffnet ſie, reinigt ſie, ſalzt ſie ein, und verſchließt ſie in Töpfe, worin man ſie alle nach einer Seite zu aufſchichtet. Ebenſo verfährt man mit den Fiſchen, die man in einer andern Abtheilung in einem großen Netze fangen ſieht. Im Hintergrunde iſt ein Fiſcher beſchäftigt, ein neues Netz zu machen, deſſen Ende er an ſeiner großen Zehe befeſtigt hat, denn ſelbſt die heutigen Aegyptier gebrauchen dieſe Zehe bei vielen Arbeiten anſtatt eines Inſtrumentes. Ein Anderer, etwas mehr auf der Seite, ſpinnt an einem auf der Erde ruhenden Spinnrocken.

Dies ſind die verſchiedenen ländlichen Beſchäftigungen der Diener eines großen Gutsbeſitzers, dem dieſer Ort zum Grabe diente. Dieſe Diener waren ohne Zweifel dem Gute zugehörig, (glebae adscripti.) Ich werde bald nachher den Zug des Leichenbegängniſſes beſchreiben, der dieſe ganze Scene des Lebens endigt, aber vorher noch einiger Gemälde und Bildhauerarbeiten anderer Art erwähnen, die ſich in den andern Grotten befinden.

In einer davon ſieht man einen runden Wagen mit zwei Männern, wovon der eine den Führer macht. Das Pferd wird durch einen Peitſchenſchlag in den ſchnellſten Galopp geſetzt. Die ganze Gruppe iſt mit Geiſt und Feuer ausgeführt. Ein anderer Wagen, worin eine Perſon ſitzt, ſieht aus wie eine Barke, die auf vier Räder gelegt iſt. Vielleicht war dies eine übliche Form, die wegen der Leichtigkeit ihrer Bauart es möglich machte, daß man ſich ihrer im Nothfall auf dem Waſſer und über dem Sande, ſo wie auf dem feſten Lande bedienen konnte. Vor dieſem Wagen gehen mehrere Perſonen her, die Vaſen, Fackeln, Bogen und Pfeile tragen. Vielleicht iſt es eine Abtheilung des Leichenbegängniſſes von demjenigen, der in demſelben Grabe als Sterbender abgebildet wird, umgeben von Weibern, die ihn beweinen, und ſich die Haare ausreißen. Hinter dieſer Scene ſieht man den todten Körper auf einer Art von Kaſten liegen, wie eine Mumie eingewickelt und gegen die Mauer gerichtet, während ein vorn ſtehender Mann beſchäftigt iſt, das Hirn des Todten durch die Naſe herauszunehmen, um den Körper zur Einbalſamirung geſchickt zu machen.

Der ſo abgebildete Todte muß ein großer Jäger geweſen ſeyn, denn auf einem andern Theile der Grotte ſieht man ihn vorgeſtellt mit Bogen und Pfeilen, wie er auf einen Strauß zielt, der mit zwei andern über die Gebirge flieht. Ein von ihm erlegter Bär liegt zu ſeinen Füßen, ein anderer Bär kämpft noch in einiger Entfernung gegen zwei ſehr große Hunde. Weiber

ſpielen auch hier, wie der Gebrauch es verlangt, auf der Harfe und tanzen zum Feſte, das in dieſer Grotte, ſo wie in allen übrigen abgebildet iſt.

Von dem Leichenbegängniſſe, das in der größten dieſer Begräbnißkammern dargeſtellt iſt, ſind folgende Hauptzüge zu bemerken. Der erſte Zug der Begleitung iſt bereits im Tempel angelangt, während der letzte ſich erſt in Bewegung ſetzt. Ich ſpreche zuerſt von der letzten Gruppe, die auf der obern Linie des Bildes ſteht. Vier Männer und zwei Ochſen ziehen eine Art von Schlitten in Form einer Barke, auf welchem ein Sarkophag in einer Art von Kaſten oder Tragbahre befindlich iſt, der Zug geht gegen ein Thor entweder eines Hauſes oder der Stadt. Der einbalſamirte Körper ruht in ſeinem Kaſten. Hinter ihm ſind drei Männer, runde Rollen in der Hand haltend, die wahrſcheinlich das Teſtament des Verſtorbenen, oder vielleicht das letzte Urtheil über ihn vorſtellen, von dem man annimmt, daß es in den Rollen von Papyrus enthalten ſey, die man bei Aegyptiſchen Mumien gefunden hat *). Der Sarg iſt umgeben von Weibern, welche die Hände vor Schmerz winden, von Männern, die Fackeln tragen, und von andern, die ihre Arme gegen den Himmel ausſtrecken. In der zweiten Linie ſieht man eine andere Barke oder einen andern Schlitten, von zwei Männern gezogen, auf welchem zwei Mumien aufrecht

*) Der Verfaſſer hat vierzehn ſolche Rollen aus Thebais mitgebracht, wovon nur vier in England angelangt ſind.

geſtellt ſind, nach dem Gebrauch der Aegyptier, bei ihren Ceremonien die einbalſamirten Körper ihrer Vorfahren zu zeigen. Außerhalb der Pferde ſind Männer und Knaben, die tanzen; es wird ein Käſtchen getragen, das vielleicht Gewürze und Gummi enthält, was im Augenblick des Eingrabens auf den Leichnam geworfen werden ſoll, oder auch die Bilder der niedern Gottheiten, die neben ihm hingeſtellt werden ſollten. Eine andere Barke, die durch am Hintertheil befeſtigte Ruder bewegt wird, faßt drei Figuren, wovon eine weibliche die Hände windet. Es iſt hierbei zu bemerken, daß, in den früheſten Zeiten, das zwiſchen Eleithias und der Kette von Felſen, die zu Gräbern dienen, gelegene Land periodiſchen Ueberſchwemmungen ſcheint ausgeſetzt geweſen zu ſeyn, und daß es ganz von Canälen durchſchnitten war. In einer andern Barke liegt ein Mann auf den Knieen, der einen Krug Waſſer und ein Becken einem Fuchs darreicht; dieſelbe Barke enthält ein kleines Gebäude, wo Pechfackeln angezündet ſind, und eine Frau auf den Knieen ein Kind in den Armen hält. Hierauf ziehen zwei bis drei Männer einen Schlitten, auf dem eine Art von Packet liegt, zwei andere gehen vor ihnen her, und tragen jeder einen Lotos in der Hand.

Im Anfang der vierten Linie des Gemäldes ſcheint der Körper, der nun über dem Waſſer iſt, im Sarkophag zu liegen, und nicht mehr darauf. Man trägt ihn mit dem Gewürz und den Hausgöttern (Penaten) auf einem Schlitten, in Form einer Barke, bis an das

Thor eines heiligen Gebäudes, wo ein Prieſter, mit einem Palmzweig in der Hand, ihn empfängt. Hinter dieſem Gebäude ſind mehrere Bäume, um die heiligen Haine vorzuſtellen, womit die Aegyptiſchen Tempel umgeben ſind. Dieſe heidniſche Sitte war eine von denen, die der Geſetzgeber der Iſraeliten ihnen ſtreng unterſagte, da ſie geeignet wäre, ſie vom wahren Gott abwendig zu machen. Im Innern des Tempels wird man zehn Niſchen gewahr, von denen drei offen ſind, und in jeder davon ſteht das Bild einer Gottheit, mit einem menſchlichen Leibe, und dem Kopfe, eines Thieres. In der folgenden Linie reichen Männer und Weiber der oberſten Gottheit dieſes Ortes Gaben dar. Dieſe Gaben beſtehen hauptſächlich in Blumen und in Früchten, worunter ſich vorzüglich Lotos unterſcheidet. Das Ganze ſchließt ſich mit einer großen Figur des Oſiris, mit einem Haken und einer Peitſche bewaffnet.

Rings um dieſe Bildnereien zu oberſt und unterſt der Mauer ſind regelmäßige Reihen von hieroglyphiſcher Schrift, die ihnen zur Einfaſſung und zum Karnieß dienen, und zugleich beſtimmt waren, die in dieſer Einfaſſung enthaltenen Abbildungen zu erklären. Unter dieſen Zeichen haben wir oft im Kleinen gewiſſe Gegenſtände copirt geſehen, die ſonſt im Großen abgebildet waren, z. B. Korngarben, das Segel eines Schiffs, Lotosblüten u. ſ. w., was anzuzeigen ſcheint, daß die hieroglyphiſchen Charakter unmittelbare Zeichen von Gegenſtänden und Gedanken waren, ſo gut als Worte und Buchſtaben. Sie ſind meiſtens ſehr wahl abgebildet und alle gemalt.

In Anſehung des Talents und der Geſchicklichkeit der Künſtler, die an der Erbauung dieſer Grotten gearbeitet, ſo wie beſonders derjenigen, welche die Bildhauereien und Malereien verfertigt haben, habe ich nur wenig zu ſagen. Im Ganzen genommen haben die Figuren bei weitem den Ausdruck und das Feuer derer nicht, womit die Tempel verziert ſind, und wirklich ließ dies ſchon das Süjet nicht zu. Um den Werth dieſer Werke richtig zu ſchätzen, müßte man die Fortſchritte kennen, welche die nachahmenden Künſte in Aegypten gemacht hatten. Die Künſtler daſelbſt ſcheinen die Regeln der Perſpective und das Verfahren damit nicht gekannt zu haben. Sie hatten, wie es ſcheint, keine Idee von der Wirkung, die ein richtiger Gebrauch des Helldunkels hervorbringt. Die Unwiſſenheit in dieſen beiden Theilen der Kunſt beſchränkte ſie darauf, bloße Umriſſe zu machen. Im Malen machten ſie keinen Gebrauch von den Mitteltinten; roth, gelb, blau, grün, ſchwarz und weiß wurden jedes für ſich aufgetragen, indem der Künſtler immer mit ſeinem Pinſel die Natur, die er vor ſich hatte, nachzuahmen ſuchte. So oft er daher ein Unterſcheidungszeichen zu erfinden genöthigt war, wozu ihm der Anblick des Gegenſtandes kein Muſter geben konnte, und was er nicht auszudrücken wußte, ſo nahm er zu einem bequemen Ausweg ſeine Zuflucht, und machte durchaus die Carnation oder Fleiſchfarbe der Männer dunkelroth, und die der Weiber gelb. Was aber die Zeichnung betrifft, ſo gaben dieſe Künſtler beinahe immer ein treffendes Bild von dem, was ſie ausdrücken wollten, und oft bemerkt man viel Einſicht in

der Art, wie ſie ihre Figuren und Drapperien, ſo wie die Pflanzen, Blumen und Früchte ordnen. In der Darſtellung der Thiere iſt es ihnen ſehr gelungen den Charakter jeder Gattung anzugeben, und überall, wo eine ſolche Abbildung nicht beſchädigt iſt, iſt es ſehr leicht ſie zu unterſcheiden.

Beſchreibung von Theben.

Der Tempel von Luxor bezeichnet nahezu die mittägliche Gränze der Mauern von Theben nach dem öſtlichen Ufer des Fluſſes zu. Dieſes herrliche Gebäude hat man bald einen Pallaſt, bald einen Tempel, und bald ein Mauſoleum genannt. Pococke hielt es für das Grab des Oſymandias, das Diodor beſchreibt, ob er gleich mit ſeiner gewöhnlichen Freimüthigkeit eine Menge von Widerſprüchen zugiebt, die er ſelbſt zwiſchen der Erzählung des Hiſtorikers und der Lage des Orts, der Eintheilung des Ganzen, und dem Anblick der einzelnen Theile gewahr wird. Ich muß hier gleich beim Eingange bemerken, was ich noch öfters zu wiederholen Anlaß finden werde, daß ich bei Beobachtung der Ruinen dieſer alten Stadt, deren Zerſtörung, nach dem eigenen Ausdruck Diodors, weit früher iſt, als die Erbauung der meiſten andern Städte, mich nicht habe enthalten können, dem Zeugniß des erwähnten Sicilianiſchen Antiquars zu widerſprechen, und ihm wenigſtens

Mangel an Genauigkeit Schuld zu geben. Ich kann nicht bezweifeln, daß derſelbe in ſeiner Beſchreibung des Grabes von Oſymandias, allen lügenhaften Erzählungen der Griechiſchen Reiſenden, deren er gedenkt, entweder blinden Glauben beimißt, oder ſelbſt mit Abſicht alle Wunder, die er von der Hauptſtadt Aegyptens geleſen oder gehört hat, auf dieſen einzigen Ort zuſammenhäuft. Wirklich ſchließt Theben kein Monument ein, auf welches man die Beſchreibung des Diodor ganz anwenden kann, und auf der andern Seite iſt nichts in dieſer Beſchreibung, was ſich nicht irgendwo in den Tempeln von Luxor, Carmack, Gournou, Medinet, Abou, oder in den Gräbern der Könige auf den Gebirgen wiederfindet,

Da der Tempel von Luxor, oder El Qhuſſr (die Ruinen), wie man ihn zuweilen nennt, am Ufer des Fluſſes liegt, wo er einen Winkel bildet, ſo hat man den Boden daſelbſt mit einer ſehr feſten Mauer geſtützt, von welcher ein ſtarker, wohl verkitteter Damm ausgeht von funfzig Metern in die Länge und ſieben in die Breite. Dieſer Damm bildete zugleich einen Haven für die Barken, die auf dem Fluſſe fuhren.

Wenn man ſich dieſem Tempel von der nördlichen Seite nähert, ſo iſt der erſte Gegenſtand, der ins Geſicht fällt, ein prächtiger Thurm oder Propyläus von 200 Fuß lang, deſſen Gipfel 57 Fuß über den Boden erhaben iſt. Vor dieſem Thurme ſtehen die beiden voll-

kommenſten Obeliſken, die in der Welt ſind, jeder von einen aus einem einzigen rothen Granitblocke aus den Steinbrüchen von Elephantine gemacht; ſie haben ſieben bis acht Fuß im Durchmeſſer, und ſind über achtzig Fuß hoch. Mehrere von den hieroglyphiſchen Figuren, mit denen ſie bedeckt ſind, haben eine Tiefe von 1½ Zoll, und ſind mit ſeltener Genauigkeit und Zartheit eingehauen. Zwiſchen dieſen Obeliſken und dem Propyläus ſtehen zwei coloſſale Statuen, gleichfalls von rothem Granit. Der Unterſchied in der Bekleidung dieſer Statuen läßt annehmen, daß die eine einen Mann, und die andere ein Weib vorſtellt. Beide ſind ungefähr von derſelben Größe. Obgleich beide bis an die Bruſt in Schutt vergraben ſind, ſo beträgt die Höhe von da bis an die Spitze ihrer Mitren doch noch ein oder zwei und zwanzig Fuß.

Aber bald wird die Aufmerkſamkeit des Reiſenden von dieſen ungeheuern Maſſen auf die Bildhauereien hingezogen, mit denen der öſtliche Flügel der nördlichen Seite des Propyläus bedeckt iſt. Man ſieht hier ein belebtes Gemälde, was irgend ein merkwürdiges Ereigniß aus den Feldzügen eines Oſymandias oder Seſoſtris darſtellt. Die Anordnung der Figuren und die Ausführung der einzelnen Theile, ſind gleich bewundernswürdig, und übertreffen bei weitem die Vorſtellung, die man ſich von dem Zuſtande der Künſte in Aegypten zu der Zeit macht, in welche man dieß Meiſterwerk zurückſetzen muß. Der Künſtler hat zur Darſtellung des Gefechts den Augenblick gewählt, wo die feindlichen Truppen bis in ihre Feſtung

zurückgetrieben worden ſind, und die Aegyptier, ihren Sieg verfolgend, im Begriffe ſind, ſich der Citadelle zu bemächtigen.

Der Sieger, vor dem die königliche Fahne hergetragen wird *), iſt von coloſſalem Wuchſe, das heißt, von weit höherem, als die übrigen Krieger ſind. Er befindet ſich auf einem mit zwei Pferden beſpannten Wagen. Sein Helm iſt mit einer Weltkugel verziert, und hat auf jeder Seite eine Schlange. Er wird vorgeſtellt, wie er eben einen Pfeil abſchießt, der Bogen iſt geſpannt, ſeine Köcher liegen um ihn her; zu ſeinen Füßen liegt ein brüllender Löwe. In der Geſtalt, ſo wie in der Stellung der Pferde, iſt viel Feuer und Leben. Sie ſind im vollen Galopp, Schwungfedern flattern um ihre Köpfe, die Leitſeile ſind um den Leib des ſiegreichen Königs gewunden. Unter den Rädern des Wagens, unter den Füßen und dem Leibern der Pferde, ſind viele Todte und Sterbende, die Einen liegen ausgeſtreckt auf dem Boden, die Andern ſind in dem Augenblicke des Niederſtürzens dargeſtellt.

Auf der feindlichen Seite ſieht man im vollen Laufe flüchtige Pferde mit leeren Wägen, andere Pferde gehorchen dem Zügel nicht mehr, alle ſtürzen das ſteile Ufer eines breiten und tiefen Fluſſes hinab, der die Mauern der Stadt badet. Der Ausdruck des Ganzen iſt vortrefflich. Beſonders ſind zwei Gruppen, in denen der Künſtler ſein ganzes Talent entwickelt hat. In der einen ſtürzen

*) Dieſe Fahne hat die Form eines Dommosblattes oder Palma Thebaica.

Pferde am Abhange des Abgrundes, der Führer hält ſich mit der einen Hand am Wagen, die andere Hand läßt die Peitſche und die Zügel fallen, ſein ganzer Körper zittert, und ſchon folgt er den hinabſtürzenden Pferden. Die andere Gruppe ſtellt Pferde dar, die am Abhange des Hügels noch genug feſten Boden finden, um ſie aufzuhalten, ſie ſtürzen dahin, und ziehen unaufhaltſam ihre Führer in unvermeidliches Verderben, dieſe werfen ſich hoffnungslos gegen den Wagen zurück. Einige noch unverwundete Männer werfen ſich nieder, und flehen um Gnade, andere kehren ſich im Fliehen um, ihre Hände und ihre ganze Stellung drücken ihre Angſt aus. Die ſterbenden Pferde, ſowohl die ohne Kraft niederſtürzenden, als die in der Todesangſt ſich noch aufraffenden ſind bewundernswürdig abgebildet. Noch vor dem ſiegenden Könige ſieht man Wägen in vollem Laufe, die fliehend die Mauern der Stadt zu erreichen ſuchen, aber die Führer und die Soldaten darauf ſind nicht geſchützt vor den Pfeilen des furchtbaren Bogenſchützen, gegen den ſie noch im Fallen ihre letzten Blicke kehren. Weiter hinten ſetzen einige entkommene Flüchtlinge durch den Fluß. Hier ſieht man Wägen und Pferde, Waffen und Menſchen unter einander ſchwimmend, oder vom Waſſer verſchlungen, Alles mit der größten Treue abgebildet. Einige haben ſchon das jenſeitige Ufer erreicht, wo ſie von ihren Freunden aufgenommen werden, die in Schlachtordnung aufgeſtellt ſind, aber nicht vorzurücken wagen. Andere haben einen Umweg genommen, und bringen in die Stadt, unter dem Geſchreie und Wehklagen der Einwohner.

Die Thürme, Wälle und Zinnen der Mauern ſind mit Weibern und graubärtigen Greiſen angefüllt. Ein Trupp von Greiſen wagt einen Ausfall, einen jungen Mann an der Spitze, deſſen beſondere Tracht und hoher Turban ſeinen hohen Rang bezeichnen. Von zwei Seiten der Stadt ziehen große Corps von Fußvolk und eine Schaar von Wägen aus den Thoren heraus, und ſcheinen auf verſchiedenen Wegen die Belagerer angreifen zu wollen.

Der ungeſtüme Lauf ſeiner Roſſe hat indeß den Helden zu weit vorwärts von dem Corps, das er anführt, getrieben, er iſt allein, umringt von Todten und Sterbenden, den Opfern ſeiner Tapferkeit. Hinter dieſer Scene ſieht man die beiden feindlichen Heerhaufen, die ſich ihm zu widerſetzen ſuchen; beide vereinigen ſich, und greifen nun die Sieger an, die in Schlachtordnung den Feind erwarten. — Unter andern Denkwürdigkeiten, die uns dieſes Kunſtwerk darbot, bemerkten wir eine auffallende Verſchiedenheit zwiſchen der kurzen Tracht der Aegyptier und der langen Kleidung ihrer Feinde, die offenbar Morgenländer, Indier, Perſer oder Bactrier waren. Die Aegyptier haben den Kopf frei; die Andern bedeckt, die Wägen der beiden Völker ſind nicht von derſelben Form, die Aegyptiſchen halten nur zwei, die feindlichen Wägen drei Männer. Auch ihre Waffen ſind ſehr verſchieden, der Schild der Aegyptier iſt an einem Ende viereckig, am andern rund, und ſie fechten mit Bogen und Pfeilen; *) ihre Feinde hingegen tra-

*) Dieſe Waffe iſt im heutigen Aegypten nicht mehr gebräuchlich, aber ſie iſt noch gewöhnlich in Nubien. Auch ſind

gen einen Schild, bei dem Thebaniſchen gleich kommt und das Fußvolk iſt mit Lanzen bewaffnet, diejenigen aber, die auf den Wägen fechten, haben kurze Wurfſpieße. *)

An einem Ende des weſtlichen Flügels dieſes Propyläus ſcheint der Anfang dieſer eben beſchriebenen Schlacht abgebildet zu ſeyn. Derſelbe König iſt daſelbſt an der Spitze ſeiner Truppen, und marſchirt gegen die doppelte Linie der Feinde, deren Reihen er zu durchbrechen beginnt. Am andern Ende deſſelben Flügels, ſitzt der Sieger auf ſeinem Throne, er hält einen Scepter in der linken Hand, und weidet ſich an dem Anblicke von 11 feindlichen Generalen, die ſämtlich durch einen Strick, den ſie am Halſe tragen, an einander gebunden ſind. Der Vorderſte von ihnen ſtreckt die Arme aus, um die Gnade des Königs anzuflehen, und um Verſchonung zu bitten vor dem Looſe, das ſchon einige ſeiner Unglücksgefährten getroffen hat. Dicht bei ihm liegt ein zwölfter Gefangener auf den Knieen, um den Todesſtreich von der Hand zweier Nachrichter zu empfangen. Ueber ihnen iſt der gefangene König, die Hände auf den Rücken gebunden, und an einen mit zwei Pferden beſpannten Wagen befeſtigt; ein Diener

noch jetzt daſelbſt die Krieger und ihre Pferde mit eiſernen Panzern bedeckt.

*) Die Zahl der menſchlichen Figuren auf dieſer kriegeriſchen Scene, beläuft ſich auf nicht weniger als 1580, wovon 580 zu Fuß und 1000 auf den Wägen ſind.

hält die Pferde bis auf den Augenblick, wo der Sieger den Wagen besteigen, und seinen bezwungenen Feind nach ſich ziehen wird. Hinter dem Throne werden mehrere Gefangene auf verſchiedene Weiſe hingerichtet. Die Einen ſind unter den Händen eines Henkers, der ſie wie Briareus bei den Haaren faßt, andere werden von Wägen auf dem Boden nachgeſchleift, Andere mit Pfeilen durchbohrt, wieder Andere mit dem Säbel niedergehauen. Ferner ſieht man das Lager des Siegers mit Schätzen angefüllt, und die Zubereitung zu einem Siegesfeſt durch ſeine Diener.

Bei der Betrachtung dieſer, in ſeinem Détail ſo intereſſanten Abbildung, konnte ich mich nicht enthalten, darin das Muſter zu ſehen, nach welchem Homer ſeine Schlachten, Herodot ſeine Erzählungen und Diodor ſeine Beſchreibungen entworfen hat. Um den Reiz dieſer Erinnerungen noch zu erhöhen, ſagten wir uns, wenn der Urheber dieſer ſchönen Bildnereien die Regeln und Ausübung der Perſpective gekannt hätte, ſo würde ſein Werk des Genies von Michel Angelo oder Julio Romano würdig geweſen ſeyn. Der Mauer gegenüber ſtand, um die Wirkung noch zu verſtärken, eine Reihe coloſſaler Statuen von Granit, deren Trümmern noch einen Charakter von Größe an ſich trugen, und wo der vom Künſtler gebrauchte Stein vollkommen geglättet war.

Dieſer Propyläus ſtieß auf einen, in Trümmern liegenden Porticus von großem Umfange. Von da führte eine doppelte Reihe von Säulen in einen Hof.

der Säulen ſind ſieben; ihre Kapitäler haben die Form von Lotosblättern, und auf einer jeden ſteht eine koloſſale Figur des Gottes von Lampſacus mit einer Peitſche bewaffnet. Der Hof iſt 160 Fuß lang, und 140 breit, und von beiden Seiten durch eine Reihe von Säulen begränzt, jenſeits dieſer, iſt ein anderer Porticus von 32 Säulen, und dann kommt man in das Heiligthum, (Adytum) oder in die innern Gemächer des Gebäudes. Ein Theil davon iſt in eine Griechiſche Kirche umgewandelt worden, wie man aus dem Gyps und den chriſtlichen Gemälden ſehen kann, womit die Mauern bedeckt ſind, ſo wie aus den zirkelförmigen Niſchen und aus den Gängen, die man angebracht hat. Es läßt ſich aus mehreren Gründen annehmen, daß die Bildhauerwerke dieſes Tempels, Grabes, oder Palaſtes, Bezug haben auf die Geburt, die Regierung und den Tod irgend eines berühmten Monarchen des alten Aegypten. In einem der Gemächer ſieht man die Abbildung von zwei Kindern, die der Iſis und dem Oſiris dargebracht werden, und nahe bei dieſer Gruppe ſieht man 12 Weiber, die einer gleichen Anzahl Kinder die Bruſt geben. Dieſer Umſtand kann ſich auf das beziehen, was Herodot von der Erziehung der Kinder ſagt, die mit dem Seſoſtris an einem Tage geboren wurden. In einer andern Abtheilung kniet der junge Monarch, den Helm auf dem Haupte und eine Art von Schäferſtab in der Hand haltend, vor Iſis und Oſiris; er empfängt den geheiligten Torus und den Scepter, als Symbole, daß die königliche Macht von den Göttern herrühre. Dieſelbe

Figur kommt häufig wieder vor, wie ſie dem Gotte der Gärten Gaben von Früchten, Blumen, Waſſer, Vögeln, Fiſchen und verſchiedenen Gliedern von Thieren u. ſ. w. darreicht. In demſelben Gemache, wo die an der Bruſt liegenden Kinder ſind, ſieht man Leichen-Ceremonien, die den zu Eleithias abgebildeten ſehr ähnlich ſind. An einem Orte unter andern iſt das Bild der Gottheit in allen ſeinen verſchiedenen Geſtalten und mit allen Attributen wiederholt, es iſt im innerſten Theil des heiligen Gebäudes ſitzend abgebildet, wohin der todte Körper vermuthlich gebracht wird.

Im Ganzen genommen ſcheint die Beſchreibung des Diodor am meiſten auf dieſen Tempel zu paſſen, wenn man die Verſchönerungen der Einbildungskraft davon abzieht.

Der gegenwärtige Zuſtand der Stadt Theben entſpricht ziemlich genau demjenigen, den Strabo fand und beſchrieben hat. Die Bevölkerung iſt heutzutage wie damals in einzelne Ortſchaften vertheilt, doch nahm Dioſpolis, was damals der beträchtlichſte Ort war, nicht den Platz ein, wo jetzt Luxor iſt; gegenwärtig das bevölkertſte von den Dörfern, welche die Stelle des alten Theben einnehmen. Dioſpolis war da, wo jetzt Carnack liegt, ein und eine Viertelmeile unter Luxor. Indem wir von dieſem Orte nach Carnack giengen, kamen wir über eine Strecke Landes, die offenbar höher war als der übrige Boden, ſowohl von der Flußſeite, als von der Seite des Gebirges. Dieſe Strecke war an mehreren Orten mit einem ſtarken, mit

Schilf untermiſchten Gras bewachſen, und augenſcheinlich nicht ſo fruchtbar als der angränzende Boden, obgleich mehrere Canäle ſie in verſchiedenen Richtungen durchſchnitten. Wahrſcheinlich iſt dies die Spur eines Weges, der ſonſt zwiſchen den beiden Hauptquartieren errichtet war; eine gemachte Straße führte ohne Zweifel von einem Quartier zum andern, zwiſchen den Häuſern, Höfen, Gaſſen und Gärten hindurch, die von beiden Seiten die Wohnungen umſchloſſen. Gegen die Mitte dieſes erhöhten Bodens fängt rechts eine Reihe von weiten Schutthaufen an, die ſich ununterbrochen bis an die Mauern von Carnack erſtreckt. Rings um den Ort und den Tempel dieſes Namens, verlieren ſich dieſe Trümmern in andere Haufen von Gemäuer, und nehmen einen großen Umfang ein, doch keinen größern, als ungefähr ein Zirkel einnehmen würde, der den großen Tempel zum Mittelpunkte, und die Entfernung von dieſem Punkte bis zum entlegenſten der dazu gehörig ſcheinenden Gebäude zum halben Durchmeſſer hätte. Es läßt ſich daraus ſchließen, daß zur Zeit der erſten Zerſtörung dieſer Stadt durch den Perſiſchen Eroberer, die ſich geretteten Einwohner, ſich in einen Kreis um den heiligſten ihrer Tempel zurückzogen. *) Uebrigens hat dieſer Raum nicht weniger als anderthalb Meilen im Durchmeſſer.

*) Unter Ptolemäus Philadelphus empörte ſich Theben und hielt eine dreijährige Belagerung aus. Als es ſich endlich ergab, wurd es ausgeplündert und ſo verwüſtet, daß es ſeitdem beinahe aufgehört hat, unter die Städte Aegyptens gezählt zu werden.

Der Plan dieſes Tempels und ſeiner Umgebungen, ſo wie die Eintheilung der Eingänge und der innern Theile, ſind von Pococke und Denon mit ziemlicher Genauigkeit angegeben worden; wer aber nicht mit eigenen Augen dieſes wirklich ſtaunenswürdige Gebäude geſehen hat, kann ſich keine richtige Vorſtellung von ſeinem ungeheuern Umfange und von den gewaltigen Maſſen machen, aus denen es zuſammengeſetzt iſt. Dieſer Vorzug, nebſt der verſchwenderiſchen Pracht in allen Theilen des Gebäudes, machen es zu einem in der Welt einzigen Denkmale. Vielleicht bieten die Alterthümer Indiens Denkmäler dar, die an Umfang oder an Mannichfaltigkeit und Zuſammenwirkung der Verzierungen es noch übertreffen, aber, ſoweit ich aus Zeichnungen davon urtheilen kann, fehlt es dieſen Denkmälern an Einfachheit, Einheit und Regelmäßigkeit. Die ſonderbaren Zuſammenſetzungen ſind dort weit wunderlicher und ausſchweifender, als die der Aegyptiſchen Mythologie. Solche wunderbare Combinationen in der Baukunſt oder Sculptur verderben oft die Symmetrie des Ganzen, indem ſie die Aufmerkſamkeit auf einzelne Gegenſtände ziehen, und ſchaden ſo dem Vergnügen, was das Auge findet, auf einer einförmigen Maſſe zu ruhen, oder ſanft von einer Linie oder einer Oberfläche zur andern zu gleiten, und ohne Anſtrengung ein regelmäßiges Ganze zu umfaſſen. Die Aegyptier hingegen beſchränkten die Bildhauerei auf die Verzierung der Oberfläche, und ließen die großen Maſſen ungeſtört ihre ganze Wirkung hervorbringen,

und nur wenn man ſich dieſen [illegible] unterwarf ent-deckte man die Geheimniſſe der Religion.

Vielleicht bin ich auch für Gegenſtände etwas ein-genommen, deren Anblick mir einen ſo ſchönen Genuß verſchafft hat. Vielleicht hat dieſe Erinnerung einigen Einfluß auf den Vorzug, den ich ſowohl im Styl des Ganzen, als in den einzelnen Theilen der Aegyptiſchen Baukunſt zu geben geneigt bin.

In der Form der Cornichen und Capitäler ſieht man eine Einfachheit und Zierlichkeit, die den Indiſchen Tem-peln ganz fremd ſind, ſo wie das Coſtüme und die Ver-zierungen der Figuren in einem einfacheren ſtrengeren Style gearbeitet ſind, der freilich etwas Steifes hat. Uebrigens müßte man beide Bauarten mit eignen Augen geſehen und unterſucht haben, um zu wiſſen, was jede Eigenthümliches hat, was beiden gemeinſchaft-lich iſt, und welche den Vorzug verdient.

Schon der Name Dioſpolis berechtigt uns, das große Gebäude von Carnack für einen Tempel Jupi-ters zu halten. Und weil wir darin die Figur des Oſiris mit Ammonshörnern häufig abgebildet finden, ſo können wir noch den Beinamen hinzufügen, unter welchem das berühmte Orakel der Lybiſchen Wüſte be-kannt iſt, deſſen eigentlicher Platz in den Oaſis *) der

*) Unter Oaſis wird angebautes Land verſtanden, das mit Wüſteneien umgeben iſt, auch wird es beim Strabo und Diodor als Benennung gewiſſer Diſtricte gebraucht.

Gegenſtand ſo vieler Unterſuchungen war. Dieſer Tempel hat zwölf Haupteingänge, deren jeder aus mehreren Propyläen und Thürmen von coloſſaler Größe beſteht, ohne die andern damit verbundenen Gebäude, die von weiterem Umfange ſind, als die meiſten andern Tempel. Die Seiten einiger dieſer Thürme ſind den Baſen der meiſten Pyramiden von Heptanomos gleich, und auch von denſelben gemeineren Styl, indem jede Lage von Steinen vor der, die gerade darüber iſt, etwas hervorſteht. Ein Propiläus iſt ganz von Granit und mit Hieroglyphen von der herrlichſten Arbeit verziert. Zu beiden Seiten tragen mehrere Propyläen coloſſale Statuen von Baſalt, Marmor oder Granit, theils ſitzend, theils ſtehend, von einer Höhe von 20 bis 30 Fuß. Die Einfaſſung des Sphynx und Crio-Sphynx die ſich bis an die Propyläen erſtrecken, entſprechen der Pracht des ganzen Gebäudes. Eine davon geht durch die ganze Fläche bis an den Tempel von Luxor. Vor dem Hauptgebäude iſt ein großer Hof, zu beiden Seiten mit Säulengängen verziert, von dreißig Säulen in der Länge, und in der Mitte von zwei Reihen von funfzig Säulen durchſchnitten. Das Hauptgebäude des Tempels beſteht erſtlich aus einem Saale oder Porticus mit einem Dache, das auf 134 Säulen ruht, wovon einige 36 Fuß, andere aber nur 34 Fuß im Umkreiſe haben. Hierauf kommen vier ſchöne Obeliſken, die den Eingang des Heiligthums (Adytum) bezeichnen, bei welchem der Monarch abgebildet iſt, wie Iſis ihn umarmt. Das Heiligthum beſteht aus drei Gemächern

ganz von Granit. Das Hauptgemach, im Innern befindlich, iſt 20 Fuß lang, 16 breit und 13 hoch. Drei Blöcke von Granit machen das Dach aus, auf welchem man auf einem blauen Grunde verſchiedene Gruppen goldner Sterne ſieht. Die Wände ſind mit gemalten Bildhauereien bedeckt, deren Gegenſtände auf den geheimnißvollen Gebrauch deuten, zu welchem, nach Herodots Bericht, Jungfrauen in den Tempel Jupiters geführt wurden.*) Von da kommt man in andere Galerien oder Porticus, die bis zu einem andern Propyläum führen, der 2000 Fuß von demjenigen entfernt iſt, der am weſtlichen Ende des Tempels ſteht.

Ohne Zweifel iſt dies das Gebäude, was Diodor als den ſtaunenswürdigſten und älteſten der vier größten und ſchönſten Tempel von Theben zu beſchreiben unternommen hat. Er ſagt, er habe 13 Stadien im Umfang, ſey gegen 80 Fuß hoch, und die Dicke der Mauern betrage 24 Fuß. Er verſichert, daß die Verzierungen, welche daran verſchwendet wären, ſowohl an Reichthum, als an Kunſt, der Größe des Gebäudes entſprächen.**) So groß auch dieſe Dimenſionen ſcheinen mögen, ſo ſind ſie doch an mehreren Orten noch unter der Wahrheit. Ein ſolcher Tempel war wohl dazu gemacht, die unermeßlichen Schätze zu bewahren, die zur Erbauung von Suza und Perſepolis hinreichten.

*) Herodot L. I. 182.

**) Diodor L. I. p. 30.

Es wäre unnütz, alle die Gemächer, Säulen, coloſſale Statuen, Propyläen und Obelisken dieſes ungeheuren Gebäudes im Detail beſchreiben zu wollen, Pococke und Denon haben genaue Abriſſe davon gegeben, und der letztere endigt ſeine Beſchreibung ſehr paſſend mit dieſen Worten: „Man ermüdet zu ſchreiben, man ermüdet zu leſen, man erſchrickt vor dem Gedanken eines ſolchen Rieſenwerkes, ſelbſt nachdem man es geſehen hat, kann man kaum an die wirkliche Exiſtenz ſo vieler an demſelben Orte vereinigten Gebäude glauben, an ihren Umfang, an die unſägliche Arbeit, welche die Hervorbringung derſelben koſtete, und endlich an den unermeßlichen Aufwand, den ſoviel Pracht und Größe erfordert hat."

Die intereſſanteſten Bildhauereien ſind die an der nördlichen Mauer des Tempels. In drei verſchiedenen Abtheilungen, ſind drei Schlachten oder Belagerungen abgebildet, wovon jede charakteriſtiſche Eigenheiten hat. In der einen iſt ein Aegyptiſcher Eroberer auf ſeinem Wagen, der Aegyptiſche oder Aethiopiſche Sperber fliegt über ſeinem Haupte, ſeine Fahne mit dem Sinnbild des heiligen Taus, oder des gehenkelten Kreuzes, (crux ansata) weht über Haufen von Todten und Sterbenden. Die vor ihm Fliehenden fallen in Abgründe oder flehen um Gnade, oder ſuchen in der Angſt Rettung in den Wäldern und Gebirgen. Einige, die ſchon bis auf den Gipfel der befeſtigten Höhe, die ihnen zum Zufluchtsort dient, gelangt ſind, reichen ihren Kameraden hülfreiche Hand, und empfangen während dieſes

Dienſtes eine tödtliche Wunde, Andere bieten alle Kräfte auf, die Anhöhe zu erklimmen, aber zu ſchwach und ermüdet werden ſie von Pfeilen erreicht, und ſtürzen herab. Die Art, wie der Künſtler Wälder und Feſtungen dargeſtellt hat, zeugt mehr von Kühnheit, als von Talent, aber es iſt nicht möglich, ſich im Gegenſtande und in der Abſicht des Künſtlers zu irren. Die Feinde tragen eine Art von Panzer. Sie ſind alle zu Fuß und mit kleinen Wurfſpießen, Lanzen und Streitäxten bewaffnet. Nahe bei dieſem Gemälde iſt ein anderes, das Gefangene vorſtellt in eben ſo langen Kleidern, als wie ſie im Treffen tragen, aber mit langen Haaren und Bärten zum Zeichen der Knechtſchaft, ſie werden gebraucht Bäume in den Wäldern umzuhauen. Der Sieger, den Bogen in der Hand, ſtößt auf einer Jagd auf ſie, und beſchenkt ſie edelmüthig. Derjenige, dem er das Geld giebt, trägt Sandalen, wie die Pilgrimme von Nubien ſie haben.

In der nebenan abgebildeten Schlacht, iſt das feindliche, aus Reuterei und Streitwägen beſtehende Heer, wie gewöhnlich, gänzlich beſiegt und in die Flucht geſchlagen, um die unwiderſtehliche Gewalt der Pfeile und Wurfſpieße des nämlichen Helden zu zeigen. Die Verſchiedenheit der Wunden, und der Situationen in dieſen Schlachten, die Anordnung und Zuſammenſetzung des Ganzen, ſo wie der Ausdruck in den einzelnen Theilen ſind ſo vollkommen, daß ich nicht umhin konnte zu glauben, ich hätte dieſelben Gemälde vor mir, die das Genie Homers begeiſterten, und dieſer Dichter, wenn

er wirklich auf ſeinen Wanderungen durch Aegypten, bis nach Theben vorgedrungen iſt, habe in dieſen Meiſterſtücken der Bildhauerkunſt mehrere Gedanken und Zuſtände für ſeine Iliade geſchöpft, und an dieſen Werken die Fortſchritte der Kunſtfertigkeit, ſo wie der künſtleriſchen Behandlung verfolgen können. Wirklich finden wir hier ſeinen Diomedes, ſeinen Mars und ſeinen Achilles wieder, und die Poeſie hat ihm nicht mannichfaltigere Geſtalten des Todes an den Flüſſen des Simois und Skamander eingegeben, als wir in dieſen Abbildungen vor uns ſehen.

Die Flüchtigen haben viereckige Schilde und ziehen ſich in ihre Mauern und in das Gehölz zurück. So bewunderungswürdig die Figuren ausgeführt ſind, ſo haben doch die Nachahmungen der lebloſen Natur nicht denſelben Werth, und man kan nicht genug erſtaunen, wie untergeordnet ſie ſind. Nichts iſt lächerlicher, als Figuren von Menſchen zu ſehen, die ſich hinter Bäume verbergen, die kaum ſo dick als ihr Kopf ſind.

Auf den folgenden Wand-Abtheilungen iſt der Sieger mit einem Haufen von Gefangenen abgebildet, die er an einem Strick, der um den Hals derſelben befeſtigt iſt, nach ſich zieht. Er ergreift vier davon, mit jeder Hand zwei, und zerſchmettert ſie an ſeinem eigenen Körper. Die Anſtrengung, die dieſe gewaltige Kraftäuſſerung erfordert, und die Spannung der Muskeln, die ſie vorausſetzt, ſind mit vieler Wahrheit ausgedrückt.

Die Gefangenen haben Ketten an den Füßen, und die Hände auf den Rücken gebunden.

An der angränzenden Wand bringt derſelbe Krieger die noch lebenden Gefangenen einer Gottheit dar, die mit den Attributen des Gottes von Lampſacus abgebildet iſt, und bisweilen mit dem Namen Mendes bezeichnet wird; ſie hat einen Bocksbart, und hinter ihr iſt Iſis mit einem Löwenkopf, hinter der Iſis iſt ein Hermes mit einem zunehmenden Monde und einer dunkeln Mondsſcheibe gekrönt, und die Abzeichen der Göttlichkeit tragend, nämlich, die Scepter von Oſiris und Iſis, den heiligen torus, den Schäferſtab und die Peitſche. Dieſe drei Gottheiten, und der Oſiris Ammon ſind diejenigen, die am häufigſten in den in Stein gearbeiteten Hieroglyphen von Diospolis vorkommen. Zum Schluß dieſer religöſen Scene ſieht man den König die Schlachtopfer mit einer Keule erſchlagen, in Gegenwart des Mendes, der ihm einen Säbel darreicht.

In einer, nicht weit davon dargeſtellten, Schlacht iſt der Sieger in einem Wagen, gezogen von überaus feurigen und ſchönen Pferden. Die Feinde ſind mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Man ſieht eine Heerde Ochſen, die einen Höcker zwiſchen den Schultern haben, und den Indiſchen durchaus ähnlich ſind. Ein Landmann treibt ſie fort vom Schlachtfeld. Dieſelben Ereigniſſe ſieht man, mit geringen Veränderungen, in mehreren andern Theilen des Tempels abgebildet. Biswei-

ten ficht der Sieger zu Fuß gegen feindliche Anführer. Die Köpfe derer, die er getödtet hat, ſind an ſeinem Wagen befeſtigt. Er bringt den Göttern Blumen und Früchte dar. Ein Feuer ſcheint auf den Spitzen der Thürme einer belagerten Stadt aufzuſteigen, zum Zeichen, daß die Einwohner ſich unterwerfen. Derſelbe Heerführer tritt ſeine Gefangenen mit Füßen, oder bindet ſie bei den Ellenbogen an. Die Stricke, die er dazu gebraucht, haben an dem einen Ende die Figur des heiligen torus.

Es iſt natürlich zu vermuthen, daß dieſer Tempel großentheils durch den König von Aegypten iſt gegründet und gebauet worden, deſſen Figur man ſo oft daſelbſt abgebildet ſieht, und wo er bald als ein Krieger, bald als ein herrlicher, aber grauſamer Eroberer, und endlich als ein frommer, gegen die Götter dankbarer Fürſt erſcheint. Es ſcheint, als wenn er ſich entweder ſelbſt für den Günſtling des Himmels angeſehen hätte, oder von ſeinen Unterthanen, oder Nachfolgern dafür wäre gehalten worden. Er wird oft auf den Knieen vorgeſtellt, wie er von Iſis und Oſiris nicht allein Segnungen, ſondern die Zeichen der königlichen Würde und ſogar der Göttlichkeit empfängt. Der Sperber fliegt überall über ſeinem Haupte. Zwei Prieſter verrichten die geheimnißvolle Ceremonie, Kreuze mit Ringen oder Handhaben (cruces ansatas) über ihn auszuſchütten, bei welcher Gelegenheit er zugemachte Kleider und Mütze trägt. Hermes und Oſiris zeigen ihm ein abgetheiltes Maaß, was vielleicht auf die periodiſchen Ueber-

ſchwemmungen des Nils anſpielt, oder auf die, für die Könige, die aus der Zahl der Krieger genommen werden, erfoderliche Verwaltungskunſt. Dieſe leztere Vermuthung ſtimmt mit der Rolle überein, welche der Prinz in den meiſten, zum Andenken ſeiner Thaten beſtimmten Darſtellungen ſpielt.

Dieſelbe Ungewißheit, die über der Beſtimmung dieſes Gebäudes herrſchte, tritt auch in Anſehung des Königs ein, der hier abgebildet iſt. Außer den dunkeln und fabelhaften Erzählungen von den Feldzügen des Oſiris, *) nennt die Geſchichte nur zwei durch Eroberungen berühmte Aegyptiſche Könige, Oſymandias und Seſoſtris. Der erſtere weit frühern Urſprungs als der Andere, ſtillte, ſagt man, die Empörung der Bactrier, was nothwendig vorausſezt, daß dieſe Völker ſchon früher unterworfen geweſen ſind; es iſt alſo wahrſcheinlich, daß die Vorgänger des Oſymandias mit ihren Heeren bis an das äußerſte Ende Aſiens vorgedrungen ſind. Es läßt ſich nicht zweifeln, daß ſie ihre Eroberungen weit ausgedehnt haben, die Kunſtwerke, von denen ich geſprochen habe, ſind ſchon ein hinreichender Beweis davon. Dieſe Werke können nur einer ſehr frühen Zeit zugeſchrieben werden, und es ſcheint natürlich, anzunehmen, daß ſie wirkliche Bege-

*) Vielleicht haben dieſe Abbildungen Beziehung auf die Eroberungen im Orient, die dieſer Halbgott machte, der der Aegyptiſche Bachus iſt. Vielleicht ſtellen ſie die Mittel vor, die er anwendete, um Aſien einer einzigen Religion und einem einzigen Herrn zu unterwerfen.

heiten vorſtellen, die vielleicht übertrieben, aber doch nicht ganz erdichtet ſind.

Im Ganzen genommen iſt in den Zügen und in der Kleidung des Königs, wie er auf der einen und der andern Seite des Fluſſes abgebildet wird, viel Aehnlichkeit. Die Unterſchiede, die man bemerkt, beſtehen nur in der verſchiedenen Lage und Stellung der Figur. Auch findet ſich eine Verſchiedenheit im Coſtum und in den Waffen der Feinde, die er in die Flucht ſchlägt. Er ſelbſt hat bald einen Helm auf, bald den Kopf bloß, alsdann ſind ſeine Haare in Locken und zu beiden Seiten zerſtreut, wie die des Sphynx und der Arabiſchen Bicharin.

Seſoſtris iſt der einzige König von Aegypten, von dem Herodot erwähnt, er habe die Eroberungen ſeiner Vorgänger, und den Ruhm der beiden Hauptſtädte ſeines Reichs beträchtlich vermehrt, er habe ferner in allen Städten Tempel erbauet, und in den anſehnlicheren Statuen und Obelisken errichtet; es iſt indeß nicht wahrſcheinlich, daß Aegypten nur einen einzigen König gehabt habe, der Eroberer war und Tempel und Obelisken errichtet hat; es iſt ſogar nicht wahrſcheinlich, daß es nur einen einzigen König gehabt habe, der ſeine Eroberungen bis nach Indien ausdehnte. Zu dieſer Zeit waren die Hülfsmittel Aegyptens ungeheuer, und man hat Grund zu glauben, daß eine erſte glückliche Expedition mehr als einmal wird wiederholt worden ſeyn. Es läßt ſich vermuthen, daß Herodot, der die mündlichen hiſtoriſchen Be-

richte der Prieſter von Theben und Memphis nicht klar überſehen konnte, die Thaten Mehrerer einem Einzigen zugeſchrieben hat. Was den Memnon anlangt, den man bisweilen mit Oſymandias verwechſelt hat, ſo werde ich Anlaß haben, von ihm bei Gelegenheit des Memnonion zu ſprechen, das ſich auf der andern Seite des Fluſſes befindet.

Diodor von Sicilien meldet, *) daß Seſoſtris ein Schiff oder eine Barke von Cedernholz dem Gott weihete, den man zu Theben verehrte. Dieſes Schiff war 420 Fuß lang, von Innen mit Silber beſchlagen und von Außen mit Gold. Die Wände des Tempels zeigen unter andern Bildhauerarbeiten zwei, durch ihre Größe und ihre Pracht merkwürdige Schiffe. Eins davon, das 18—19 Fuß lang iſt, verdient eine beſondere Aufmerkſamkeit. Am Vorder- und am Hintertheil führt es einen Ammonskopf von ſehr ſchöner Arbeit. Nahe bei dieſen Köpfen iſt ein Löwe mit einem Widderkopfe, oder ein Crio-Sphynx, auf einem Altar, der zum Piedeſtal dient; eine Schlange mit einer Mitra iſt zu ſeinen Füßen, und darunter der Kopf eines Sperbers dargeſtellt. Eine Gottheit, die in der einen Hand ein Ruder, in der andern eine Peitſche hält, nähert ſich mit ſchnellem Schritte einer andern Figur, die den Scepter des Oſiris trägt. Prieſter ſcheinen beſchäftigt zu ſeyn, der Iſis und dem Oſiris die gewöhnlichen Opfer darzubringen.

*) Lib. I.

Kein Umſtand in der Geſchichte von Aegypten hält uns ab, abzunehmen, daß mehrere Theile dieſes Tempels zu verſchiedenen Zeiten und von verſchiedenen Königen erbaut worden ſind, die ſich durch Frömmigkeit, Tugenden und Eroberungen gleich ausgezeichnet hatten. Die Geſchichtſchreiber erwähnen ſogar insbeſondere der verſchiedenen Propyläen und Eingänge, die in verſchiedenen Tempeln von Memphis von Königen errichtet worden, die von den Prieſtern die Erlaubniß erhalten hatten, ihre Erkenntlichkeit gegen die Götter auf dieſe Weiſe auszudrücken, und es iſt ſehr natürlich zu glauben, daß es dieſelbe Bewandniß mit Theben hatte. Die Begründung des merkwürdigen Gebäudes, worüber wir Betrachtungen anſtellen, ſo wie die hiſtoriſchen Abbildungen, die es enthält, wenn anders dieſe ſich auf gleichzeitige Begebenheiten beziehen, ſteigen bis zu einem Zeitpunkte hinauf, der früher iſt als die Zeiten, deren Geſchichte uns in glaubwürdigen Schriften, wie die der Griechiſchen und Römiſchen Schriftſteller, aufbehalten worden iſt. Die, zu dieſen alten Gemälden zuletzt hinzugekommenen ſind nicht viel früher, als die Eroberung Aegyptens durch die Perſer, und vielleicht ſind einige von einem noch neueren Datum. In der That konnte dieſe Eroberung, ob ſie gleich den Sitz des Reichs nach Memphis brachte, doch nicht in einem Augenblicke der Hauptſtadt von Thebais ihre Wichtigkeit und ihren alten Ruhm rauben.

Ein anderer Beweis, daß die Erbauung des Tempels zu verſchiedenen Zeiten vollendet worden iſt, läßt

ſich aus den verſchiedenen Winkeln ziehen, welche die Propyläen gegen einander und mit den Mauern des Tempels bilden. An einigen Orten hat man Steinblöcke gebraucht, auf denen Hieroglyphen ausgelöſcht ſind, und einige der vorzüglichſten Bildhauerarbeiten an der äußern Mauer werden durch einen hervorragenden Propyläus verſteckt. Noch ein anderes Beiſpiel des Mangels an Symmetrie giebt uns die Verſchiedenheit der Zwiſchenräume, welche die Sphynxe und Crio-Sphynxe von einander trennen, ſo wie der Unterſchied in den Dimenſionen dieſer Statuen. Dieſe Zwiſchenräume variiren von 12 bis 17 Fuß Länge, obgleich alle zuſammen die verſchiedenen Zugänge ausmachen, die zum Hauptgebäude führen. Mehrere dieſer Zugänge ſind noch in ihrem ganzen Umfange ſichtbar. Den einen, der von Luxor nach Carnack führt, kann man 2000 Meter (lyards) weit verfolgen, worauf er ſich in die Vertiefungen der Terraſſe, von der ich geſprochen habe, zu beiden Seiten verliert. Es ſcheint, als wenn dieſe Galerie in der Mitte ſehr breit geweſen, und allmählich, je mehr ſie ſich den beiden Enden angenähert, immer enger geworden ſey.

Es leidet beinahe keinen Zweifel, daß die zahlreichen Propyläen und Porticus, die heut zu Tage die Hauptzierde von Theben ausmachen, die Ueberreſte der 100 Thore ſind, die vor 30 Jahrhunderten ſo berühmt waren. Die Ausdehnung ihres Umfangs und ihre große Bevölkerung laſſen glauben, daß dieſe Stadt im Nothfall aus jedem ihrer Thore hat 200 Streitwägen zum Krieg auszuziehen laſſen können, die zuſammen nicht weniger

als 4000 Streiter getragen haben würden. Es iſt wahrſcheinlich, daß die Höfe der Tempel der Ort waren, wo die Krieger ſich verſammelten, ehe ſie in das Feld zogen. Man zählt noch nahe an 50 mehr oder weniger erhaltene Tempel, deren jeder 100 bis 400 Fuß lang, 80 hoch, und 40 Fuß breit iſt.

Nachdem wir die Ruinen von Theben am öſtlichen Ufer des Fluſſes ſo genau es uns möglich war, unterſucht hatten, begaben wir uns eine Meile unterwärts an das weſtliche Ufer, in die Nähe von El Gournou. Hier beſuchten wir mit Bequemlichkeit die alten Denkmäler des Ufers von Libyen, und fanden ſie noch zahlreicher, mannichfaltiger und im Ganzen merkwürdiger und außerordentlicher, als die wir vorher beobachtet hatten. Da die weſtlichen Gebirge nicht in derſelben Entfernung vom Fluſſe liegen, als die öſtlichen, ſo ſind die Tempel und übrigen Gebäude am Rande der Wüſte, aber man konnte nur vom nördlichen und ſüdlichen Ende der alten Stadt dahin kommen, weil der gewöhnliche Weg noch überſchwemmt war. Ohne Zweifel iſt dieſer Ueberfluß von Waſſer ehemals auf eine regelmäßige Art durch die Canäle ausgeleert worden, die es entweder in die Stadt leiteten, oder auf den Feldern vertheilten, aber dieſe, ſeit lange vernachläſſigten Werke können jetzt nicht mehr als Waſſerleitungen oder Ausleerungs-Canäle Dienſte thun. Und da weder Ruinen noch große Schutthaufen da ſind, um die Dörfer gegen Ueberſchwemmungen zu ſchützen, ſo waren die Einwohner von El Gournou genöthigt, einen Zufluchts-

ter in den Gebirgen der Wüſte zu ſuchen. Man ſieht rings um den Tempel von El [illegible] die Ruinen einer beträchtlichen Stadt, die gleichfalls für andere, weniger angenehme, aber ſicherere Wohnungen verlaſſen worden iſt, die man in Höhlen und Felſenklüften zubereitet hat. Dieſe Troglodyten leben daſelbſt ſeit mehr als einem Jahrhundert in einem fortdauernden Kriege mit ihren ſüdlichen Nachbarn, die den Diſtrict von Medinet-Abou bewohnen.

Die Veranlaſſung dieſes Kriegs war ein unbedeutender Streit; da er aber den Tod eines Individuums nach ſich zog, ſo hat der Geiſt der Rache die Gemüther erbittert, und allmählich einen ſolchen gegenſeitigen Haß hervorgebracht, daß nur ein regelmäßiges und feſtes Gouvernement ihn in Zaume halten könnte. Doch diente uns der Name Engländer zum Paſſe, und wir hatten alle Urſache, das Betragen derjenigen Einwohner, die uns zu Führern dienten, oder uns Mumien, Götzenbilder von Bronze und Rollen von Papyrus verkauften, gegen uns zu rühmen.

In dem Berichte, den ich über die, an dieſem Ufer des Fluſſes gefundenen, Alterthümer jetzt abſtatten will, werde ich beſchreiben: 1) das Memnonion; ſo nennt man den großen Tempel, der ungefähr in der Mitte zwiſchen den Tempeln von El-Ebeck und von Medinet-Abou liegt.*) Dieſer Name iſt ihm wegen der zerbrochenen Ko-

*) Das Memnonion des Strabo war ein Palaſt, oder ein Tempel, oder auch der Name des weſtlichen Theils von Theben.

koloſſalen Statue in der Nähe dieſes Gebäudes gegeben worden, welche Franzöſiſche Reiſende für das Memnon hielten, welches der Gegenſtand der Rache des Cambyſes war. 2) Medinet-Abou, eine Meile ſüdlicher als Memnonion, was von andern Reiſenden auch dieſen letztern Namen erhalten hat, weil zu der Zeit, wo die Chriſten die Herren dieſer Gegend waren, man Memnonion mit dem Griechiſchen Namen Papas, was Vater heißt, bezeichnete, woher der Arabiſche Name gleicher Bedeutung, unter welchem dies Denkmal gegenwärtig bekannt iſt, hat herrühren können. 3) Den kleinen Tempel von Ebek. 4) Die beiden ſitzenden, koloſſalen Statuen. 5) Die Gräber der Könige. 6) Die Begräbniß-Grotten, welche in der weſtlichen Seite des Berges ausgehauen ſind. 7) Einen kleinen Tempel der Iſis in den Einöden der Wüſte. 8) Endlich mehrere koloſſale Statuen, die verſtümmelt und zerſtreut, an verſchiedenen Orten umher ſtehen.

Das Gebäude, welchem die Franzöſiſchen Reiſenden den Namen Memnonion gegeben haben, iſt in einem ſehr ſchlecht erhaltenen Zuſtande, aber was noch da iſt, macht es zu einem der intereſſanteſten Monumente in Aegypten. Hier, wie in Luxor und in Carnac, wird die Aufmerkſamkeit zwiſchen Gefechten und Opfergaben getheilt, die beide mit aller der Genauigkeit und dem

Weiter unten werde ich unterſuchen, in wie weit es wahrſcheinlich iſt, daß Medinet-Abou (die Stadt des Vaters) Memnonion ſey.

Feuern, den der Augenſchein zuläßt; in gemeißelten Bildhauerwerken dargeſtellt ſind. In einer der Schlachtſcenen werden die Aegyptier durch zwei Helden von gleicher Tapferkeit angeführt, deren Waffen gleiche Verheerung rings um ſie her anrichten; beide erſchlagen ihre Feinde, die lange Kleider tragen, und treiben ſie in die Flucht. Der Anführer der Feinde weicht gezwungen, und unterliegt endlich dem tödtlichen Pfeile aus der Hand des Siegers. Die folgende Scene zeigt die Plünderung der eingenommenen Stadt, und die Details dieſes Gemähldes ſind mit viel Kunſt und Talent dargeſtellt. Die unerſättlichen Plünderer, des Metzelns und Blutvergießens müde, dringen in die Häuſer ein, bemächtigen ſich der Geldſäcke, öffnen die Weinſchläuche, und baden ſich in den Fluthen dieſes Getränkes. Einige beladen Kameele mit Allem, was ſie fortzubringen für dienlich halten. Die unnützen Saumthiere werden umgebracht. Die unglücklichen Einwohner ſind mitten in ihren gewöhnlichen Arbeiten überfallen worden, die Einen mahlen Getraide, Andere tragen Laſten, oder beſorgen ihr Vieh. Die Ochſen ſind von Indiſcher Raſſe, und haben einen Höcker auf den Schultern. Streitwägen und anderes Fuhrwerk ſcheint die Straßen zu ſperren. Einige von den ſiegreichen Kriegern ſtreiten ſich gewinnſüchtig unter einander um Koſtbarkeiten, Andere werfen die wehrloſen Einwohner über die Mauern hinab. Der Reſt der geſchlagenen Truppen marſchirt in Reih und Gliedern, um ſich dem Sieger zu Füßen zu legen; ihre Waffen ſind Säbel und Schild. In der Straße werden Gefangene geführt, deren Ellenbogen über den Kopf zuſammen gebunden ſind. Der über-

wundete König iſt an den Wagen des Siegers befeſtigt, um, wie ein zweiter Hector, um die Ringmauern der Stadt geſchleift zu werden.

Auf dem andern Flügel eines Propyläums, ſieht man genau dieſelben Abbildungen, wie in den Gemälden von Luxor, nur mit dem Unterſchiede, daß hier die Farben ihre ganze Friſche erhalten haben, ſo daß man darauf das Blau der Harniſche, und das Roth der Pferde, die blaue und grüne Kleidung der Aegyptier, und die rothe und weiße der Bactrier, ſo wie die Farben der Wagen auf beiden Seiten, und ſogar das ſchwächere Blau des Waſſers, in welches ſich die Flüchtlinge ſtürzen, vollkommen unterſcheidet.

Ueber dieſer Schlacht iſt eine Prozeſſion von Prieſtern in weißer Kleidung vorgeſtellt, von denen jeder ein heiliges Bild trägt, und es als Gabe einem ſtehenden Manne darreicht, deſſen Geſicht ſehr beſchädigt iſt, welches aber das des Königs, zu ſeyn ſcheint. Man ſieht ihn in derſelben Reihe von Gemälden beſchäftigt, mit einer Sichel einen dicken Strauch, den ein Prieſter in der Hand hält, umzuhauen. Auf dieſe Gruppe folgt ein anderer Prieſter, der Waſſer ausgießt über einen heiligen, weißen Stier, mit einem Bande um den Hals und auf dem Kopfe eine zunehmende Mondsſcheibe mit zwei Palmen darüber.

Auf einer der Seitenmauern des Porticus iſt die Aegyptiſche Armee in dem Augenblicke dargeſtellt, wie ſie die Feſtung mit Sturm einnimmt. Der Feind trägt

einem Wäldchen, Vierecken oder zirkelförmigen Schild und iſt bewaffnet mit Bögen und Pfeilen. Einige Aegyptier ſind ſchon im Beſitze der äußern Werke, das Uebrige wird noch ſtreitig gemacht. Da wo ſie Meiſter ſind, ſtürzen ſie die Garniſon in den Graben hinab. Die Belagerten leiſten vergeblich Widerſtand mit der Lanze, mit Bogen und Pfeilen, und ſogar mit Steinen. Einige Weiber haben ſich geflüchtet, und flehen um Mitleid. Andere ſuchen zu entkommen, und ihre beſten Habſeligkeiten mit fortzubringen. Ein Familienvater ſtreckt flehend die Hände aus, und bittet um Schonung für das Leben ſeines Weibes und ſeiner Kinder, aber die blutdürſtigen Belagerer haben ſchon ſeinen älteſten Sohn getödtet, und ſind bereit auch die Uebrigen nieder zu machen. Auf der Höhe der Feſtung hält ein Mann ein Rauchfaß mit Feuer, ohne Zweifel zum Zeichen der Unterwerfung. Zwei Andere haben ſich an einem Stricke an einer Hintermauer hinabgelaſſen, in der Hoffnung, die unter dieſer Mauer ſtehenden Felſen zu erreichen, und ſind in dem Augenblicke dargeſtellt, wo ſie gewahr werden, der Strick ſey zu kurz, und wo ſie unter ſich einen Trupp Feinde erblicken, der bereit iſt, wenn ſie ihren Fall überleben, ihnen den Tod zu geben.

Unter den geheimnißvollen Bildnereien dieſes Tempels iſt die, wo der König in der Mitte eines laubreichen Baumes ſitzt, in der Hand den heiligen Korus und die Peitſche haltend. Iſis iſt auch auf dem Baume, mit der einen Hand hält ſie den in Grade getheilten Stab, und mit der andern zeigt ſie mit einem Rohrhalme auf einen Zirkel mit hieroglyphiſcher Schrift beſchrieben. Be-

geflügelten und majeſtätiſchen Gruppe iſt Oſiris einmal mit dem Kopfe [illegible], und das andere Mal mit einem menſchlichen Kopfe abgebildet; beide Mal in derſelben Handlung begriffen wie die Iſis. Wahrſcheinlich beſchäftigen ſich dieſe Gottheiten damit, einige Worte aufzuſchreiben, um die Gaben und das künftige Glück zu bezeichnen, womit ſie den König, den ſie beſchützen, überſchütten wollen.

Medinet Abou.

Unter den Denkmälern Thebens, weicht dieſes Gebäude, das recht wohl das Memnonium des Strabo ſeyn kann, und durch ſeine Wichtigkeit mag verdient haben, dem ganzen, am öſtlichen Ufer des Fluſſes gelegenen Theil der Stadt den Namen zu geben, weicht, ſage ich, an Umfang und Größe der Maſſen nur dem Tempel von Diospolis, ſteht ihm aber an Reichthum und Mannichfaltigkeit der Bildhauerarbeit nicht nach.

Eine äußere Einfaſſung, durch eine Mauer von Ziegelſteinen geſchloſſen, ſcheint drei verſchiedene, aber zuſammen verbundene, Gebäude umfaßt zu haben. Wir können ſie etwas willkürlich mit dem Namen Kapelle, Palaſt und Tempel bezeichnen. Ein kleiner Pronaos, ein Propyläus und ein Porticus führen, wie gewöhnlich, zu dem Adytum oder heiligen Ort des erſten dieſer Gebäude, das ſonſt überall den Namen eines Tempels verdienen würde. Die Bildnereien des Propyläus ſtellen, außer

den gewöhnlichen Opfergaben des Königs vor dem Bilde des Oſiris dar, wie er vier Stiere vor Mendes hinführt. Derſelben Gottheit werden zwei Augen, und dem Oſiris Feuer und Waſſer dargebracht. — In einiger Entfernung bearbeitet der Monarch den Boden in Gegenwart des Oſiris; die Hacke, deren er ſich bedient, iſt ſehr groß, ſo wie die zu Eleithias abgebildete. Dieſer Fürſt ſcheint durch dieſe Handlung zur Feldarbeit aufzumuntern, nicht allein durch ſein Beiſpiel, ſondern auch indem er ihr den Anſchein einer religiöſen Pflicht giebt.

[illegible]

Da der Haupteingang des Palaſtes von der Ebene aus durch Schutt unzugangbar geworden iſt, ſo kann man nur durch eine Seiten-Communication des Pronaos der Kapelle dahin gelangen. Von dieſem alten Gebäude, das vielleicht die Reſidenz der Aegyptiſchen Monarchen war, iſt nur ein Thurm von drei Stockwerken übrig geblieben, von denen jeder Stock zwei Gemächer enthält. Das untere Pflaſter iſt ſehr gut erhalten, aber die obern Fußböden ſind zugleich mit den Balken, die ſie ſtützten, zerfallen. Im Innern zeigen die Mauern nicht dieſelbe Verſchwendung von Bildhauerarbeit, als von Außen. Von jeder Seite eines Fenſters iſt eine Iſis mit Sperberflügeln auf den Knieen abgebildet, auf dem Kopfe einen halben Mond tragend. An einem andern Fenſter ſind vier hervorragende Sphinxe. In dem Winkel von einer der Kammern ſieht man zwei Weiber mit Zöpfchen, mit Lotos auf dem Kopfe, die dem Könige einen Teller mit klei-

nen Kuchen darreichen. Der König ſitzt, vor ihm iſt eine andere weibliche Figur, die ihre Arme nach ihm ausſtreckt, während er ihr einige von den Leckerbiſſen, die man ihm überreicht hat, in den Mund ſteckt. *) Die Hauptfaſſade dieſes Gebäudes ſtellt den König vor, wie er mit ſeiner Keule vier Gefangene, die er am Arme hält, zu Boden ſchlägt. Er verrichtet dieſe Hinrichtung in Gegenwart des Oſiris, der ihm dazu einen Säbel anbietet. Auf der entgegengeſetzten Faſſade überreicht derſelbe Fürſt der nämlichen Gottheit eine andere Reihe angeketteter Gefangenen, das Uebrige des Raumes iſt mit noch geheimnißvolleren hieroglyphiſchen Zeichen angefüllt. Das Dach iſt mit einer Bruſtmauer verſehen, mit bogenförmigen Einſchnitten, wovon ein Theil noch vorhanden iſt. Es gleicht ſo vollkommen den Mauern der durch Aegyptiſche Könige belagerten Städte, wie ſie in den oben beſchriebenen Kunſtwerken abgebildet ſind, daß man alle Urſache hat, dieß Gebäude für ein feſtes Schloß zu halten, das den Königen zur Reſidenz gedient hat. Die Ruinen zeigen überdieß, daß es ehemals von weit größerem Umfange geweſen iſt.

Der große Propyläus des Tempels, dem Palaſte in einer Entfernung von 300 Fuß gerade gegenüber,

*) Dies erinnert an den in Abyſſinien eingeführten Gebrauch, denjenigen, welchen ſie ihre Zuneigung bezeugen wollen, Speiſen in den Mund zu ſtecken. Die Reiſebeſchreibung des Herrn Salt enthält mehrere Beiſpiele davon.

iſt, wie gewöhnlich, mit gefärbten Bildhauerarbeiten überdeckt. — In dem Innern des darauf folgenden Propyläns iſt der Porticus dieſes herrlichen Gebäudes. —

Auf einer der Wandabtheilungen iſt der Monarch, auf der Rückſeite ſeines Wagens ſitzend, abgebildet, geſchmückt mit dem Diadem, und umgeben von ſeinem ganzen Hofſtaat. Die Pferde ſind angeſchirrt, aber von zwei Männern bei den Zügeln gehalten, und zwei andere halten die Füße der Pferde. Der König hält ſeinen Bogen mit der linken Hand, ſein Köcher liegt ihm zur Seite, mit der rechten Hand zeigt er mit einer ruhig triumphirenden Miene auf eine ſchreckliche Scene, die vor ſeinen Augen ſich zuträgt. Zwei Henker legen ganze Haufen von Händen und andere den Gefangenen abgehauene Glieder zu ſeinen Füßen. Hinter jedem dieſer Henker ſteht ein Secretär, der die Zahl der dem Könige dargebrachten verſtümmelten Glieder aufſchreibt. *) Die darunter befindlich geweſenen Abbildungen ſind abſichtlich zerſtört worden, doch ſieht man noch ein großes Meſſer. Man kann daraus ſchließen, daß der Künſtler verſchiedene Arten, wie man die Körper verſtümmelte, dargeſtellt hat. Hinter den Schreibern ſind verſchiedene Hofbeamte, deren gen Himmel gehobene

*) Dies ſcheint einige Aehnlichkeit zu haben mit dem Gebrauche der Abyſſinier, einen Theil des Körpers derer, die ſie im Kriege gefangen genommen haben, zu den Füßen ihres Oberhauptes nieder zu legen. Siehe die ſchon erwähnte Reiſebeſchreibung von Salt.

[illegible] die Verehrung für ihren Monarchen, und viel-leicht, nach dem gegenwärtigen morgenländiſchen Ge-brauche die Gebete ausdrücken, die ſie für ſein Leben und für ſein Wohl gen Himmel ſenden. Im Hinter-grunde bläßt ein Mann auf der Trompete, und einige Andere ſchleifen neue Schlachtopfer hinter ſich her. Es ſcheint, alle Erfindungen, um ſie auf dieſem Zuge zu mar-tern, ſeyen hier erſchöpft worden. Einige Gefangene tra-gen Handfeſſeln, andere haben die Ellenbögen vorn zu-ſammengebunden und in die Höhe gerichtet, andere haben die Ellenbögen über den Kopf zuſammen gebunden; von zwei andern hat der eine die Ellenbögen und der andere beide Fäuſte auf den Rücken befeſtigt; in dieſem Zu-ſtande ſind ſie Rücken an Rücken gebunden, und dieſer letztere hat den Arm an der Schulter des erſteren be-feſtigt, ein Gefangener hat die Hände zugleich an ſeine eigenen Schultern und an die Ellbenogen eines An-dern gebunden.

Wenden wir uns von dieſer gräuelvollen Scene zu einer ähnlichen, ſo finden wir denſelben Monarchen wieder, wie er, von Blut und Grauſamkeit noch nicht geſättigt, ſeinen Wagen leitet, ohne ihn in Galopp zu ſetzen, woran ungefähr zwanzig Gefangene mit, nach der beſchriebenen Weiſe zuſammengewundenen Händen und Armen befeſtigt ſind. Die nicht nachfolgen können, werden auf dem Boden geſchleift, und drei unter ihnen ſind an die Deichſel gebunden. Die Angſt und die Qual dieſer Unglücklichen ſind mit der größten Wahr-heit ausgedrückt. Der Künſtler zwingt uns, ſein Au-

Akt zu bewundern, indem er uns mit Entſetzen erfüllt, und es iſt übrigens nur zu wahrſcheinlich, daß er das Andenken an wirkliche Scenen verewigt hat, denn es iſt ſchwer zu glauben, daß man ihm würde erlaubt haben, dieſes barbariſche Verfahren in ſeinen Abbildungen mitten in der Hauptſtadt und auf den Mauern der Tempel noch zu übertreiben.

Unterhalb dieſes Gemäldes ſieht man eine Colonne Infanterie, mit langen Piken und Degen bewaffnet, langſam heranrücken. Dieſer Zug bewegt ſich ſo genau und regelmäßig, daß man daraus ſchließen muß, daß die Könige von Aegypten große, wohl disciplinirte Corps von Infanterie unterhielten.

Um uns von dieſen empörenden Scenen der Grauſamkeit zu erholen, wendeten wir unſere Augen zu einer Darſtellung anderer Art. Der König und ſeine Brüder oder Bundesgenoſſen ziehen in Prozeſſion zu ihren Göttern, und danken ihnen für einen Sieg oder eine glückliche Ueberſchwemmung. Der Glanz dieſer Ceremonie, und der hohe Rang der dabei vorkommenden Perſonen laſſen beinahe glauben, daß hier von einem Sieg die Rede iſt. Die Prieſter tragen eine geweihte Barke, die heiligen Bücher, Rollen von Papyrus, Götzenbilder aller Art, Scepter, Lotos und Palmblätter.

Das Adytum iſt zum Theil zerſtört, und der Ueberreſt von Trümmern verſchüttet, ſo daß wir nur noch die Abbildungen an der nördlichen Mauer zu beſchreiben

haben. Sie ſind sehr verſtümmelt, aber nicht ohne Intereſſe. In einer der daſelbſt vorgeſtellten Scenen iſt der König auf ſeinem Wagen, und man ſieht nicht weit davon die Feſtung oder den Palaſt, der ihm gehört. Die Schießſcharten in der Höhe der Mauern, und alle übrigen Verhältniſſe dieſes abgebildeten Schloſſes, haben viele Aehnlichkeit mit dem Originalgebäude, wie es noch zu Medinet-Abou befindlich iſt. In einem andern Schlachtſtücke tragen die Feinde die hohe Aſiatiſche Tiare (Hauptſchmuck) und einen geſtreiften Panzerrock, ſie ſind mit langen Piken und runden Schilden bewaffnet, und einige haben kurze Degen. Ihre Wägen ſind von verſchiedener Form, einige davon ſcheinen von Eiſen zu ſeyn, da ſie, wie die Canaaniter, aus über's Kreuz gelegten Eiſenſtangen zuſammengeſetzt ſind. Sie werden von Büffelochſen gezogen, deren Joch eine bloße Stange iſt, und wo die Zugriemen um die Bruſt gehen. Hierauf kömmt eine Jagd. Der König auf ſeinem Streitwagen hat ſchon zwei Wurfſpieße geſchleudert, und zwei Löwen an der Seite durchbohrt, einer davon entflieht in's Gehölz. Der Monarch iſt von einem Truppe Soldaten begleitet, die mit Lanzen, Keulen und Säbeln bewaffnet ſind.

Die folgende Abbildung hat einen, von allen übrigen Kunſtwerken, die ich in Theben geſehen habe, verſchiedenen Charakter. Sie ſtellt das Aegyptiſche Heer dar, mit dem König an der Spitze, wie es einem Feinde, der eben eine Landung verſucht, den ſtärkſten Widerſtand leiſtet. Der König iſt herabgeſtiegen von ſeinem Wagen

und begleitet von ſeinen Söhnen, er hat ſchon 10 Feinde, denen es gelungen war ans Land zu kommen, zu Boden geſtreckt, er tritt ſie mit Füßen, und unterſtützt zugleich mit ſeinen Pfeilen den Kampf ſeiner Flotte. Die Aegyptier ſind zu Waſſer nicht weniger glücklich, als auf dem Lande. Ihre Barken ſind mit Gefangenen angefüllt, die ihre runden Schilde, Degen und Piken gegen Handſchellen ausgetauſcht haben. Die gewöhnlichen Hinrichtungen und Opfer nehmen die beiden folgenden Abtheilungen der Mauer ein. Auf einigen Belagerungs-Scenen wird von der Höhe der Feſtung, zum Zeichen der Unterwerfung, ein Signal mit Feuer gegeben.

Als Theben ſich in viele kleine Städte und Dörfer theilte, ſchienen die beträchtlichſten von den, am weſtlichen Ufer des Fluſſes gelegenen, Orten das Viertel der alten Stadt, das den Namen Memnonion führte, zum Mittelpunkt gehabt zu haben, und beſonders die beiden eben beſchriebenen großen Tempel. Der letztere (Medinet Abou) nennt ſich, wie es ſcheint, noch bis dieſen Tag die Stadt. *) Nach und nach entfernten ſich die Einwohner von dieſen Städten und Dörfern, da die Entfernung vom Sitz des Gouvernements den Aufenthalt daſelbſt unbequem oder doch wenig vortheilhaft machte. Sowohl die ſtrenge Behandlung, die Theben und die benachbarten Orte zu verſchiedenen

*) Man hat weiter oben geſehen, daß Medinet-Abou die Stadt des Vaters heißt.

Zeiten unter der launenhaften Regierung der Ptolemäer zu erdulden hatten, als die Begünſtigungen, welche diejenigen erhielten, die ſich an die Küſte des Mittelländiſchen Meeres, um den Handel mit Europa zu führen, oder in der Nähe von Coptos, wegen des Indiſchen Handels, niederließen, alle dieſe Urſachen wirkten gleich zerſtörend auf den Zuſtand dieſer ſonſt ſo blühenden Hauptſtadt. Trotz dieſer ungünſtigen Umſtände, ſehen wir doch, daß ſie in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums der Sitz einer beträchtlichen Kirche wurde, wiel der Diſtrict des ehemaligen Theben nicht weniger als zwei Biſchöffe hatte, den einen zu Maximianopolis, was man für das heutige Medmont hält, und den andern im eigentlichen Theben. Dieſer letztere war am weſtlichen Ufer des Fluſſes, und der erſtere auf dem öſtlichen; die Ueberreſte einer Griechiſchen Cathedralkirche, die man noch in dem Porticus des Tempels von Medinet-Abou ſieht, laſſen vermuthen, daß daſelbſt der Hauptſitz des öſtlichen Kirchſprengels war. Es ergiebt ſich übrigens aus dem alten Gemäuer und zerbrochenen Steinblöcken, auf welchen der Grund dieſer Kirche ruht, daß ſie erſt auferbauet worden iſt, nachdem der alte Tempel lange vorher ſeinen geheiligten Charakter verloren hatte, das heißt, zu einer Zeit, wo das Heidenthum vom Hofe verbannt, und das Chriſtenthum die Religion des Reichs geworden war. Als nachher die Chriſtliche Religion von der Mahomedaniſchen verdrängt wurde, verloren nach und nach die beſchädigten Ueberreſte der alten Hauptſtadt Aegyptens jede Art von Glanz, und fielen in die tiefſte Vergeſſenheit. Zu den

politiſchen Urſachen, welche dieſe Orte verödeten, kamen noch phyſiſche Gründe hinzu, welche daſſelbe bewirkten. In dem Verhältniße, wie Theben ſeinen Handel und Reichthum verlor, konnten die öffentlichen Werke und Anſtalten nicht anders als vernachläßigt werden, denn die Unkoſten zu ihrer Unterhaltung ſetzten einen Zuſtand von Wohlhabenheit und eine beträchtliche Bevölkerung voraus. In Aegypten haben beinahe alle öffentlichen Gebäude und Anſtalten keinen andern Zweck, als eine richtige Vertheilung des Waſſers und Einrichtung der Canäle. Die Canäle, die in jeder Richtung das Gebiet der Stadt Theben durchſchnitten, mußten unbrauchbar werden, ſobald man nicht mehr für ihre Erhaltung ſorgte; in kurzer Zeit waren ſie mit Schlamm verſtopft und nicht mehr im Stande, das überflüſſige Waſſer der Ländereien abfließen zu laſſen, ſo daß dieſe von Tag zu Tag ſchlechter werden, und zugleich die Luft mit ſchädlichen Dünſten verpeſten mußten. Diejenigen daher, die einen andern Wohnort aufſuchen konnten, zogen ſich in andere Städte und die Landleute, durch ihre Arbeit und ihre Gewohnheiten an den Boden gebunden, begaben ſich nicht weiter, als in das benachbarte Gebirge. Hier machten ſie ſich aus alten Gräbern bequeme Wohnungen, indem ſie auf gewiſſe Weiſe zu den Sitten ihrer Vorväter, der Troglodyten, zurückkehrten, und fanden hier in der Wohnung der Todten die Geſundheit wieder, die von dem flachen Lande gewichen war. Dieſer neue Aufenthaltsort bot ihnen übrigens genug Weide dar zur Nahrung für ihr

Vieh, und hinlängliches Getraide für ihr eigenes Bedürfniß.

Da wir den erſten Keim der Wiſſenſchaft, Politik und Religion den Nachkommen der Troglodyten verdanken, die ihre Höhlen verließen, um das Menſchengeſchlecht aufzuklären und zu civiliſiren, ſo können wir nicht wiſſen, wie viel Jahrhunderte hinreichen werden, die aufgeklärteſten Nationen Europens wieder in Barbarei zu verſenken.)

Es wäre ein ſehr unnützes Unternehmen, alle in der Ebene von Theben, beſonders in der Nähe der Wüſte und unter den Ruinen der erwähnten Tempel zerſtreuten, koloſſalen Statuen beſchreiben, oder auch nur aufzählen zu wollen. Im Ganzen genommen, gleichen ſie, in Anſehung der Form, der Kleidung und der Stellungen denen, die ſich auf der andern Seite des Fluſſes befinden. Aber ich kann die Wunderwerke dieſer alten Stadt nicht verlaſſen, ohne in Betreff der drei merkwürdigſten Statuen des weſtlichen Ufers in einiges Detail einzugehen.

Ich habe ſchon geſagt, daß der zwiſchen Medinet Abou und El Ebek gelegene Tempel von Franzöſiſchen Reiſenden Memnonion genannt worden iſt, wegen der zerbrochenen Statue von rothem Granit, die ſich innerhalb ſeines Umfanges befindet. Nach verſchiedenen, an dieſen Koloß angeſtelltem Meſſungen fand ich, daß der Umfang des obern Theils des Fußes 6 Fuß und 6 Zoll

hielt, und die Schultern 62 — 63 Fuß im Umfang hatten. Dieſe ungeheuere Statue iſt in der Gegend des Gürtels zerbrochen, und die obere Hälfte liegt auf dem Rücken am Boden. Das Geſicht iſt ganz zerſtört. Wenn man die Kühnheit des Künſtlers, der dieſe Statue ausarbeitete, und die Kraft, die ſie aufgerichtet, gehörig bewundert hat, ſo ſtaunt man nicht weniger über die Gewalt und Anſtrengung, die es erfordert hat, ſie umzuſtürzen. Nur mit Hülfe einiger Kriegsmaſchinen war es möglich, dies ins Werk zu richten, und ohne Zweifel gehörte viel Zeit dazu. Die Statue hat die ganze Mauer, ſo weit ſie dieſelbe erreichen konnte, bei ihrem Fall mit umgeſtürzt. Nicht ohne große Mühe und Gefahr kletterten wir auf ihren Hals, und ihre Schultern. Indem ich von da bis an das Kinn ſtieg, bediente ich mich der Hülfleiſtung eines Arabiſchen Domeſtiken, der mir zur Seite mitten durch hieroglyphiſche Schriftzüge den Arm hinaufſtieg.

Die beiden andern Statuen, die auch von einigen Reiſenden Statuen des Memnon genannt werden, ſind in der Ebene auf dem halben Wege zwiſchen dem Fluſſe und der Wüſte. Die Ueberſchwemmung hatte ſie kaum im Januar trocken gelaſſen, und wir gelangten daher nicht ohne Mühe zu ihnen. Ihre Höhe beträgt ungefähr 50 Fuß. Jede ruht auf einem Piedeſtal, das 6 Fuß hoch, 18 Fuß lang und 14 breit iſt. Sie ſind aus einem röthlichen, ſehr harten Sandſtein verfertigt. Der Einfluß der Luft hat an mehreren Orten ſeine

Farbe verändert, ſo daß er hier und da ſchwarz, grau, braun oder weißlich ausſieht.

Wenige Denkmäler der alten Pracht der Aegyptier haben den Scharfſinn der Alterthumsforſcher ſo in Bewegung geſetzt, als die Unterſuchung über die Statue, des Memnon, oder vielmehr derjenigen Statue, von der man ſagte, ſie gäbe geheimnißvolle Töne von ſich, wenn die erſten Strahlen der Sonne ſie beſchienen. Die darüber entſtandenen gelehrten Streitigkeiten haben ihre Quelle in den widerſprechenden Berichten der Geographen, Naturforſcher, und Dichter des Alterthums. Die Franzoſen haben ſich für die Meinung entſchieden, welche den umgeworfenen Koloß des Tempels, den ſie Memnonion heißen, für dieſe alte Statue anerkennt. Pococke hingegen glaubt ſie in derjenigen der beiden eben erwähnten Statuen wiederzufinden, welche am nördlichſten liegt.

Strabo ſagt bloß, am entgegengeſetzten Ufer des Fluſſes, wo Memnonion ſey, wären auch zwei koloſſale Statuen, jede aus einem einzigen Stein, und beide nahe an einander, der obere Theil wäre, wie man ſage, durch ein Erdbeben abgebrochen, und aus dem unteren Theile, der noch auf dem Thron oder der Baſis ruhe, gehe jeden Tag ein Ton hervor, der einem leiſen Anklang ähnlich ſey. Dies ſtimmt vollkommen mit dem Ausdruck Juvenals überein. *) Ferner ſind die beiden gedachten Statuen nicht weiter von einander entfernt als 54 Fuß. Sie ſind nach demſelben Punkt des Hori-

*) Dimidio magicae resonant ubi Memnone chordae.

zonts gerichtet. Sie haben die größte Aehnlichkeit ſowohl in Anſehung der Größe, als des Charakters und der Verhältniſſe. Eine davon iſt ohne allen Zweifel aus einem einzigen Steinblocke gehauen, die nördliche iſt offenbar am Gürtel entzwei gegangen. Der untere Theil beſteht aus einem einzigen Blocke, *) aber der Leib, die Arme und der Kopf ſind aus mehreren horizontalen Lagen eines Steines gemacht, der von dem der Beine und der Baſis verſchieden zu ſeyn ſcheint.

Pauſanias beſchreibt dies Denkmal auf folgende Art: „Der Koloß der Aegyptier, der ſich in dem Aegyptiſchen Theben auf der andern Seite des Nils und nahe bei den Syringes befindet, iſt in meinen Augen noch erſtaunenswürdiger. Es iſt eine ſitzende Statue, die eine Stimme hat; man nennt ſie gewöhnlich Memnon; man ſagt, daß dieſer Memnon aus Aethiopien nach Aegypten und bis nach Suſa gebracht worden ſey, die Einwohner von Theben verſichern jedoch, dieſe Statue ſey nicht die des Memnon, ſondern des Phamenoph, ihres Landsmannes. Einige Perſonen haben mich verſichert, daß es die Statue des Seſoſtris ſey, die auf Befehl des Cambyſes in zwei Stücke gebrochen worden, und der obere Theil vom Kopf bis an den Gürtel liege umgeworfen auf dem Boden. Der Ueberreſt der Statue iſt ſitzend, und läßt jeden Tag beim Aufgang der Sonne einen Ton ausgehen, der dem Ton der Saite einer Harfe oder Lyra ähnlich iſt.“ **)

*) Monolithos.

**) Pauſanias Atticus. C. 42.

Plinius erzählt daſſelbe Phänomen von einer Statue von Theben, die man die des Memnon nenne, und welche, ſetzt er hinzu, von einem Stein wäre, der dem Baſalt ähnlich ſey, und die Farbe und Härte des Eiſens habe.

Philoſtratus macht in ſeinem Leben des Apollonius von Thyana eine lange Erzählung von dieſer Statue, welche Damis, der Gefährte des Philoſophen und Magikers geſehen hat, ſagt aber nicht, daß ſie gebrochen ſey. Sie muß alſo zu ſeiner Zeit entweder ſchon wieder reparirt worden ſeyn, oder er ſpricht von einer andern Statue. Er ſagt ferner, es ſey die Statue eines jungen Mannes und habe das Geſicht gegen Oſten gerichtet, ſie gebe einen Ton von ſich, wenn die Strahlen der Sonne ihre Lippen berührten, und ſie habe die Hände an den Leib gedrückt und die Füße in einander gefügt, wie alle Statuen, die vor dem Jahrhundert des Dädalus verfertigt worden ſind. Dieſe Beſchreibung paßt auf die gedachte Statue in Anſehung der beiden letzten Punkte, aber dieſe Statue ſcheint nicht die eines jungen Mannes zu ſeyn, und ihr Geſicht iſt gegen Süd-Oſt gerichtet. Derſelbe Schriftſteller ſpricht von dieſer, mit einer Stimme begabten Statue, als wenn ſie am Ende einer Reihe von koloſſalen Hermen geſtanden habe. Dieſer Umſtand ſchien die Meinung derer zu unterſtützen, welche glauben, er ſpreche von einer im Memnonion aufgeſtellten Statue. Man muß aber bemerken, daß dieſe Statuen in Form von Säulen, die den Karyatiden der Griechen zu

Muſtern gedient zu haben ſcheinen, in den verſchiedenen Gebäuden von Theben ſehr gewöhnlich waren, und die, von denen Philoſtratus ſpricht, können mit dem Reſt des Tempels, zu welchem dieſe beiden Statuen gehörten, zu Grund gegangen ſeyn. Wie dem auch ſey, ſo hat doch das Zeugniß des Strabo, der erzählt, was er geſehen hat, mehr Gewicht, als das des Plinius und Philoſtratus, die bloß wiederholen, was ſie haben ſagen hören.

Das äußere Anſehen dieſer Statue entſpricht ganz dem, was Tzetzes ſagt, daß ſie nämlich aus einem Stein von einem gemiſchten oder gefleckten Roth verfertigt wär. An einigen Orten iſt er ganz roth, an andern gleicht er einer Breccia, *) oder Puddingſtein, zuſammengeſetzt aus Kieſeln von verſchiedenen Farben.

Zu den oben angeführten Zeugniſſen, die im Ganzen der Meinung des Pococke günſtig zu ſeyn ſcheinen, muß man noch die einer Menge von Griechen und Römern hinzufügen, die dieſe Statue zu verſchiedenen Zeiten beſucht, und ihre Namen auf die Beine und Füße derſelben eingegraben haben mit der Erklärung, ſie hätten den Ton oder die Stimme des Memnon zu der und der Stunde gehört; (meiſtens eine oder zwei Stunden nach Aufgang der Sonne) denn es läßt ſich nicht annehmen, ſie hätten den Ton aus einer Statue kommen hören, und dieſe Thatſache auf einer andern

*) Eine Marmorart, die ſich häufig in den Pyrenäen findet.

Statue ſchriftlich bemerkt. Auch Strabo beſuchte dieſe Statue, und hörte ihre Stimme. Wir ſuchten aber unter ſo vielen Inſchriften vergebens nach dem Namen dieſes berühmten Geographen.

(Der Verfaſſer führt hierauf mehrere dieſer Inſchriften an, wovon eine die oben angeführte Stelle des Pauſanias erklärt. Es iſt eine Griechiſche Inſchrift, deren Verfaſſer ſagt: „Er habe die göttliche Stimme des Memnon oder Pamenoph gehört.“ Dieſer letztere war ein alter König von Aegypten und Nachfolger des Seſoſtris, den die Griechen mit dem Aethiopier Memnon, dem Sohne der Aurora verwechſelten.)

Die meiſten dieſer Inſchriften und vielleicht alle ſind unter der Regierung der erſten Römiſchen Kaiſer geſchrieben worden; keine ſcheint viel ſpäter zu ſeyn, als die Regierung Hadrians, und die häufige Wiederholung des Namens dieſes Kaiſers, ohne den Beinamen divus, führt auf die Vermuthung, daß ſie von denen herſtammen, die ihn auf ſeiner Reiſe nach Aegypten begleitet haben, oder daß ſie wenigſtens bei ſeinen Lebzeiten ſind geſchrieben worden.

Um eine Vorſtellung von den Verhältniſſen dieſer koloſſalen Statue zu geben, brauche ich nur anzuführen, daß die Höhe des Beines und Fußes 18 Fuß und 5 Zoll beträgt, die Länge des kleinen Fingers vier Fuß fünf Zoll, und daß die Höhe des Beines und Fußes der kleinen,

neben dem groſſen Koloß ſtehenden Figur nicht unter ſechs Fuß ausmacht.

Die andere koloſſale Statue, die mehr nach Süden ſteht, hat beinahe dieſelben Dimenſionen. Die Piedeſtals, auf welche dieſe Statuen aufgeſtellt ſind, enthalten eine Menge eingegrabener Hieroglyphen, wo man die gewöhnlichen Sinnbilder Aegyptiſcher Myſterien wiederfindet. An beiden Seiten der Throne, auf welchen dieſe Statuen ſitzen, ſind zwei Prieſter abgebildet, die mit Händen und Füßen Lotosſtängel binden und preſſen, die beſtimmt ſcheinen eine Tafel zu unterſtützen, auf welcher die Throne ſelbſt der Annahme nach ruhen müſſen.

(Das ſiebente Kapitel enthält die Reiſe von Theben nach Dendera. Es fängt mit einer Griechiſchen Inſchrift von der Königin Cleopatra und Ptolemäus Philometor an, die auf dem Propyläus eines zertrümmerten Tempels gefunden worden, welcher unter dem Namen Aroures wahrſcheinlich dem Merkur geweiht war.)

Als wir Theben verließen, folgten wir dem Laufe des Fluſſes bis an das volkreiche Dorf Benoud. Am folgenden Tage beſtiegen wir Eſel von ſchöner Raſſe, um vier Meilen von da die Ruinen des alten Coptos zu beſuchen, das heutzutage von den Einwohnern Gopht genannt wird.

Man nimmt ſo ziemlich allgemein an, daß dieſe Stadt vor den Ptolemäern von keiner Bedeutung geweſen ſey. Wenn dieſe Meinung gegründet iſt, ſo be-

weiſen die Ruinen, die man hier ſieht, für eine Vermuthung, worauf uns ſchon andere Bemerkungen gebracht haben, daß nämlich mehrere Tempel, die man in Aegypten findet, im Styl der alten Aegyptiſchen Architektur erbauet und Aegyptiſchen Göttern geweiht, erſt nach den Eroberungen Alexanders errichtet worden ſind. Es iſt jedoch wahrſcheinlich, daß die vortheilhafte Lage dieſer Stadt in der entfernteſten Zeit des Alterthums wenigſtens einen Theil vom Handel des ganzen Landes dahin gezogen hat. Es iſt bekannt, daß die erſten Ptolemäer, denen dieſe Vortheile in die Augen fielen, aus dieſer Stadt den Haupt-Stapelplatz zwiſchen Indien und Aegypten machten. Eine weite fruchtbare Ebene, dem niedrigſten und eben darum gangbarſten Theil der Gebirge Arabiens*) gegenüber, ſchien ihnen ganz geeignet zu ſeyn, den blühendſten Handel herbeizuziehen. Indem ſie alſo dieſen Plan mit der Beharrlichkeit und der großen Anſicht verfolgten, welche alle Unternehmungen und Anſtalten dieſer berühmten Nachfolger Alexanders charakteriſiren, ſo errichteten ſie mitten durch die Wüſte eine Straße, und erbaueten auf dieſem Wege in gehörigen Zwiſchenräumen Häuſer, die beſtimmt waren, der Karawane die von Coptos anfänglich nach Bérénice, und in der Folge nach Myos Hormos zog, zu Ruhepunkten zu dienen.

*) Ich nenne dieſe Gebirge ſo, um mich nach dem Sprachgebrauche des Strabo und anderer Alten zu richten, und um ſie von den Gebirgen der Libyſchen Wüſte zu unterſcheiden.

Coptos führte den Handel nach Indien über Bérénice, und mit Europa über Juliopolis (zwei Meilen von Alexandria gelegen) bis zur Zerſtörung der Griechiſchen Herrſchaft in Aegypten fort. In dieſem Zeitpunkte verlegten die Sarazenen die Handlungs-Etabliſſements nach Cous, was das alte Apollinopolis parva war. Man weiß nicht, was zu dieſer Veränderung Anlaß gab, wenn es nicht vielleicht deshalb geſchehen iſt, daß Coptos, lange Zeit nach der Eroberung der Sarazenen der Hauptort der Chriſtenheit in Aegypten blieb, obgleich dieſe Eroberung der Stadt einen tödtlichen Stoß gegeben, und ſie gegenwärtig dem Auge nur einen Haufen von Ruinen darbietet.

Der Raum, den dieſe Ruinen einnehmen, iſt von irregulärer Form, und hat ungefähr zwei und eine halbe Meile im Umfange. Das kleine Dorf Gopht liegt an einem der Winkel. Wir fanden unter dieſen Ruinen die Ueberreſte zweier Tempel, von denen kein Theil ſeinen urſprünglchen Platz noch einnimmt, außer vielleicht die Baſis eines Propyläen von Granit. Mehrere Bruchſtücke von rothem und grauen Granit und einige kleine Stücke Porphyr liegen hier und da zerſtreut. Die eingeſtürztn Mauern einer großen Griechiſchen Kirche nehmen den übrigen Raum ein, und umſchließen mehrere, auf dem Boden liegende Säulen, die ſonſt dieſer Kirche zur Stütze und Zierde dienten. Die Capitäler dieſer Säulen waren weitblätterig, und denen der Säule zu Alexandria ſehr ähnlich.

Die Mauern der alten Stadt ſind an mehreren Orten kennbar, hauptſächlich gegen die Gebirge zu. Eine halbe Meile nord-öſtlich von den Ruinen gegen ein elendes Dorf zu, das Elkeman heißt, ſahen wir einen kleinen Tempel ohne Säulen, deſſen Mauern mit Hieroglyphen bedeckt waren, welche die gewöhnlichen Opfergaben und Prieſter, und deren Gottheiten darſtellten.

Indem wir der Mauer entlang ſüd-ſüd-weſtlich von der Stadt unſern Weg einſchlugen, kamen wir an eine wohlgemachte Landſtraße, die eine ſüdöſtliche Richtung gegen das Gebirge nimmt. Offenbar iſt ſie in der Abſicht erbauet worden, um den Zug der Karawanen durch ein mit Canälen durchſchnittenes und oft mit Waſſer überdecktes Land zu erleichtern. Sie muß ehedem auf den Weg geführt haben, der durch die Wüſte hindurch nach Bérénice geht, ſo wie ſie jetzt auf den Weg nach Coſſeir führt. Ungefähr eine Viertelmeile von der Stadt, bei einem großen Teiche oder Waſſerbehälter, theilt ſich dieſe Straße in zwei Arme, wovon der eine nach dem Thore der Stadt führt, und der andere dem Laufe des Fluſſes gefolgt zu haben ſcheint. Am Punkte der Vereinigung ſieht man noch die Reſte eines anſehnlichen Gebäudes, das wahrſcheinlich zu Handelszwecken beſtimmt war, und Magazine enthielt. Man ſieht noch die Ruinen einer großen Brücke, und mehrere kleine, ſteinerne Tröge, die dazu dienten, die Karawanen mit Waſſer zu verſehen. Am weſtlichen Winkel der Stadt, dem Fluſſe gegenüber, iſt

eine hübſche ſteinerne Brücke, auf ſechs große Pfeiler geſtüzt, und hauptſächlich von Bruchſtücken der Tempel erbauet, wie man aus den umgekehrten und in keiner Folge ſtehenden Hieroglyphen erſieht, welche verſchiedene dieſer Blöcke verzieren. Ein Gang oder eine Waſſerleitung, in Geſtalt eines Bogens oder Gewölbes, zwiſchen der Brücke und der Mauer befindlich, ſcheint unter den erſten Römiſchen Kaiſern erbauet worden zu ſeyn. Die Communication der Straße mit dem Fluſſe war in jeder Jahreszeit mit Hülfe dieſer Brücke, und einer ganz ähnlichen etwas weiter unten, offen.

Die Ebene, auf welcher Coptos liegt, erſtreckt ſich von der Seite des Fluſſes auf anderthalb Meilen, und nach der Wüſte zu auf vier Meilen. Der Boden daſelbſt iſt, ſo wie in dem übrigen Thebais, geeignet die reichſten und koſtbarſten Erzeugniſſe hervorzubringen, ob er gleich in ſeinem jetzigen Zuſtande nicht viel Anderes als Weizen, Linſen, Gerſte, Bohnen und ſehr wenig Zucker erzeugt. Im Sommer trägt faſt alles angebauete Land Durra, aber bei weitem der größte Strich Landes wird zu Weiden für Hammel, Ochſen, Kameele und Dromedare benutzt. Der gewöhnliche Preis eines guten Dromedars iſt ungefähr acht Pfund Sterling.

Obgleich die Ueberſchwemmung vom vorigen Jahre ſo reichlich geweſen war, daß der Landmann von Oberaegypten ſein Getraide bauen konnte, ohne ſeine Zuflucht zu der künſtlichen Winterwäſſerung zu nehmen, die man Chetaouy heißt, ſo war doch die ganze Ebene

von Coptos ſchon ſeit mehr als einem Monat vom Waſſer frei, und von dem Grün der jungen Saat bedeckt, woraus ſich, gegen die Meinung des Doctor Shaw, ſchließen läßt, daß der Boden dieſer Ebene höher iſt, als der von der Ebene von Theben.

Aus einer Stelle des Strabo ſieht man, daß das alte Coptos gemeinſchaftlich von Aegyptern und Arabern bewohnt war, was anzeigt, daß die Führung der Karavanen ehedem, ſo wie in unſern Tagen, in den Händen der Araber geweſen iſt, denn ſonſt ließe ſich nicht erklären, warum dieſe Stadt allein durch dieſen beſondern Umſtand ausgezeichnet wäre.

Der Verkehr zwiſchen Aegypten und Arabien war bis zum Zeitpunkte der Eroberungen der Sarazenen, und der Einführung des Mahomedaniſmus in Aegypten, bloßer Handelsverkehr. Jene wichtigen Begebenheiten mußten natürlich dieſe Art von Verkehr noch vermehren, und ihnen ein größeres Ziel geben. Das Wallfahrten nach Mekka wurde eine der erſten Religionspflichten, und lange Zeit hindurch vereinigten ſich frommer Eifer und Gewinnſucht, um die Verbindungen zwiſchen dem Vaterlande des Propheten, und dem reichſten der ſeiner Religion unterworfenen Länder zu erleichtern und zu vervielfachen. Verſchiedene, nach einander erfolgte Veränderungen im Gouvernement, in der Politik und im Handel haben in Aegypten den Fortſchritten dieſer Religion Einhalt gethan, und beſchleunigen ihren Untergang. Gegenwärtig wird dieſer Handel hauptſächlich durch die

Karavane betrieben, die jährlich von Cairo kommt, und zum Theil aus Pilgrimmen, zum Theil aus Kaufleuten beſteht. Die übrigen Karavanen ſchlagen ungefähr den ehemaligen Weg ein, und gehen von Kenné nach Coſſeir, anſtatt von Coptos nach Bérénice zu gehen.

Dieſe Karavanen machen die Reiſe vom Nil bis an die Küſte des rothen Meeres mit einer Bedeckung von Ababdiſchen Arabern, die für den Schutz, den ſie gewähren, außer dem Miethgeld für die Kameele, einen Antheil an den transportirten Waaren erhalten. Aber dieſer Schutz iſt oft unzureichend, die Karavane ſieht ſich oft genöthigt, die Freundſchaft eines andern Stammes, der Atouni, zu erkaufen, die tapferer und kriegeriſcher ſind, als die Ababden, und den Karavanen ſtets Beſorgniß verurſachen.

Als das Gouvernement von Ober-Aegypten noch im Anſehen und wohl eingerichtet war, wurden die aus Cairo von dem Paſcha geſendeten Cachefs,*) mit einer ſo ſtarken Bedeckung von Mammelucken verſehen, daß die Karavanen unter ihrem Schutze ihre Reiſe furchtlos zurücklegen konnten. Man fürchtete damals die Atounis nicht, und nahm nur Ababden mit, um die kleinen Diebſtähle zu verhüten, die verirrten oder nachziehenden Reiſenden zu beſchützen, und um ſie als Wegweiſer zu gebrauchen. Aber ſeit langer Zeit ſind Ober-Aegypten und Cairo das Theater der innern Kriege der dortigen

*) Anführer der Karavane.

Gewalthaber geworden, und der Einfluß der Araber, die ſich unter die Fahne bald dieſes, bald jenes Anführers begeben, hat ſeitdem ſehr zugenommen. Ihre Streitigkeiten mit den Befehlshabern von Kenné und ihre Zwiſtigkeiten unter einander haben die Abreiſe der Karavanen häufig um mehrere Monate verzögert.

Der gewöhnliche Miethpreis eines Kameels für die Reiſe von Coſſeir iſt 600 Paras oder 35 Franken, wovon der Cachef der die Karavane führt, 40 Paras und die Ababdiſchen Wegweiſer 20 erhalten, das Uebrige gehört dem Eigenthümer des Kameels. Die gewöhnliche Ladung eines Kameels iſt ungefähr 6 Centner, außer 40 Pfund Bohnen, als Lebensmittel für 4 Tage. Die große Karavane, die zu beſtimmten Zeiten abgeht, beſteht oft aus mehr als 1000 Kameelen, aber es giebt, auch kleinere die immer auf dem Wege ſind.

Die Haupt-Handelsartikel, die man nach Coſſeir führt, ſind Waizen, die Hauptladung der Karavanen, ſowohl in Körnern als in Mehl, Honig, Oel, Zucker, Bohnen, Linſen und Leinewand. Der Kaffee iſt der Hauptartikel der Rückfracht. Hierzu kommt noch arab. Gummi, baumwollne Zeuche, Weihrauch, Pfeffer, Shawls und Indiſche Muſſeline, und in geringer Menge einige Engliſche Fabrikate, die aus Bombay kommen. Die Ausfuhrartikel von Aegypten entrichten, außer einem unbedeutenden Geſchenke an die Beamten des Gouverneurs von Kenné, keine Abgaben an das Gouvernement, vermuthlich nach dem Grundſatze, daß man die für das

H 2

Vaterland des Propheten beſtimmten Lebensmittel nicht mit Abgaben beſchweren dürfe; denn es iſt unter den Mahomedanern eine angenommene Meinung, daß der Sultan von Conſtantinopel nur deshalb das Oberhaupt der Religion iſt, weil er als Herr von Aegypten, über die Kornkammer Arabiens zu verfügen hat. Aber die Rückkehr-Artikel dieſes Handels ſind Zöllen unterworfen, zu Coſſeir und zu Kenné, außer dem, was noch in Cairo zu bezahlen iſt. Die Gefälle werden zu Coſſeir in natura erhoben, zu Kenné aber in Geld. Der Kaffee, giebt in natura vom Ballen zu 3 Centnern 19 Pfund ab, und zahlt für den Cantar 26 Engliſche Schillinge. Die Indiſchen Muſſeline zahlen in Coſſeir 10 Prozent.

Dieſer Handel iſt hauptſächlich in den Händen der Araber, was von dem dringenderen Bedürfniß herrühren kann, das Arabien nach den Producten Aegyptens hat, als Aegypten nach denen Arabiens. Auch bemerkt man an der Küſte Arabiens eine allgemeine Fähigkeit zum Handel, und eine größere Kenntniß der Maximen und Gebräuche des Handels, als man ſie in Aegypten antrifft. Dieſe Ueberlegenheit verdankt es unſtreitig der vortheilhaften Lage der Arabiſchen Städte am Meere, ſeinen Häven, dem Platze, den es zwiſchen Aegypten und Indien, dem älteſten Wege des Seehandels, deſſen die Geſchichte erwähnt, einnimmt, ferner den Aufmunterungen, welche das Gouvernement den Handlungs-Unternehmungen angedeihen läßt, und endlich der größe-

an Sicherheit des Eigenthums, welche Arabien vor Aegypten voraus hat.

Dieſe Indiſchen Kaufleute kommen entweder ſelbſt nach Sennaar, oder ſchicken ihre Agenten dahin. Auch die Aegyptier machen bisweilen einige Geſchäfte. Einige wenige ſind in den Händen der Abyſſiniſchen Chriſten. Jedes Jahr wird außerdem eine beträchtliche Menge von Waaren aus Aegypten und Arabien durch diejenigen Pilgrime und Takrurier ausgeführt, die den Kaufmannsſtand mit dem des Pilgrims vereinigen.

Im Laufe unſerer Reiſe von Aſſuan haben wir eine große Anzahl dieſer pilgernden Kaufleute, die aus dem Innern von Afrika kamen, angetroffen und eingeholt. Als wir ſie am Ufer des Fluſſes erreichten, ermangelten ſie nicht, nach ihrer Gewohnheit uns anzubetteln, und dies thun ſie bei Allen, die ſie unterwegs antreffen. Ein Para reichte hin ſie zufrieden zu ſtellen, aber ſie ruhten nicht eher, bis ſie dies geringe Almoſen erhalten hatten. Selten ſchlägt ihnen dies fehl, indem ſie entweder mit ihren Bitten nie ablaſſen, oder ſich in einen Kreis ſetzen, und bald das Lob des Propheten, bald ein anderes Lied ihres Volkes ſingen. Ihre Tonweiſe iſt wohlklingend und ſanfter, als die der Türken und Araber, ihr Geſang iſt richtiger, und ihr Ohr mehr muſikaliſch. Sie verlangen zuweilen Almoſen mit einem zuverſichtlichen Tone, ohne jedoch die mindeſte Abſicht zu haben, es durch Gewalt zu erzwingen, und nie habe ich ſie des Diebſtahls beſchuldigen hören. Die erſte

Frage, die ſie an einen Mann thun, den ſie beſſer gekleidet ſehen, als ſie es ſind, iſt: Andakum Fluus? Haſt du Geld? Als wenn dieſer Umſtand ihnen ſchon das Recht gäbe, welches zu fordern.* Alles, was ſie empfangen, wird in eine gemeinſame Börſe gethan, die der Aelteſte von ihnen bewahrt.

Ein Vortheil, den Kenné als Marktplatz für den Arabiſchen Handel in dieſen Zeiten der Verwirrung und Anarchie in Aegypten, durch ſeine Lage genießt, iſt die Nachbarſchaft der Wüſte, die ſich hier bis auf einige hundert Meter dem Fluſſe annähert. Dieſer Umſtand überhebt das Gouvernement der Unkoſten, die es für die Unterhaltung der Canäle, Landſtraßen und Brücken nicht aufzubringen im Stande wär, da außerdem dieſe öffentlichen Werke zur Zeit der Ueberſchwemmung für das Fortkommen der Karavanen durch das niedrige Land, das Coptos vom Gebirge trennt, unumgänglich nöthig wären, wenn der Handelsverkehr nicht neun Monate hindurch unterbrochen werden ſollte.

Außer ſeinem Handel mit Arabien hat Kenné noch eine Fabrik von gut gearbeiteten Waſſerkrügen. Sie werden aus einer gelben Erde gemacht, die man nur in der Nähe dieſer Stadt finden ſoll. Die Schichten dieſer Erde ſind von verſchiedener Dicke, und bilden wellenförmige Linien am Ufer des Fluſſes.

Bei unſerm erſten Beſuche zu Dendera im November des vorigen Jahres hatten wir einen großen

Theil des Landes zwiſchen der ehemaligen Stadt und dem Fluſſe, was einen Zwiſchenraum von ungefähr 2 Meilen beträgt, noch mit Waſſer bedeckt angetroffen. Diesmal fanden wir ihn trocken, und von den Einwohnern der angränzenden Dörfer angebauet.

Der große Tempel der Venus oder Iſis zeigte ſich uns in ſeiner ganzen Pracht. Die Zeit hat ihm beinahe keinen Abbruch gethan, wenigſtens nicht in den vorzüglichſten Theilen. Wenn er einige Zeichen des Alterthums an ſich trägt, ſo macht dies ſeinen Anblik nur imposanter und majeſtätiſcher. Nachdem wir ſo viele Denkmäler derſelben Art auf unſern Streifzügen durch Thebais geſehen und bewundert hatten, glaubten wir hier das Meiſterwerk Aegyptiſcher Baukunſt zu erblicken. Hier müſſen mehrere auf einander folgende Generationen den, von der erſten entworfenen Plan mit Beharrlichkeit ausgeführt, und eine unſägliche Arbeit die erhabenſten Ideen des Genies unterſtüzt haben. Nachdem wir den Totaleindruck der Maſſen genoſſen, und die Eleganz, die Feſtigkeit, die richtigen Verhältniſſe, und die Anmuth der Umriſſe dieſes edlen Gebäudes bewundert hatten, ſo wußten wir nicht, bei welchem einzelnen Gegenſtande wir zuerſt verweilen ſollten. Die Bildhauerarbeiten, die Malereien, die Sinnbilder, die Verzierungen, die Eintheilung des Innern, die Capitäler, die Säulen, die myſtiſche Bedeutung einiger, von allen denen, die wir bisher geſehen hatten, verſchiedenen Abbildungen, die auf den Plafonds dargeſtellten Thierkreiſe und andere Phänomene des Himmels;

Alles hatte gleiches Intereſſe, Alles war merkwürdig, und zog unſere Aufmerkſamkeit auf ſich.

Der Porticus beſteht aus 24 Säulen in 3 Reihen, jede Säule hat 22 Fuß Umfang, und eine Höhe von 32. Sie ſind mit Hieroglyphen überdekt. Die beſondere Form der viereckten Capitäler, von denen jedes das Bild der Göttin enthält, überraſchte uns anfangs durch ihre Seltſamkeit; in der That gewährte ſie einen Anblick, der den Grundſätzen der Griechiſchen Architektur ganz fremd war; indeß gewöhnten ſich unſere Augen nach und nach daran, wir fühlten, daß die ſanft-feierliche Einförmigkeit dieſer überall wiederholten Bilder dem Beſchauer ein tiefes Gefühl von Ehrfurcht einflößt, und eine Art von Ueberzeugung von der Gegenwart der in dieſem Tempel verehrten Göttin giebt, die ſich hier in ihrer liebenswürdigſten Geſtalt zeigt. Die Karyatiden der Griechen ſcheinen eine entfernte Nachahmung davon zu ſeyn. Ein unterrichteter Aegyptier fand in einem ſolchen Tempel, wie dieſer war, rings um ihn her aufgeſchlagene Bücher, welche die Geſetze, die Religion, und die Geſchichte ſeines Landes in ſich faßten, und mit allem Anſehen bekleidet waren, das der Ort ſelbſt, wo ſie verfaßt wurden, ihnen geben konnte. Nach welcher Seite er ſich auch wendete, ſo ſah er das Bild der wohlthätigen Gottheit, der er die Vortheile eines milden Klima, eines reichen Bodens, und eines Fluſſes verdankte, deſſen befruchtende Eigenſchaften wahrhaft wunderbar ſind. Was über ſeine Faſſungskraft gieng, was in den alten Sinnbildern ihm undurchdring-

lich blieb, war in ſeinen Augen um ſo heiliger, als der Zeitpunkt, wo ſie verfaßt wurden, ſich der Zeit näherte, in welcher die Gegenſtände ſeiner Verehrung auf Erden erſchienen waren.

Auf der Faſſade des Porticus iſt Iſis die Hauptfigur, welcher Opfergaben dargereicht werden. Ins Beſondere ſieht man auf dem Architrav 2 Prozeſſionen von Männern und Weibern, welche dieſer Göttin und dem Oſiris, der neben ihr ſitzt, Globen von Kuhhörnern umſchlungen, das gewöhnliche Symbol der Iſis, darreichen, ferner Schlangen mit Mitren, Cynocephalen, Vaſen, Lotusblüten, kleine Barken, einen Maasſtab, Feuer, Sphynxe u. ſ. w. Bei jeder Prozeſſion iſt ein Weib, das auf einer Harfe mit 10 Saiten ſpielt, und andere Weiber, die das Tambourin ſchlagen. Dieſes letztere Inſtrument iſt von ſehr alter Erfindung, wie man ſchon im Herodot und im Euripides ſieht, denn dieſe Schriftſteller melden, daß es dem Philoſophen Anacharſis, der es von Cyzicum nach Scythien brachte, das Leben koſtete. Von der Griechiſchen Inſchrift, die man ganz oben an der Corniche lieſt, werde ich anderswo ſprechen. Das Innere des Pronaos oder Porticus iſt mit Bildhauereien verziert, wovon die meiſten, wenigſtens zum Theil, die Farben, mit denen ſie überzogen waren, erhalten haben; ſie ſtellen Prieſter, Opfergaben und Gottheiten dar. Die am Plafond ſind die reichſten und mannichfaltigſten. Alle waren ohne Zweifel beſtimmt, die Vereinigung der Aſtronomie mit der alten Aegyptiſchen Religion zu erklären; aber, obgleich

jede einzelne Figur wohl erhalten, und an ſich verſtändlich iſt, ſo haben wir doch von beiden zu wenig Kenntniß, um ihre Zeichen auslegen zu können. Einer von den Gegenſtänden der Verehrung, die am auffallendſten ſind, iſt eine, auf einem Altar befindliche Figur, die bald einem Auge, bald einem Pferdekopfe gleicht. Es ſtellt vielleicht das Sternbild vor, das man Equiculus heißt. Es iſt hier von menſchlichen Geſtalten, mit Ibis- und Sperberköpfen umgeben, die es verehren. Es iſt bekannt, daß in der Griechiſchen Mythologie der Pferdekopf der Ceres geweiht war. Die Zeichen des Thierkreiſes, welche die letzten Abtheilungen des Plafonds einnehmen, erfordern eine beſondere Beſchreibung. Sie ſind innerhalb einer ſehr verlängerten weiblichen Figur eingeſchloſſen, die der ſchon erwähnten ähnlich iſt.

Der Sekos, oder das Innere des Tempels, beſteht aus verſchiedenen Gemächern, deren Mauern und Plafonds gleichfalls mit religiöſen und aſtronomiſchen Abbildungen angefüllt ſind. Die Dächer ſind platt, wie überall in Aegypten, und beſtehen aus länglichen Steinmaſſen, die von beiden Seiten auf den Mauern ruhen. Wenn dieſe Mauern zu weit von einander entfernt ſind, ſo iſt das Dach von einer oder zwei Reihen von Säulen in der Mitte unterſtützt. Die Capitäler dieſer Säulen ſind reich mit ſproſſendem Lotos verziert. Die Lotosſtängel, die der Länge des Schaftes nach herabgehen, geben ihm das Anſehen einer Art von Cannelirung. Die Gemächer waren durch kleine, im Plafond angebrachte Oefnungen erleuchtet. Dieſe Oefnungen ſind überall ſenk-

nicht, wo nicht ein beſonderer Umſtand genöthigt hat, ſie ſchräg an den Seiten anzubringen. Von Außen ſind ſie klein, aber inwendig werden ſie größer, um mehr Licht zu verbreiten. Man konnte ſie mit einer Klappe oder einem Pfropf von Stein verſchließen. Von einem dieſer Gemächer ſtiegen wir auf das Dach des Gebäudes auf einer ſteinernen Treppe von mehreren Abſätzen, die auf die eben beſchriebene Art erleuchtet war, und die von Abſatz zu Abſatz durch einige Gemächer hindurch gieng. Die Seitenwände an dieſer Treppe ſind mit Figuren angefüllt, die auf der einen Seite hinauf und von der andern herab ſteigen, und in ihren Händen oder an über die Schultern gehenden Stricken eine Menge verſchiedener Opfergaben tragen, als: Capitäler, Tafeln der Iſis, Siſtrums, Früchte, Blumen, Kohlpfannen, gleichſam um unter freiem Himmel einige heilige Ceremonien verrichten zu können. Die Gemächer, durch welche wir bei dem Hinaufſteigen dieſer Treppe kamen, waren ſo dunkel, daß es unmöglich war, ihre Form und Verzierungen kennen zu lernen. Der vom Dache herabgefallene Schutt hatte die Fenſter oder Oeffnungen, von denen ich geſprochen habe, verſtopft, und die verſchloſſene Luft, nebſt dem, ſeit Jahrhunderten angehäuften, Staub und Unreinigkeiten hatten die Mauern mit einer Salpeterkruſte überzogen, ſo, daß an mehreren Orten Alles verloſchen war.

Wir können uns eine Vorſtellung von der Dunkelheit der innern Gemächer des Sekos aus der Art machen, wie verſchiedene Gemächer beleuchtet waren.

Wo nicht Seitenöfnungen angebracht waren, empfiengen die untern Gemächer nicht mehr Licht, als vom darüber liegenden Gemach durch die Oefnungen des Plafonds hindurch gieng, ſo, daß ungeachtet des Glanzes eines wolkenloſen Himmels, und der hellen Farben der Mauern, ſolche Zimmer immer zu geheimnißvollen Verrichtungen geeignet waren, für welche man ſie erbauet hatte. In einem der Dachwinkel vom G e ſ c h o ß fanden wir einen kleinen Tempel in Form einer Capelle, von 20 Fuß ins Gevierte, aus 12 Säulen beſtehend, die ſowohl der Form, als den Verhältniſſen nach, denen das P r o n a o n ganz ähnlich waren. Der Gebrauch, zu dem er beſtimmt war, iſt eins von den Geheimniſſen dieſes Labyrinthes von Myſterien. Man kann jedoch vermuthen, daß es der Ort war, wo die Prieſter ihre Bücher und Inſtrumente während der Zeit aufbewahrten, in welcher ihre aſtronomiſchen Beobachtungen eingeſtellt blieben.

Auf der öſtlichen Seite des Daches, ſind 2 beſondere Abtheilungen, die eine nördlich, und die andere nach Süden. Die nach Süden beſteht aus 3 Zimmern. Das erſte bietet nur einen einzigen merkwürdigen Gegenſtand dar, nämlich, die wirkliche oder ſymboliſche Darſtellung eines Menſchenopfers. Ein Mann mit einem Eſelskopfe und mit Eſelsohren liegt auf den Knieen zu Boden, er iſt, die Hände auf den Rücken gebunden, an einen Baum befeſtigt, und hat 2 Meſſer in der Stirn ſtecken, 2 in den Schultern, eins im Leibe, und ein anderes im Schenkel. Fünf Prieſter ſchließen hinter ihm eine Reihe, ſie haben Hunds- und Sperberköpfe

und jeder von ihnen hat ein Meſſer in der Hand. Der vornehmſte Prieſter trägt mit der einen Hand die geheiligte Hacke, und in der andern 3 Palmzweige. Der, welcher dem Schlachtopfer zunächſt ſteht, iſt anders gekleidet als die Uebrigen. Er ſcheint ſeine fliegenden Gewänder aufgehoben zu haben, und ſich zum Opfer zu bereiten. Die Gottheit, in deren Gegenwart das Opfer vollzogen wird, iſt mit einem langen, weißen Gewand angethan, und hält einen Hirtenſtab und die Peitſche.

Der Plafond des folgenden Zimmers iſt durch eine Figur der Iſis in Haut=Relief in 2 Tafeln getheilt. Auf der einen iſt der zirkelförmige Thierkreis abgebildet, auf der andern eine Menge von Barken, von denen jede 4 bis 5 menſchliche Figuren enthält, wovon eine beſchäftigt iſt irgend ein Thier, oder vielleicht das Ei eines Crocodils mit einer Harpune zu fangen. Auf einer andern Seite der Mauer ſieht man andere Figuren auf dieſelbe Weiſe beſchäftigt, welche zugleich ihre Schlachtopfer mit Füßen treten, von denen mehrere Männer ſind. Nahe bei dieſer Scene iſt ein großer Löwe gemalt, von 4 Cynocephals getragen, von denen jeder ein Meſſer hält, ein neues Sinnbild vielleicht der blutigen Ceremonien, zu welchen dieſe Abtheilung von Zimmern beſtimmt war.

Die Wände des dritten Zimmers ſind mit Abbildungen angefüllt, die eine Perſon auf einem Lager liegend vorſtellen, wie ſie eben den Geiſt aufgiebt; ihr Körper wird hierauf auf eine Leichenbahre gelegt, und

dann einbalſamirt. Dieſe Malereien ſind mehr verloſchen, als die meiſten andern, ſo daß man das Detail nicht genau unterſcheiden kann; doch unterſcheidet man darauf ſehr wohl die Zeichen der Königswürde, und alles was die Gegenwart irgend einer Gottheit bezeichnet. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß der Gegenſtand dieſer Abbildungen der Tod und die Vergötterung eines Königs iſt, der ein Beſchützer der Aſtronomie war. Die gegenüber befindliche Abtheilung von Zimmern enthält wenig merkwürdiges.

Es würde eine vergebliche Arbeit ſeyn, eine detaillirte Schilderung der unzähligen Bildhauereien zu ſchreiben und zu leſen, welche überall dies herrliche Denkmal der Künſte des alten Aegyptens ausſchmücken. Die Schwierigkeit ſelbſt nach dem ſorgfältigſten Studium, einen beſtimmten Sinn in das Einzelne zu bringen, macht es zu einer undankbaren Arbeit. Und doch können wir nicht zweifeln, daß dieſe Kunſtwerke das Archiv einer klugen, unterrichteten Nation enthalten, das hier ſeine Geſetze und ſeine Geſchichte, ſeine Beobachtungen, und die daraus gezogenen Reſultate, ſo wie ſeine religiöſen Meinungen und Grundſätze aufgezeichnet hat, welche auf Traditionen der Vorväter, auf ihre Kenntniß der Natur, und auf gegenwärtig vergeſſene Syſteme begründet waren.

Indem wir den Seitentempel, der dem Typhon geweiht ſeyn ſoll, näher betrachteten, bemerkten wir, daß der Hauptgegenſtand der Verehrung in dieſem Tempel nicht die, auf den Capitälern befindliche, unförmliche Fi-

gur war, ſondern das kleine Bild eines Kindes, das am Ende des innern Gemaches ſtand. Eine in der Mauer ausgehöhlte Niſche zeigt, ob ſie gleich beſchädigt iſt, die Stellung und die Kennzeichen eines jungen Harpokrates. Dieſe Niſche iſt in einem kleinen viereckten Gebäude eingeſchloſſen, was oben drüber mit einem dreieckigen Giebel verſehen iſt, gerade ſo, wie man ihn oft an Wänden abgebildet ſieht, wo er dieſelbe ſinnbildliche Gottheit bezeichnet. Der junge Gott ſitzt auf einem ganz aufgeblühten Lotos und hat den Finger auf dem Munde. Harpokrates war der Sohn der Iſis und des Oſiris, man hält ihn gemeiniglich für den Gott des Stillſchweigens; aber, ob es gleich gewiß iſt, daß man ihn, ſeit der Einführung des Aegyptiſchen Götterdienſtes in Italien, als ſolchen zu Rom verehrte, ſo beweiſt, glaube ich nichts, daß er in weit früheren Zeiten in Aegypten eben ſo angeſehen worden ſey. Plutarch giebt uns ſeine Stammtafel und nennt ſeine Attribute; Auguſtinus bemerkt, daß er zugleich mit der Iſis und dem Serapis in Rom verehrt worden ſey. Zufolge der dieſem Gott zugeſchriebenen Abkunft, ſind die Wände des eben erwähnten Gemaches mit Figuren der Iſis angefüllt, wie ſie ein Kind entweder in den Armen oder auf ihren Knieen, oder an der Bruſt trägt. Man ſieht daſelbſt Prozeſſionen von Weibern, von denen jede ein Kind trägt. Auch iſt am Architrav des Schiffs vom Gebände dieſelbe Figur des Harpokrates, auf einer Lotosblüte ſitzend, abgebildet, wie er auf der einen Seite vom Typhon, und auf der andern von einem Cynocephalus verehrt wird.

Die weſtliche Mauer des groſsen Tempels iſt merkwürdig durch die Eleganz der Bildhauerwerke, ſoweit wenigſtens als die Kunſt der Aegyptier dieſe Eigenſchaft zuläſst. Sie iſt es nicht weniger durch den Reichthum der Kleidung ſowohl der Prieſter, als der Gottheiten, ſo wie der Sitze für die letzteren. Dieſe Sitze werden noch intereſſanter durch die oft wiederholte Abbildung einiger Männer, die man zum Opfer bereitet, oder die in dem Momente ſind, den Todesſtreich zu empfangen. Man ſieht einige davon, deren Hände und Beine an den Stamm eines Baumes befeſtigt ſind, und wo die ganze Stellung die äuſserſte Verzweifelung ausdrückt. An einer der Wandabtheilungen iſt ein Löwe abgebildet, der einen Mann verſchlingt. An einer andern hält ein Mann, mit dem Zeichen der Königswürde bekleidet und mit einem über ſeinem Haupte ſchwebenden Sperber, zwei Männer an derſelben Kette gefeſſelt, ſein Arm iſt erhoben, und ſcheint bereit zu ſeyn, ſie zu den Füſsen des Oſiris zu opfern. An einem andern Orte ſteht ein Prieſter vor derſelben Gottheit, und ſchneidet Korn mit einer Sichel.

Die groſse vorſtehende Corniche, eins der impoſanteſten Theile der Aegyptiſchen Baukunſt, geht durch die ganze Länge dieſer und der übrigen Mauern. Ein Geſims trennt ſie vom Architrav, und giebt dem ganzen Gebäude, indem es an den Winkeln hinabgeht, ein Anſehen von Vollendung und Solidität, das noch durch das Ebenmaſs der verſchiedenen Theile, und durch die Verzierungen

im ſtrengen Geſchmacke, womit dieſe ausgeſchmückt ſind, gehoben wird.

An der entgegengeſetzten Mauer ſieht man mehrere Perſonen abgebildet, mit Hörnern an der Stirne, welche an Tauen, die an einem Maſtbaum befeſtigt ſind, hinaufklettern. Ein Garten bezeichnet die Gottheit, vor welcher dieſe Uebungen angeſtellt werden. Andere Menſchenopfer werden vor dem Oſiris vollſtreckt. Die Schlachtopfer tragen ihre Haare nach Aethiopiſcher Art ſehr dick und breit, gleich den Arabiſchen Bicharen, die oberhalb der Waſſerfälle die Ufer des Nils bewohnen.

Das Geſicht der Iſis, von vorn geſehen, nimmt das Centrum der mittäglichen Mauer des Tempels ein. Es iſt von einem großen Umfange und tief in den Stein gehauen. Nahe dabei unterſcheidet man unter den Figuren den König, der, mit einem ſehr reichen Gewande bekleidet, Opfergaben darbringt; die Falten und Reflexe dieſes leichten und durchſichtigen Stoffes ſind weit beſſer ausgedrückt, als die übrigen Draperien in den meiſten dieſer Abbildungen. Unter den Nebenverzierungen bemerkt man eine Art von Miniatur-Abbildung des niedergeſchmetterten Briareus, ſo wie man ihn an den Mauern von Edfou und an andern Orten im Großen ſieht. Dieſes kleine Bild kommt auf derſelben Mauer zwei Mal ohne alle Veränderung vor, außer daß in der einen Abbildung ein Weib vorkommt, die vor dem Sieger entflieht, und in der andern ſtatt ihrer zwei Männer dargeſtellt ſind, welche die Hände auf dem Rücken gebunden haben.

An einer andern Stelle ſieht man einen Prieſter eine junge Ziege vor dem Oſiris erwürgen auf einem Altare, der dem ganz ähnlich iſt, den wir unter den Ruinen, die den Tempel rings umgeben, gefunden haben, und der ſich gegenwärtig in England befindet *). Am Eingange des großen Porticus ſind von jeder Seite des Eingangs zwei große Granitblöcke, die wahrſcheinlich dazu dienten, die Angeln des Thores zu tragen. Es ſind die einzigen Blöcke von der Art von Stein, wie wir ihn in Dendéra angetroffen haben.

Innerhalb des Porticus ſind mehrere, für kleine Statuen beſtimmte Niſchen, aber die Statuen ſelbſt ſind zu Grunde gegangen, oder ſo verſtümmelt, daß man ſie nicht erkennen kann.

In der kleinen Capelle hinter dem Tempel, die Strabo Hieron oder das Heiligthum der Iſis nennt, ſcheinen die Kuh und der Sperber die Gegenſtände einer beſondern Verehrung geweſen zu ſeyn; denn man ſieht in derſelben Prieſter abgebildet, die vor dieſen Thieren auf den Knieen liegen, und ihnen Gaben darreichen, auch

*) Dieſer Altar war vollkommen gut erhalten, als wir ihn fanden, hat aber nachher durch den Transport und von der Feuchtigkeit der Luft viel gelitten. Er iſt übrigens merkwürdig wegen ſeiner vollkommenen Aehnlichkeit mit denen, die man abgebildet ſieht, und welche die Prieſter in den Händen tragen, um ſie den Nilgöttern darzubringen. Dieſer Umſtand bezeichnet zugleich das Alterthum, den Gebrauch und den heiligen Charakter dieſes Denkmals.

ſind dieſe Thiere immer die Hauptfiguren. Im Centrum des Plafond ſieht man in Haut-Relief das Geſicht der Iſis von vorn, und es erſcheint von einem Bunde von Strählen erleuchtet, die aus dem Munde derſelben verlängerten Figur ausgehen, die in den andern Tempeln die Himmelskörper umgiebt.

Ungefähr 200 Meter von dieſer Capelle iſt ein Propyläus von geringem Umfange, an Form demjenigen ähnlich, der zum großen Tempel führt, und ſo wie dieſer an der Linie der Mauer angebauet, die den Umfang des Heiligthums umgiebt. Unter den Bildhauerarbeiten, mit denen er verziert iſt, und die von demſelben Styl, wie die im großen Tempel ſind, nur nicht ſo vollendet, bemerkt man mehrere Scenen, wo man ſich vorbereitet, Menſchen durch andere Menſchen, oder durch Löwen umbringen zu laſſen. An der Corniche befindet ſich eine Griechiſche Inſchrift.

Weiter nach Oſten ſahen wir einen andern Propyläus eben ſo wohlerhalten, als das übrige Gebäude, ungefähr vierzig Fuß hoch, und auf einer Baſis von zwanzig Quadratfuß ruhend. Unter den heiligen Figuren, die wir darauf bemerkten, iſt eine Iſis, die mit einem Schilfſtängel auf den Maßſtab zeigt, den eine andere Figur der Iſis hält. Dieſe letztere hat außerdem noch eine Waage, und wägt Thiere, die im Waſſer leben. Dieſe Gruppe iſt vielleicht ein Sinnbild von dem Einfluſſe des Nils auf die periodiſchen Ueberſchwemmungen. Eine dieſer Gottheiten iſt ganz mit Brüſten bedeckt, wie die

von den Alten beſchriebene Diana von Epheſus. Ein Prieſter oder ein Fürſt mit einem Aethiopiſchen Kopfputze iſt beſchäftigt, in Gegenwart der Iſis und des Oſiris die Harpune nach einem Crocodil zu werfen, das von einer Kette gehalten iſt. Ein Anderer tödtet einen Ochſen. Ein Dritter, gleichfalls im Beiſeyn derſelben Gottheiten, tritt zwei Männer, welche die Hände auf dem Rücken gebunden haben, mit Füßen, indem ein Löwe auf ſie losſtürzt, ſie zu zerreißen. Der Tempel, zu welchem dieſer Propyläus gehörte, iſt gänzlich zerſtört worden, obgleich man noch die Grundmauern davon erkennen kann, die einen Raum von 250 Fuß ins Gevierte einnehmen. Der Bezirk, der alle heiligen Gebäude von dem ehemaligen Dendyra umſchließt, mit Ausnahme des letztern, eben erwähnten Propyläus, iſt ein Viereck von 1000 Fuß jede Seite. Er iſt mit einer Mauer umgeben, wovon ſich noch eine Höhe von 35 Fuß wohl erhalten, und deren Dicke 15 Fuß beträgt. Die rohen Ziegelſteine, aus denen ſie beſteht, ſind 15 und einen halben Zoll lang, 7¼ Zoll breit, und 4¼ Zoll dick. In gewiſſen Zwiſchenräumen waren an dieſer Ringmauer Vorſprünge oder Thürme angebracht, aber es iſt ſchwer zu ſagen, ob dieſelben Mittel zur Vertheidigung oder bloß Schutzmauern waren. Wir ſahen nur drei Eingänge, einer davon war ſehr eng, und die beiden andern wurden durch die oben beſchriebenen Propyläen gebildet.

Im Innern dieſer Ringmauer haben ſich Gebäude von ſpäterer Bauart angehäuft, und einige Tempel und Porticus beinahe ganz bedeckt. Einige dieſer modernen

Gebäude, obgleich von rohen Ziegelſteinen errichtet und von Sarazeniſcher Bauart, haben ſich vollkommen erhalten, und auf ſeit Jahrhunderten aufgehäuften Ruinen aufgerichtet, ragen ſie oft ſechzig Fuß über dem Boden empor, und mehrere beherrſchen den Gipfel des Tempels. Schon zur Zeit des Herodot waren einige Städte Aegyptens auf dieſelbe Art erbauet, wegen der Nothwendigkeit, ſich vor den Ueberſchwemmungen des Nils in Sicherheit zu ſetzen. Als Beiſpiel führt er die Stadt Bubaſte in Unter-Aegypten an. Aber zu dieſer Zeit würden die Prieſter nicht zugelaſſen haben, daß man an heiligen Orten Gebäude errichtete, die zu bürgerlichen Zwecken beſtimmt waren. Als aber die Heiligkeit des Ortes nicht mehr reſpectirt wurde, näherten ſich die Chriſten und Mahomedaner immer mehr den Tempeln, lehnten ihre Gebäude an dieſelben an, und errichteten ſelbſt welche im Innern und ſogar auf den Terraſſen, wo man noch Spuren einiger Arabiſchen Ortſchaften erblickt. Dies erklärt das Verſchwinden mehrerer Gebäude des alten Aegyptens, und mehrere andere, die nur zum Theil noch ſichtbar ſind, wie in Edfou, Philaé, Abydos, Theben und an andern Orten, verdanken ihre Erhaltung nur der Abnahme an Bevölkerung, welche die Orte, zu denen ſie gehören, erlitten haben.

Mehrere Einwohner in der Nähe der Ruinen von Dendyra ſind beſchäftigt, für die Juweliere von Cairo koſtbare Steine zu ſuchen, die man daſelbſt in Menge findet.

Außerhalb des heiligen Bezirks ſieht man die Grundmauern des alten Dendyra. Wir konnten dem Bette eines langen Canals folgen, der an den Gränzen der Wüſte erbauet war, und die Communication zwiſchen der Stadt und dem Fluſſe unterhielt. Eine ſolche Communication mußte für eine Hauptſtadt, die ſo wie Dendyra gelegen war, beſonders nothwendig ſeyn; denn in den erſten Zeiten der Aegyptiſchen Monarchie war dieſe Stadt wahrſcheinlich der Hauptmarktplatz zwiſchen Thebais und den Oaſen, und zwiſchen dem Delta und dem Innern von Afrika. Und da Coptos und Cainopolis in Vergleich mit Dendyra moderne Städte zu nennen ſind, ſo muß aller Handel, der zur Zeit der Pharaonen und der übrigen Vorgänger der Ptolemäer zwiſchen Aegypten und dem rothen Meere getrieben wurde, ſeinen Mittelpunkt in der Nähe von Dendyra gehabt haben.

Wir wurden einige Tage in der Nähe von Dendyra aufgehalten, weil die Zeit des Ramadan eingetreten war, während welcher jeder fromme Muſelmann ſich jeder nicht durchaus nothwendigen Arbeit enthält. Ich habe dieſes Feſt nie von den Arabern oder Türken feiern ſehen, ohne an eine Stelle Herodot's zu denken, wo er ſagt, daß die Lydier ein ähnliches Feſt erſonnen hätten, um das Volk von den Gräueln einer Hungersnoth zu zerſtreuen. Es wurde damals beſchloſſen, daß man einen Tag mit Spielen und den andern mit Schlafen hinbringen ſollte. Während dieſer Hungersnoth war es, daß Tyrrhenus eine Colonie von Lydiern nach Ombrien in Italien führte. Dieſe

Colonie nahm den Namen Tyrrhenier oder Etrusker an, und ihr kann man die Verpflanzung der Künste nach Etrurien zuſchreiben. Dieſe alte Sage ſcheint durch eine ganz neue Entdeckung einiger reiſenden Engländer beſtätigt zu werden, die im Innern von Kleinaſien alte Inſchriften mit Etruskiſchen Buchſtaben auf Felſen und auf Gräbern eingegraben gefunden haben.*)

Während der auffallenden Windſtille, die wir zu Dendyra hatten, ließ man eine Menge von Flößen, die mit Krügen aus Kenné beladen waren, den Fluß hinabgehen. Dieſe Krüge ſind an Palmzweige befeſtigt, die zuſammengebunden, und in zwei Schichten oder Stockwerke abgetheilt ſind. Die untere Schicht iſt im Waſſer, die obere, die ihre Oeffnung oben hat, dient dazu, die Laſt der Ladung und die von fünf bis ſechs Männern zu tragen, die ſich auf den Bretern des Randes aufhalten, wo ſie beſtändig beſchäftigt ſind, gegen den Strom zu rudern, um das Floß zu lenken und die Wirbel zu vermeiden. Nirgends habe ich eine Spur entdeckt von dem alten Verfahren der Aegyptier, womit ſie, nach dem Zeugniſſe des Herodot, bei dem Hinabfahren des Fluſſes, den ſchnellen Lauf ihrer Barken zu richten wußten. Zu dieſem Endzwecke befeſtigten ſie am Vordertheile einen ſchweren Stein, der durch ſein Gewicht den obern Theil des Fahrzeuges in ſeiner natürlichen

*) Der Verfaſſer führt eine an, die ein Kaufmann von Aleppo ihm mitgetheilt hat, und die in einem Felſen, der zu einem Tempel, oder zu einem Grabe ausgehöhlt war, gefunden worden iſt. Das erſte Wort iſt Balm.

Lage erhielt, und banden an das Hintertheil ein Bund Stroh, das weniger durch den Strom gedrückt, als der Stein den Leib der Barke, gleichfalls das Hintertheil des Fahrzeuges richten half.

Derſelbe Autor ſagt in ſeiner Beſchreibung vom Euphrat, daß die Barken, die Armeniſche Waaren und hauptſächlich Dattelwein nach Babylon brachten, in Armenien aus Weiden-Zweigen und Sprößlingen erbauet wurden. Aus dieſem Holze wurden der Kiel und die Rippen des Schiffs gemacht, und dann mit Häuten überzogen. Das Innere des Schiffs wurde mit Stroh ausgeſtopft, worauf die Waaren zu liegen kamen. Auch wurden je nach der Größe des Fahrzeuges ein oder mehrere E[illegible] mit darauf geladen. Zwei Männer verrichteten die Dienſte der Bootsleute. Bei der Ankunft in Babylon verkaufte man die Rippen und den Kiel des Schiffs, ſo wie das Stroh als Waaren, und trieb die Eſel mit den Häuten beladen zurück.

Die Barken der alten Aegyptier waren von keiner ſo leichten Bauart, aber diejenigen Eigenthümer, die Barken den Fluß hinab ſchickten, ſchifften, nicht weniger vorſichtig, als die Aſiaten, Thiere mit ein, die zum Ziehen geſchickt waren, vermuthlich um bei eintretender Windſtille die Fahrzeuge ſtromaufwärts nach Memphis ziehen zu laſſen.

Von Dendyra bis How 24 bis 26 Meilen lang, fließt der Nil beinahe in gerader weſtlicher Richtung.

Etwas öſtlich von How landeten wir am entgegengeſetzten Ufer, um einige alte Ruinen zu Caſr-Eſſajad zu beſuchen, was d'Anville mit vieler Wahrſcheinlichkeit für das alte Chaenoboscium hält. Obgleich in den Annalen von Thebais dieſer Stadt nur wenig gedacht wird, ſo zeigen doch ihre Ruinen ſowohl, als ihre Lage an, daß ſie ehedem bedeutend ſeyn mußte. Dieſe Stadt beherrſchte einen weiten Umfang angebaueter Ländereien nach Oſten und Norden, die durch das Hauptbette des Nils und durch einen untern Arm gewäſſert wurden, der nahe am Fuße der Arabiſchen Gebirge vorbeigeht, und den größten Theil des Jahres hindurch eine Inſel bildet. Die feſten Grundmaſſen eines ſteinernen Damms, der auf dem Felſen ruht, beweiſen daß Chaenoboscium eine Handelsſtadt war. Mehrere Mauern der alten Stadt ſind noch ſichtbar, und die benachbarten Landleute finden oft beim Durchwühlen des Bodens Medaillen, Bronze und andere Alterthümer.

Unter meinen Reiſe-Anmerkungen finde ich ein Beiſpiel der zufälligen Veränderungen in der Temperatur der Luft in Aegypten. Am 21ſten Januar, anderthalb Stunden vor Aufgang der Sonne, ſtand der Thermometer hier auf 57° F. (11° R.), da er hingegen am Weihnachtstage in der Breite von Theben auf 87° F. (24½ R.) geſtanden hatte. Dieſe Veränderung ließ uns eine ſehr empfindliche Kälte fühlen.

Zu How am weſtlichen Ufer konnten wir unter den dort in der Nähe befindlichen Ruinen keine Spuren

der alten Stadt Diospolis parva entdecken, ein großes Waſſerbecken ausgenommen, das zu irgend einem heiligen Bezirke gehört haben muß, wo es ohne Zweifel als ein Waſſerbehälter gebraucht wurde. Herodot erwähnt, indem er von Sais ſpricht, eines ſolchen Waſſerbeckens, das von Steinen gemauert war, und im äußern Bezirke des Tempels der Minerva ſtand. Die weſtlichen Gebirge entfernen ſich hier beträchtlich vom Fluſſe, aber nur ein geringer Theil der dazwiſchen gelegenen niedern Ländereien zieht von der Ueberſchwemmung Nutzen. Die benachbarte Wüſte wird für heilig gehalten, weil man daſelbſt die Körper verſchiedener, von den Muſelmännern verehrter Heiligen begraben hat, und ſie überhaupt der gemeinſchaftliche Kirchhof aller benachbarten Ortſchaften mehrere Meilen in die Runde iſt.

Der neue Hauptort dieſes Diſtricts iſt Farſhiout im Innern der Ländereien und ungefähr zwei Meilen vom Hafen von Bergiura gelegen. Ein großer Canal, der von dieſem Orte bis an den Nil geht, wird noch jetzt zum Handel und Wandel gebraucht. Da Elfi-Bey mit ſeinen Mammelucken nahe bei dieſer Stadt gelagert war, ſo machten wir ihm unſern Beſuch.

Der größte Theil des in Aegypten erzeugten Zuckers wird zu Farſhiout oder in der Nachbarſchaft fabricirt. Man ſchneidet das Zuckerrohr gemeiniglich vom Anfange des März ab; da aber in dieſem Jahre

der Winter ſehr warm geweſen, und übrigens der Aufenthalt des Bey an dieſem Orte durchaus unbeſtimmt war, ſo ſchnitt man es beinahe zwei Monate früher als gewöhnlich, und wir hatten daher die Gelegenheit, das ganze Verfahren anzuſehen, wie der Zucker aus dem Rohre vermittelſt einer Mühle mit Walzen, die ein Ochſe in Bewegung ſetzt, herausgezogen wird. Der Saft fließt unmittelbar in einen Behälter nahe an einem großen Keſſel, in welchem es zu drei wiederholten Malen gekocht wird, und jedes Mal läßt man ihn in dazu beſtimmten Krügen ſich abkühlen. Das dürre Rohr wird dabei als Brennmaterial gebraucht. Nach dem letzten Kochen wird der Syrop in kegelförmige, oben und unten offene Krüge gegoſſen, von denen jeder ungefähr zwei Pfund in ſich faſſen kann, und die auf ihren Spitzen in einem Bette von Rohr liegen, indem man die untere Oeffnung mit Erde verſtopft. Wenn Alles gehörig abgekühlt iſt, ſo macht man dieſe Oeffnungen wieder auf, und legt dieſe Krüge in große Kammern, wo ſie ſieben bis acht Tage bleiben, während welcher Zeit dieſer Zuckerſyrop aus beiden Oeffnungen der Krüge in ein großes Becken fließt. Während des Verlaufs dieſer Operation bedeckt man wieder den obern Theil der Krüge mit einem Teig, der aus Syrop und Nilſchlamm zuſammengeſetzt iſt. Da man hierbei Nichts thut, um den Zucker zu granuliren, und keinen Kalk dazu gebraucht, ſo bleibt der Zucker weich und zerreiblich, übrigens iſt er von vortrefflichem Geſchmacke, und derjenige, den man zu Cairo raffinirt, iſt ſehr weiß. Vom beſten Zucker wird hier der Cantar von 38 Olen

zu ſechzig Piaſtern verkauft, oder nach unſerm Gewichte der Centner zu vier bis fünf Pfund Sterling. Aus dem Zuckerſyrop, der Aesal genannt wird, was im Arabiſchen Honig bedeutet, werden keine geiſtigen Getränke bereitet. Der Schaum und Bodenſatz vom Zucker werden zu trocknen Kuchen verwendet, welche die gewöhnliche Nahrung der Kinder und Landleute ſind. Im Delta gewinnt man keinen Zucker aus dem Zuckerrohre, und es wird roh verkauft und verzehrt.

Da wir im Januar waren, ſo war die Aerndte des Doura geendigt, und man beſchäftigte ſich, ihn zu dreſchen. Zu dieſem Ende macht man die Aehren vom Stängel los, von denen mehrere zwei bis drei tauſend Körner enthalten, und ſchichtet ſie in einer langen und engen Linie auf, ungefähr zwei Fuß hoch über dem Boden. Hierauf ſchlagen zwanzig bis dreißig Männer der Länge dieſer Linie nach mit Acaciaſtöcken auf dieſen Haufen, während Andere die ſich zerſtreuenden Aehren wieder ſammeln. Wenn das Dreſchen vorbei iſt, ſo ſichtet man das Korn, indem man es entweder mit Schaufeln oder durch ausgehöhlte Kürbisflaſchen in die Luft wurft, ſo wie wir die Abbildung davon in den Grotten zu Eleithias geſehen hatten.

Unterhalb dieſes Orts war die außerordentliche Ueberſchwemmung mehreren Doura-Feldern ſchädlich geweſen, aber dagegen ſehr günſtig für das Zuckerrohr.

In einigen Bezirken von Arabien erhält man von einer Ausſaat drei Doura-Aerndten. Das Korn, das beim Schneiden der erſten Aerndte auf die Erde fällt, erzeugt die zweite, und dieſe auf dieſelbe Art die dritte. In Arabien und in Aegypten ziehen die Landleute einen ſüßen Saft aus dieſer Pflanze, indem ſie den Stängel ausſaugen.

Es halten ſich zu Farſhiout viele Chriſten auf, worunter ungefähr 250 Katholiken ſind, die 40 bis 50 Häuſer bewohnen. Ein von dem geiſtlichen Orden der Propaganda zu Cairo hingeſendeter Prieſter verſieht den Gottesdienſt. Die übrigen Niederlaſſungen der Katholiken in Ober-Aegypteu ſind zu Akuum, Girgé, Tata und zu Négadé. Es iſt zu bemerken, daß alle dieſe katholiſchen Familien ehedem der Cophtiſchen Kirche zugethan waren. Der Zeitpunkt dieſer Bekehrungen fieng mit den, mit der Pforte abgeſchloſſenen Verträgen an, vermöge welcher die Römiſch-Katholiſchen Prieſter die Erlaubniß erhielten, ſich in dieſen Provinzen als Miſſionarien niederzulaſſen. Die Zahl der im Laufe eines Jahres Bekehrten iſt ſehr verſchieden. Zuweilen werden in einer Stadt in einem Jahre zwölf bis dreizehn bekehrt, und dann im folgenden Jahre kein Einziger. Gewöhnlich findet die Bekehrung vor dem Zeitpunkte des Heirathens Statt, weil es den Katholiſchen Prieſtern verboten iſt, zwei Perſonen von verſchiedener Religion am Altare zu vereinigen. Zur Bequemlichkeit der Neubekehrten verrichtet ein ehemaliger Cophtiſcher Prieſter, der auch Katholiſch geworden iſt, den Gottesdienſt in ihrer Sprache, und bedient ſich dabei

Coptiſcher Formeln und Ceremonien, ſo daß der ganze Religionsunterſchied in einer andern Art das Abendmahl zu reichen und darin beſteht, daß man die geiſtlichen Abgaben einem andern Prieſter entrichtet. Die Weiber ſind ſowohl in den Häuſern, als in der Kirche ſtreng von den Männern abgeſondert. Diejenigen Mönche der Propaganda in Aegypten, die Capuziner ſind, werden, nachdem ſie dieſes Geſchäft in einer Provinzial-Niederlaſſung ſieben Jahre hindurch bei einem jährlichen Gehalte von funfzig Piaſtern verſehen haben, entweder im Kloſter der Hauptſtadt aufgenommen, oder kehren nach Rom zurück, um dort vom Papſt eine Belohnung zu erhalten. Außer dieſem beſtimmten Gehalte bekommen ſie noch von der Mildthätigkeit ihrer Gemeinde ſehr große Summen, und wenn ſie außerdem noch verſtehen, für Aerzte zu gelten, ſo üben ſie ſelbſt über die reichen Muſelmänner einen großen Einfluß aus.

Das Römiſch-Katholiſche Kloſter zu Farſhiout war wenige Jahre vorher von einer Parthei von Fanatikern zerſtört worden, die Mekka ausgeſandt hatte, um gegen die ungläubigen Franzoſen Lanzen zu brechen.

Während der wenigen Tage, die wir hier zubrachten, zeigte ſich plötzlich die Peſt in den Dörfern um Farſhiout und Girgé herum, ohne daß irgend jemand wußte, woher und auf welchem Wege ſie dahin gedrungen war. Man hat alle Urſache ſie für eine Folge der

wüthenden Peſt zu halten, die im vorigen Jahre dieſelben Diſtricte verheert, und wie gewöhnlich, zu der Zeit, wo der Nil wächſet, und in der Hitze des Sommers, aufgehört hatte. Es iſt ein bemerkenswürdiger Umſtand, daß dieſe Geißel ſich nie oder nur ſehr ſelten in Aegypten oberhalb Esné im 26ſten Grad nördlicher Breite verbreitet. Zum Glück für uns gehörte unſer Freund Elfi-Bey zu der ſehr kleinen Anzahl der Muſelmänner, die geſunden Verſtand genug haben, um an die Wirkſamkeit von Verkehrungs-Maßregeln zu glauben. Und doch wurde er ſelbſt ein Opfer dieſer ſchrecklichen Krankheit, aber erſt ſpäter.

Die gegenwärtigen Bewohner dieſes Diſtricts von Said ſtammen von dem Arabiſchen Stamme Howaris ab. Dieſe kriegeriſche Raſſe hat ſich lange Zeit im Beſitze des Bodens erhalten, den ſie bewohnt, und genoß unter der Regierung ihrer Scheiks, die unabhängige Vaſallen des Paſcha von Cairo waren, ſo viel Glück und Sicherheit, als es in den Provinzen des Türkiſchen Reichs möglich iſt. Sie verloren aber ihre Unabhängigkeit unter ihrem letzten Scheik Hammam, deſſen Heer von 36,000 Mann vom Mohammed Bey gänzlich geſchlagen wurde. Dieſe Zahl ſcheint übertrieben zu ſeyn; man muß jedoch bemerken, daß zu dieſer Zeit jedes Dorf verbunden war, ſo viele Pferde zu ſtellen, als ſich Individuen darin befanden, die auf ihnen reiten konnten, indem jedes Individuum zugleich Soldat und Landmann war. Dieſes Land iſt noch in Ober-Aegypten wegen der Raſſe ſeiner Pferde ſehr berühmt,

obgleich Alle, die es bezahlen können, fremde Pferde vorziehen. Elfi-Bey bezeichnete uns den Strich, wo die Pferde geboren werden, die man ihrer Schnelligkeit, Stärke und Schönheit wegen am höchſten achtet. Dies iſt nach ſeiner Angabe ein Viereck, wovon Suez, Cairo, Damas und Bagdad die vier Winkel ausmachen.

Die Abende, die wir mit dieſem Bey verlebten, wurden mit Muſik und Schachſpielen hingebracht. Die Muſik war nicht die beſte. Wenn Elfi jedoch mehr als gewöhnlich das Gefährliche ſeiner politiſchen und militäriſchen Lage fühlte, ſo hörte er gern, um dieſe traurigen Gedanken zu zerſtreuen, lebhafte, zuweilen etwas ungeregelte Griechiſche Melodieen, von Ibrahim Aga auf der Viole d'Amour vortragen.

Im Schachſpiel waren wir bei weitem ſo ſtark nicht als er. Er ſpielte raſch und gut. Das Schachbret und die Figuren waren von den unſrigen wenig verſchieden. Die Felder ſind alle von einerlei Farbe, und durch breite, weiße Linien von einander getrennt. Die Bauern machen im Anfange nur einen Schritt, und die Felder der beiden Königinnen, die man Viſire nennt, ſind einander nicht gegenüber. Unſer Laufer heißt Fil, das iſt, Elephant, den Thurm nennt man Rakh, ein Name, den die Araber einem fabelhaften Vogel von ungeheuerer Größe geben. Den Springer nennen ſie Pferd. (Houssan.)

Da wir wußten, daß wir nicht weit von Abydus waren, ſo lag uns daran, einige Kenntniße über die Lage und die Ruinen dieſer alten Stadt zu erhalten, beſonders, da wir keinen Beweis hätten, daß dieſelben in neuern Zeiten durch Andere aufgefunden worden wären, einen einzigen Reiſenden vielleicht ausgenommen. Die Nachrichten, die wir hierüber einzogen, nöthigten uns, die Gränze der Wüſte 16 bis 18 Meilen nördlich von Farſhiout zu durchforſchen. Drei Meilen vom Lager des Bey verließen wir die angebaute Ebene und ſchlugen unſern Weg in die nackte Sandwüſte ein, indem wir auf der linken Seite die unregelmäßigen Gebirge der Wüſte, die aus Sandſtein beſtehen, und auf unſerer rechten eine lange Reihe ſchöner, Aegyptiſcher Feigenbäume, und das Bett eines breiten und tiefen Canals vor uns hatten, der ehedem dazu diente, die innere Schiffahrt der Aegyptier durch die Länge der Wüſte von Farſhiout bis Bahr Jouſouf zu unterhalten. Dieſes Bett iſt noch beträchtlich, ob es gleich nach verlaufener Ueberſchwemmung nicht mehr ſchiffbar iſt; es hat den Namen Moyé Souhadje, und führt bis Manfalout.

Nachdem wir unterhalb eines hervorſtehenden Berges, der Gibbel San-hoot heißt, und über einige andere Hügel, die Katakomben und Gruben von Mumien zu enthalten ſchienen gekommen waren, betraten wir die Ouâdi oder Ebene gleiches Namens. Einige Meilen weiter, aber immer auf der Gränze der Wüſte, fanden wir das Dorf Arabat; was auf einem Haufen

von Ruinen erbaut war, und ſchon darum ſichtbare Zeichen des Alterthums darbot. Wir ſahen eine geringe Anzahl von Blöcken und Säulen von Granit, und einen Sarkophag von demſelben Stein, der mit ausgelöſchten Hieroglyphen bedeckt war. Bald nachher erblickten wir ein ſehr groſſes altes Gebäude, das uns durch ſeinen Umfang um ſo mehr in Staunen ſetzte, als wir es erſt wenige Minuten vorher entdeckten, ehe wir es erreichten. Das Gebäude war noch ganz, aber der gröſte Theil davon war nur mit groſſer Mühe zu ſehen. Die Höfe und Gemächer waren bis an das Dach und die Architraben mit Sand aus der Wüſte angefüllt, ſo daß wir, um ſie näher zu betrachten, auf Händen und Füßen zwiſchen den Capitälern der Säulen hindurchkriechen mußten. Hätten wir dieſe Säulen meſſen können, ſo würden wir ſie, nach unſerer Schätzung, ungefähr 25—30 Fuß hoch gefunden haben. An einigen Orten hat der Sand Alles wieder überdeckt, und der Weg geht darüber weg. Der Plan dieſes Gebäudes ſcheint ſehr zuſammengeſetzt zu ſeyn, und es war uns nicht möglich, einen genauen Abriß davon zu entwerfen. Der Umfang, den es einnahm, hatte die Form eines Rectangulum von ungefähr 350 Fuß Länge und 150 Breite. An den Säulen und Mauern waren die Bildhauerarbeiten und Abbildungen von keiner Bedeutung. Sie waren im Ganzen leicht ausgeführt, und glichen übrigens denen der andern Tempel, die wir beſchrieben haben. Ein beſonderer Umſtand fiel uns aber auf. Von der Seite der weſtlichen Faſſade konnten wir in 7 Gemächer von gleicher Gröſſe kommen, von denen jedes 36 Fuß lang, 16½ breit,

und 5½ Fuß hoch war, und jedes ein gewölbtes, bogenförmiges Dach hatte. Dies iſt das einzige, wirklich Aegyptiſche Denkmal, das eine ſolche Bauart aufweiſet. Die Wölbungen ſind übrigens nicht nach den dabei gewöhnlich angenommenen Grundſätzen gemacht, und beweiſen folglich nicht, daß die Aegyptier ſie gekannt oder angebracht haben. Die Architraben, oder vielmehr Dachſparren in den Gemächern, ſo wie die obern Steinlagen auf jeder der Seitenmauern ſind ſo ausgehauen, daß ſie einem gewölbten Dache gleichen. Vielleicht iſt es nur eine Nachahmung der Form, deren ſich dieſes Volk bei ſeinen Katakomben und in Felſen ausgehöhlten Gräbern bediente.

Vierhundert Schritte weiter nach Norden ſind Grundreſte eines andern alten Gebäudes, was ein Tempel geweſen zu ſeyn ſcheint, von dem man aber nur noch einige Bruchſtücke von 3 Thoren oder Eingängen von Granit ſieht. Es muß viel kleiner geweſen ſeyn, als das eben erwähnte, und ſcheint nur eine Länge von 250 Fuß, und eine Breite von 120 gehabt zu haben.

Alles, was wir in der Gegend von Arabat ſahen, überzeugte uns, daß wir auf dem Platze waren, wo das alte Abydos geſtanden hatte. Es ſcheint mir beinahe gewiß zu ſeyn, daß das große Gebäude dasjenige iſt, welches Strabo unter dem Namen Pallaſt des Memnon bezeichnet. Ptolemäus ſagt, Abydos läge weſtlich vom Nil und im Innern der angebauten Ländereien. Arabat liegt 6 bis 7 Meilen von dieſem Fluſſe, und

wird durch die reichſten und fruchtbarſten Ebenen in Aegypten davon getrennt. Strabo führt an: „Abydos, „wo ſich das Memnonium befindet, ein herrliches Ge„bäude, ganz von Stein, und von derſelben Bauart „wie das Labyrinth.“ Das große Gebäude in Arabat gleicht aber, ſeinem Plane nach, nicht den Aegyptiſchen Tempeln, es hat einen Charakter für ſich, und verdient allerdings, ſowohl wegen ſeines Umfangs, als wegen ſeiner Solidität Bewunderung. Wenn es ein Tempel geweſen wäre, ſo war die Bemerkung, er ſey ganz von Stein, überflüſſig, denn dies läßt ſich von allen Tempeln ſagen, aber als Pallaſt war es ohne Zweifel etwas Ungewöhnliches, keine Miſchung von Ziegelſteinen oder von Holz daran zu finden; es läßt ſich vermuthen, daß dies bei andern Palläſten nicht der Fall war, und daher ließe ſich auch erklären, warum von dieſen nur wenige oder keine Spuren übrig ſind. Was die Aehnlichkeit dieſes Pallaſtes mit dem Labyrinth anlangt, ſo begnüge ich mich, da ich das letztere nicht geſehen habe, zu bemerken, daß die gewölbten Gemächer, welche Paul Lucas und Andere daſelbſt geſehen haben, vermuthlich von derſelben Art ſind, wie die eben erwähnten. Plinius ſagt: „Abydos, berühmt „durch den Pallaſt des Memnon und durch den Tempel „des Oſiris, liegt von der Seite Lybiens 7500 Schritte „vom Fluſſe entfernt;“ was genau paßt auf die beiden Gebäude, die wir geſehen haben, ſo wie auf die Lage von Arabat, und deſſen Entfernung vom Nil. Wir hatten keine Zeit, die in den benachbarten Bergen eingehauenen Katakomben zu beſuchen.

Die prunkthafte Beſchreibung von Abydos, die man bei Savary findet, iſt nur die erdichtete Schilderung eines Ortes, den er nie geſehen hat; ſie ſtimmt mehr mit den Ruinen von Dendéra überein, als mit irgend einem andern Orte in Aegypten. Sie iſt zuſammengeſetzt aus der Beſchreibung dieſes Ortes von Herrn Chevalier, Gouverneur von Chandernagor, und aus einigen Ausſchmückungen, die der Verfaſſer hinzugeſetzt hat.

Wir verließen den Bey nicht ohne gegenſeitigen Austauſch von Höflichkeiten und Geſchenken. Einige Pfund Pulver, einige Kartätſchen und Stück-Patronen von Steinen ſchienen unſerm Wirth ein ſchönes Gegengeſchenk zu ſeyn für 5 Hammel, friſche Butter und 30 Zuckerbrode, womit er uns beſchenkte. Beim Hinabfahren des Stroms brachte die Heftigkeit des Nordwindes, der gegen den Strom ankämpfte, eine Bewegung hervor, die der eines unruhigen Meers glich, und einige unſerer Leute wurden beinahe ſeekrank. Wir kamen vor Balliéné, dem ehemaligen Haven von Abydos vorbei, wo, wie D'Anville bemerkt, 2 groſſe Canäle aus dem Innern des Landes ſich endigen. Hier ſahen wir die letzten Dommos, wie man hier die Palmbäume von Thebais nennt.

Wir verweilten einige Stunden zu Girgé, der gröſten Stadt in Ober-Aegypten, die in Friedenszeiten die Reſidenz des Gouverneurs iſt. Sie iſt beſonders durch eine Sattel- und eine Schießpulver-Fabrik

bekannt. Die Ingredienzien zu dem Pulver werden, ſo viel wir hörten, in folgenden Verhältniſſen genommen, nämlich: zwei und einen halben Theil Schwefel, zwei Theile Kohlen, und 7½ Theile Salpeter. Der Schwefel wird aus dem Archipelagus gezogen, die Kohlen bereitet man aus den Stängeln der Lupine, (Wolfs- oder Feigbohne,) oder des Turmus, der Salpeter, wird in den Dörfern des jenſeitigen Ufers auf die Art zubereitet, die Pococke beſchrieben hat. Dieſe Stadt hat eine beträchtliche Ausfuhr von Getraide nach Cairo und Mekka.

Wir ſchifften uns aufs Neue ein, und ſuchten mit dem Strome zu fahren, der Nordwind blies aber ſo heftig *), daß wir gezwungen wurden, am jenſeitigen Ufer nahe bei einer, in Ruinen liegenden Cophtiſchen Kirche zu landen, wohin ſich, zur Zeit des Pococke, die Cophten aus Girgé begaben, um ihren Gottesdienſt zu halten. Gegenwärtig iſt es nur eine elende Hütte und ein Zufluchtsort für das Vieh. Man ſieht daſelbſt mehrere chriſtliche Gräber. Am Abhange der Berge, in geringer Entfernung vom Fluſſe, ſind Begräbniß-Grotten, von Menſchenhänden ausgehöhlt, deren Mauern nur im Groben ausgehauen, und nicht mit Bildhauerarbeiten verziert ſind. Vielleicht gehörten ſie zu der alten Stadt This, die unſerem Urtheile nach an

*) Die Nächte waren damals (am 26ſten Januar) ſo kalt, daß zwei Hammel, die wir am Bord hatten, erfroren.

der Stelle von El Birbé geſtanden hat, was Pococke von Girgé aus beſuchte.

Zu Ekmim, wo wir einen Theil des Tages zubrachten, ſahen wir zerſtreuete Ruinen zweier Tempel, deren Grundmauern gänzlich verſchwunden waren, entweder weil man ſie weggenommen, oder weil der Sand und die Erde ſie wieder bedeckt hatten. Das einzige intereſſante Denkmal, das wir unter dieſen Bruchſtücken entdeckten, war ein ſehr großer Architrab, der ehedem vermuthlich zur Verzierung eines ſchönen Eingangs gedient hatte. Auf der einen Seite des Blocks iſt eine lange Griechiſche Inſchrift, und auf der innern Fläche iſt ein Aegyptiſcher oder Griechiſcher Thierkreis eingegraben, deſſen Figuren ſo erloſchen ſind, daß man keinen Zuſammenhang mehr gewahr wird. Doch unterſchied ich ohne Mühe den Schützen und den Scorpion. Die Inſchrift hat ſchon Pococke mitgetheilt, aber nur unvollſtändig, weil er ſie nicht ganz hat ſäubern und entziffern können *). Es läßt ſich nicht bezweifeln, daß dieſe Ruinen die der alten Stadt Chemmis ſind, wovon der moderne Name Ekmim noch eine Spur hinterläßt. Diodor von Sicilien **) meldet, daß dieſer Name die Stadt des Pan bedeute. Auch ſieht man aus der Inſchrift, daß ein Römiſcher Kaiſer den jetzt zerſtörten Tempel dieſem Gott gewiedmet hatte. Die Griechen nannten dieſe Stadt Panopolis.

*) Der Verfaſſer giebt ſie auch, aber noch immer ſehr unvollkommen.

**) Lib. I. p. 11.

bekannt. Die Ingredienzien zu dem Pulver werden, ſo viel wir hörten, in folgenden Verhältniſſen genommen, nämlich: zwei und einen halben Theil Schwefel, zwei Theile Kohlen, und 7½ Theile Salpeter. Der Schwefel wird aus dem Archipelagus gezogen, die Kohlen bereitet man aus den Stängeln der Lupine, (Wolfs= oder Feigbohne,) oder des Turmus, der Salpeter, wird in den Dörfern des jenſeitigen Ufers auf die Art zubereitet, die Pococke beſchrieben hat. Dieſe Stadt hat eine beträchtliche Ausfuhr von Getraide nach Cairo und Mekka.

Wir ſchifften uns aufs Neue ein, und ſuchten mit dem Strome zu fahren, der Nordwind blies aber ſo heftig *), daß wir gezwungen wurden, am jenſeitigen Ufer nahe bei einer, in Ruinen liegenden Cophtiſchen Kirche zu landen, wohin ſich, zur Zeit des Pococke, die Cophten aus Girgé begaben, um ihren Gottesdienſt zu halten. Gegenwärtig iſt es nur eine elende Hütte und ein Zufluchtsort für das Vieh. Man ſieht daſelbſt mehrere chriſtliche Gräber. Am Abhange der Berge, in geringer Entfernung vom Fluſſe, ſind Begräbniß=Grotten, von Menſchenhänden ausgehöhlt, deren Mauern nur im Groben ausgehauen, und nicht mit Bildhauerarbeiten verziert ſind. Vielleicht gehörten ſie zu der alten Stadt This, die unſerem Urtheile nach an

*) Die Nächte waren damals (am 26ſten Januar) ſo kalt, daß zwei Hammel, die wir am Bord hatten, erfroren.

der Stelle von El Birbé geſtanden hat, was Pococke von Girgé aus beſuchte.

Zu Ekmim, wo wir einen Theil des Tages zubrachten, ſahen wir zerſtreuete Ruinen zweier Tempel, deren Grundmauern gänzlich verſchwunden waren, entweder weil man ſie weggenommen, oder weil der Sand und die Erde ſie wieder bedeckt hatten. Das einzige intereſſante Denkmal, das wir unter dieſen Bruchſtücken entdeckten, war ein ſehr großer Architrab, der ehedem vermuthlich zur Verzierung eines ſchönen Eingangs gedient hatte. Auf der einen Seite des Blocks iſt eine lange Griechiſche Inſchrift, und auf der innern Fläche iſt ein Aegyptiſcher oder Griechiſcher Thierkreis eingegraben, deſſen Figuren ſo erloſchen ſind, daß man keinen Zuſammenhang mehr gewahr wird. Doch unterſchied ich ohne Mühe den Schützen und den Scorpion. Die Inſchrift hat ſchon Pococke mitgetheilt, aber nur unvollſtändig, weil er ſie nicht ganz hat ſäubern und entziffern können *). Es läßt ſich nicht bezweifeln, daß dieſe Ruinen die der alten Stadt Chemmis ſind, wovon der moderne Name Ekmim noch eine Spur hinterläßt. Diodor von Sicilien **) meldet, daß dieſer Name die Stadt des Pan bedeute. Auch ſieht man aus der Inſchrift, daß ein Römiſcher Kaiſer den jetzt zerſtörten Tempel dieſem Gott gewiedmet hatte. Die Griechen nannten dieſe Stadt Panopolis.

*) Der Verfaſſer giebt ſie auch, aber noch immer ſehr unvollkommen.

**) Lib. I. p. 11.

Herodot erzählt, daß die Einwohner von Chemmis oder Chemmo zu ſeiner Zeit mehrere Eigenheiten an ſich hatten, die ſie von den übrigen Aegyptiern unterſchieden, und wodurch ſie ſich den Gebräuchen der Griechen näherten. Er führt nur eine an, nämlich die Feier gymnaſtiſcher Spiele, die Perſeus, der Sohn der Danae, bei ſeiner Rückkehr in das Land ſeiner Vorväter eingeführt hatte, und die von dieſer Zeit an ihm zu Ehren gefeiert wurden. Einer der Tempel dieſer Stadt war auch dieſem Heroen gewiedmet. Die den Siegern zuerkannten Preiſe waren, wie bei den Griechen, Thiere, Mäntel und Felle. Wenn wir weiter den Nil hinab kommen werden, ſo wird ſich zeigen, daß dieſe Spiele nicht bloß innerhalb des Diſtricts von Panopolis begangen wurden. Dieſer Ort war übrigens wegen einer Bildhauer berühmt, die für die meiſten Tempel in dieſem Theile von Aegypten Statuen lieferten.

Der Wind zwang uns in Baroud anzuhalten. Wir fanden dieſes Dorf beinahe öde, indem die Peſt den größten Theil der Einwohner weggerafft hatte; jeden Tag ſtarben nach dem Berichte der noch Lebenden funfzehn bis ſechszehn Menſchen. Dieſer Umſtand hinderte uns, einige benachbarte Haufen von Ruinen zu beſuchen. An demſelben Abende landeten wir am öſtlichen Ufer des Fluſſes nahe bei dem heiligen und prophetiſchen Berge Cheik Erebi. Wir fanden daſelbſt eine große koloſſale Statue von Römiſcher Sculptur, die in den maſſiven Felſen ſcheint ausgehauen geweſen zu ſeyn

ſie war ſitzend, ungefähr zehn Fuß hoch, und im Coſtum eines Römiſchen Senators.

Im Dorfe Gaw Kebir, auf dem rechten Ufer des Fluſſes, ſind die Ruinen eines alten Tempels, der einen weiten Umfang einnahm. Dieſe Ruinen ſind dreihundert Fuß lang; der einzige Porticus ſteht noch. Er beſteht aus achtzehn Säulen von acht Fuß im Diameter, die mit dem Geſims eine Höhe von 60 Fuß haben. Da dieſer Tempel von einem dichten Haine von Palmbäumen umgeben iſt, ſo gehört er unter die wenigen urſprünglich Aegyptiſchen Gebäude, die einen maleriſchen Anblick gewähren. Die Bildhauerarbeiten an den Säulen und an der Vordermauer haben eben nichts Merkwürdiges; an jeder Seite des Einganges ſteht eine Schlange mit einer Mitra auf dem Kopfe; der Fries iſt, wie gewöhnlich, mit einem Globen und einigen Schlangen verziert, ein Sinnbild der Ewigkeit Gottes und ſeiner Wohlthätigkeit.

Am Ende des Tempels fanden wir auf dem Boden eine viereckige Kiſte oder Käfich mit einem pyramidenförmigen Dach; es beſteht aus einem einzigen Steine, und hat eine Höhe von 12 Fuß auf einer Baſis von 9 Quadratfuß. Wahrſcheinlich bewahrte man darin ein oder mehrere heilige Thiere. Inwendig ſieht man Sperber und Füchſe abgebildet, denen Prieſter Gaben darreichen. Die Verzierungen der Thüre ſind denen am Eingange des Tempels ähnlich. Ohne Zweifel war das berühmte Gemach aus einem Steine zu Sais auf

dieſe Art erbaut. Aber dieſes war, nach dem Herodot, 31 Fuß lang, 21 breit und 30 Fuß hoch. Zweitauſend Menſchen waren auf Befehl des Amaſis drei Jahre hindurch dazu gebraucht worden, es von Elephantine nach Sais in den Tempel der Minerva zu bringen.

Weſtlich vom Tempel, deſſen Ruinen wir beſahen, hatte man eine lange Mauer oder Kai für die Bedürfniſſe des Handels erbauet, und um den Nil von den Ländereien abzuhalten. Da dieſes Werk ziemlich in Verfall gerathen war, ſo waren die Waſſer weit ausgetreten, und bedeckten bei unſerm Aufenthalte im vergangenen Herbſt, den ganzen Strich. Dieſe Veränderung kann das Beiwort mediterranea erklären, das Ptolemäus der Stadt Anteopolis giebt. Der Länge des Kai nach findet man einige Reſte von Säulen und von dazwiſchen angebrachten, auf Toscaniſchen Piedeſtals ruhenden, Statuen. Nahe am Mittelpunkte iſt ein kleiner Tempel ohne Hieroglyphen, der demjenigen ſehr ähnlich iſt, der dem großen Tempel von Dendera gegenüber ſteht.

Am folgenden Tage kamen wir vor der öſtlichen Bergkette vorbei, die den Namen Djibbel Abulfeda führt. Während der Ueberſchwemmung benetzt der Fluß den Fuß dieſer Berge von einem Ende bis zum andern, und auch in der damaligen Jahreszeit berührte er die meiſten davon.

Während des nächſtfolgenden Tages begegneten wir mehreren kleinen Streifhorden von Arabiſchen Beduinen,

die in der Zeit, wo die Ueberſchwemmung vorbei, und die Doura = Aerndte geendigt iſt, ihre unwirthbaren Wüſteneien verlaſſen, und die Dörfer der Ebene und die Ufer des Fluſſes verheeren, indem ſie die Einwohner ihrer Lebensmittel, Kleider und ihres Geldes berauben.

Die hierauf folgenden öſtlichen Gebirge heißen Djibbel Cheik Said. Sie bilden einen Bogen von ungefähr vier Meilen Länge, deren tiefſter Theil eine Meile vom Fluſſe entfernt iſt. Sie ſind weder ſo hoch noch ſo ſteil, wie die von Abulfeda. An dem Orte, wo ſie ſich dem Fluſſe nähern, iſt auf einem niedern Hügel das Grab des Cheik, der dieſer Bergkette den Namen gegeben hat; etwas weiter davon entdeckt man Spuren einer alten Aegyptiſchen Stadt, indem man noch eine Ringmauer von gebrannten Ziegelſteinen, und am Abhange des Berges Katakomben gewahr wird. An dem innern Mauerwerke einer dieſer Katakomben fanden wir einige denkwürdige Abbildungen und Malereien. Dieſe Katakombe hatte lange Zeit hindurch entweder den Einwohnern der Stadt, oder einigen frommen Eremiten zur Kirche gedient, die in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums ſich hierher geflüchtet hatten. Die Einen oder die Andern haben in der Hitze ihres frommen Eifers die Figuren in Relief verſtümmelt und die Malereien mit einer dicken Lage von Gyps überzogen. Aber an mehreren Stellen ſind ihre Bemühungen ohne Erfolg geblieben, und an andern iſt der Gyps wieder abgefallen, ſo daß die Bildhauereien, die wenig Relief haben, wohlerhalten ſind, und ſogar die Farbe keinen Schaden erlitten hat. Man ſieht hier, wie zu Eleithias,

die Abbildung eines Feſtes, von Muſik und Tanz begleitet. Die Muſiker ſind ein Harfeniſt und ein Flötenſpieler. Ein Anderer bläſ't ſeine Backen auf, indem er eine ſeiner Hände an ſein Ohr hält, und ſcheint mit großer Anſtrengung zu ſingen, was eben nicht geeignet iſt, uns eine vortheilhafte Idee von dem Geſchmacke der Aegyptier in dieſer Kunſt zu geben. Fünf Männer tanzen und ſpringen hinter ihnen mit großem Aufwand ihrer Kräfte, während zwei Weiber einen ſehr langſamen Tanz ausführen. Eine andere Mauer ſtellt das bei dem Korn- und Flachsbaue übliche Verfahren dar. In der erſten Abtheilung erſcheint der Säemann vor einem Schreiber, der ihm mehrere kleine Säcke voll Korn, die er in ſeiner Verwahrung hat, ausliefert, und die Anzahl derſelben aufſchreibt. Auf dem Felde ſieht man zwei Geſpanne von Ochſen oder Stieren. Ein Querholz, das von dem Ende des Pflugbaums über die Schultern dieſer Thiere geht, iſt mit Stricken an ihre Hörner befeſtigt. Bei jedem Pfluge iſt ein Säemann. Der Eine wirft das Korn unter die Füße der Ochſen, ein Anderer ſtreuet es in die Furche. Hinter dieſem letztern werden mehrer Widder von ihren Führern getrieben, von denen jeder vier Widder mit einer langen Peitſche leitet. Ohne Zweifel wurden dieſe Thiere gebraucht, um den Samen einzutreten, wozu man an andern Orten in Aegypten ſich der Schweine bediente. Einer von dieſen Widder-Poſtzügen ſcheint zu weit vorgekommen zu ſeyn, und drängt die Schritte des Säemanns. Der vorderſte Widder hat ſchon einige Körner entwendet, weshalb der Säemann in Zorn geräth, und den Führer der Thiere ausſchilt.

Die folgende Scene ſtellt eine Aerndte vor, und iſt der zu Eleithias dargeſtellten ähnlich. Wenn das Getraide geſammelt iſt, ſo macht man Garben daraus, die man auf einen Eſel ladet, um ſie an den Ort ihrer Beſtimmung zu tragen. Einige Autoren behaupten, die Aegyptier hätten dieſes Thier nie zu den ländlichen Arbeiten gebraucht; aus dieſer Urſache, ſetzen ſie hinzu, waren die Eſel in dieſem Lande verachtet, und ſo verabſcheuet, daß man ſie für das Symbol des Typhon hielt. Aber wir haben hier zwei Beiſpiele vom Gegentheil, denn gleich in der folgenden Abbildung ſehen wir neun bis zehn Eſel auf einer Tenne Getraide austreten, während in einer daran angränzenden Scene zu demſelben Geſchäfte eine gleiche Anzahl Ochſen gebraucht wird. Weder die einen noch die andern haben das Maul verbunden. Sie werden beſtändig durch zwei mit Peitſchen bewaffnete Männer in Thätigkeit erhalten, und einer davon hält eine Halfter, an die ſie alle angebunden ſind. Andere Schnitter ſchneiden ſehr hohes Stroh, wovon man vorher die Aehren weggenommen hat. Der Flachs wird bei der Wurzel ausgeriſſen, gepreßt und gekämmt, wie zu Eleithias.

An einer andern Wand iſt ein Mann abgebildet, der in einer ſehr weiten Pflanzung Schilfrohr abſchneidet. Man bindet das Rohr und trägt es an einen etwas entfernten Ort, wo andere Perſonen es zur Verfertigung einer Art von Barke oder Floß verwenden. Die Anſtrengung, die nöthig iſt, um ſie an einander zu binden, iſt ſehr gut ausgedrückt. Man gebraucht noch jetzt ſolche

Fahrzeuge aus Schilfrohr auf dem Nil innerhalb dieſes Ortes und den Waſſerfällen. Einer dieſer Kähne wird im Waſſer abgebildet, und der Dichter hat den Einfall gehabt, zwei Nilpferde ſich dem Kahn nähern zu laſſen. Dieſes ſonſt in Aegypten ſo gewöhnliche Thier iſt gegenwärtig daſelbſt unbekannt. In dieſer Abbildung hat es dicke und kurze Füße, einen kleinen Schwanz, den Kopf und die Schnauze eines wilden Schweins, eine große Reihe von Zähnen, und einen verlängerten Hauer am untern Kinnbacken. Ob es gleich im Waſſer lebt, ſo hebt es doch den Kopf über die Oberfläche des Waſſers empor, und öffnet die Schnauze, um freier zu athmen. Es wird hier nicht als ein furchtbares, oder von den Einwohnern gejagtes und verfolgtes Thier dargeſtellt. In Papremis war das Nilpferd ein geheiligtes Thier, unglücklicherweiſe können wir, bei den widerſprechenden Nachrichten des Herodot über dieſe Stadt, die Lage derſelben nicht beſtimmen.

An derſelben Mauer iſt ein ſchöner Fiſchzug nahe an den Ufern des Fluſſes abgebildet. Die in großer Menge gefangenen Fiſche werden ausgeweidet und an der Sonne getrocknet, andere werden in die Form von Kugeln gebogen und über einander gelegt, um auf Kohlen oder in heißer Aſche gekocht zu werden; hierauf thut man ſie in Gefäße, die dazu bereit ſtehen.

In einer andern Katakombe, um welche neun Statuen herum ſtehen, ſieht man die Hauptperſon mit prieſterlichen Kleidern angethan, jedoch ohne Mitra. Er iſt

in einem Gebäude, deſſen Dach abhängig iſt, und hält in den Händen eine Schaale und einen Scepter. Vor ihm ſind mehrere Perſonen, die ihm Stiere und Ziegen zuführen, die wahrſcheinlich zum Opfer beſtimmt ſind. Dieſe Schlachtopfer haben Stricke um den Hals gebunden. In der folgenden Abtheilung ſitzt dieſelbe Perſon ſeitwärts bei den Zubereitungen eines Feſtes. Seine Leute bringen eine Menge Vögel, Fleiſch, Früchte und ſogar ganze Ziegen und Ochſen auf Tiſchen und Gueridons herbei.

Ein Mumien-Brunnen, in der Nähe dieſer Katakomben und dazu gehörig, enthält die Ueberreſte derjenigen, deren Erben nicht die Kunſt zu Hülfe rufen konnten, um ihre Gräber zu verzieren, und ihr Andenken zu verewigen. Nahe an dem Abhange, der dahin führt, iſt die Faſſade eines ſehr kleinen Hauſes abgebildet, mit Karnieß, Impoſt und Architrab, ſo wie man es in den großen heiligen Gebäuden ſieht. Im Mittelpunkte der Faſſade iſt eine Niſche für eine kleine Statue, und darüber ſieht man eine Figur, die einen Leckerbiſſen, der vor ihr liegt, genießt. Dieſe innerhalb des kleinen Hauſes des Pluto *) ſo gewöhnlichen Verzierungen könnten glauben machen, daß die Aegyptier das Glück des künftigen Lebens in ſinnliche Vergnügungen und beſonders in den Gaumenkitzel ſetzten, wenn der Charakter der Mäßigkeit, der von jeher dieſes Volk auszeichnete, einer ſolchen Vermuthung nicht widerſpräche.

*) Domus exilis Plutonia.

Am 3. Februar 1802 landeten wir zu Eraman, und zogen zwei Meilen durch die Ebene bis nach Melaoui. Dies iſt eine große und volkreiche Stadt. Die Bazars ſind geräumig und wohlgebaut, das Land ringsumher iſt bis an den Fuß der Lybiſchen Gebürge mit Datteln, Getraide und Zuckerrohr überdeckt. Wir trafen mehrere Landleute an, die mit männlichen Blüten des Dattelbaumes beladen waren, um ſie an weibliche zu befeſtigen. Der Anbau des Zuckerrohrs iſt in den Händen der Cophten, wovon die Meiſten ein etwas tiefer gelegenes Dorf, Namens Ebadié bewohnen. Die rohen Sitten und der Hang zum Plündern, wodurch dieſe Chriſtliche Colonie ſich unterſcheidet, ſtimmen mit der daſelbſt herrſchenden Leichtgläubigkeit überein. Man glaubt daſelbſt feſt, ein Araber oder Türke müſſe unfehlbar ſterben, wenn er ſich 3 Tage in dieſem Dorfe aufhielte. Die Mahomedaner haben denſelben Aberglauben. Melaoui hat viel von ſeiner ehemaligen Bevölkerung verloren, wie man aus der Menge leer ſtehender Häuſer und Buden, ſo wie aus den Hügeln, die es umgeben, ſchließen kann. Dieſe Stadt hat ſich wahrſcheinlich auf den Ruinen von Achmounais erhoben, welcher Stadt ſie in dem Range eines Hauptortes des Nomos hermopolitanos nachgefolgt iſt. Ein großer Canal ſetzt ſie in Verbindung mit dem Fluſſe. Die Weiber von Melaoui ſind wegen ihrer Schönheit berühmt, die von den Schiffern, die den Nil befahren, ſehr oft beſungen wird. Uebrigens habe ich nichts an ihnen bemerkt, was ihnen vor ihren Landsmänninnen einigen Vorzug verſchaffen könnte.

Von Melaoui kamen wir einige Meilen weiter unten am jenſeitigen Ufer des Fluſſes in das kleine Dorf Abadé. Es machte uns ein beſonderes Vergnügen hier die Ruinen von Antinoé zu beſuchen, einer Stadt, die nach Strabo, vom Kaiſer Hadrian, in der Nähe von Abydus, ſeinem Günſtling Antinous, der hier im Waſſer umkam, zu Ehren geſtiftet wurde. Dieſe Ruinen liegen nicht mehr in der Mitte einer fruchtbaren Ebene und zwiſchen lachenden Luſthainen, wie der Arabiſche Geograph Abulfeda es beſchreibt. Selbſt die Stadt iſt gänzlich zerſtört, die öffentlichen Gebäude ausgenommen, die man noch ſieht; Alles rings umher iſt eine ununterbrochene Wüſte, mit Ausnahme eines kleinen, nördlich gelegenen Thales, ja, es hält ſchwer ſich vorzuſtellen, daß es je hier anders ausgeſehen habe. Alle noch erhaltenen Denkmäler ſind im Römiſchen oder Griechiſchen Styl erbaut, und ſcheinen ungefähr aus derſelben Zeit herzuſtammen, denn Alle tragen auffallende Zeichen des ſchlechten Geſchmacks an ſich, der gegen das Ende vom Jahrhundert des Auguſtus der herrſchende wurde.

Ehe wir Antinoé verließen, ſahen wir einen Zug von Weibern, die mit Lebensmitteln verſehen, aus Cheik Abadé kamen, um, von allen Almées (Tänzerinnen und Sängerinnen des Ortes begleitet, das Bairamsfeſt auf dem Begräbnißplatz der Wüſte zu feiern. Jede Familie verſammelt ſich mit ihren nächſten Verwandten um ein Grab, und bringt den Tag feſtlich mit Vergnügen zu, indeß die Almées ein beſtändiges Freuden-

geſchrei erheben, das, eben ſo wie ihre Töne des Schmerzes, nur aus mannichfaltigen Modificationen des Schreies ululus oder eleuléu beſteht.

Indem wir unterhalb Antinoé den Fluß hinabfuhren, verloren wir nach und nach die Gebirge der weſtlichen Wüſte aus den Augen, und die weiten Ebenen des Nomos Hermopolitanos thaten ſich vor uns auf, und gewährten den Anblick einer wohl angebauten, bevölkerten Gegend. Getraide, der Colza, und Zuckerrohr ſind die Haupterzeugniſſe dieſer Jahreszeit. Gegen Oſten nähern ſich die Gebirge ſehr dem Fluſſe, und ſind oft nur durch eine Sandwüſte von ihm getrennt. An dem unteren Theile der Berge ſieht man öde Städte und Dörfer, die aus einer neueren Zeit herſtammen, und einen mannichfaltigen Anblick gewähren; auf dem oberen Theile der Gebirge ſieht man eine lange Strecke von Katakomben in den Abhang der Felſen ausgehauen, die ohne Zweifel den alten Einwohnern des Nomos Antinoopolitanos zu Gräbern dienten. Einige Meilen weiter unten gewinnt das öſtliche Ufer wieder ein grünes, lachendes Anſehen. Wir kamen vor den beiden Dörfern Beni Haſſan vorbei. Eins davon war gänzlich verlaſſen, verheert, und abgebrannt, ein trauriges Denkmal der Tyrannei und der Rache der Mammelucken, weil die Einwohner ſich geweigert hatten, ihnen den Miri (Tribut) zu bezahlen. Das andere Dorf war ein elender Zufluchtsört, wohin die Widerſpenſtigen ſich geflüchtet hatten. Nach der Angabe von D'Anville ſuchten wir hier die Grotte der Diana

(Speos Artemidos) an einem Orte auf, den dieſer Verfaſſer merkwürdig nennt, weil man daſelbſt große, ausgehöhlte Grotten ſieht, die zu Tempeln dienten. Wir landeten daher, und nahmen, um dahin zu gelangen, unſern Weg durch eine Sandſtrecke. Wir fanden auf dieſe Weiſe einige der ſchönſten Katakomben von ganz Aegypten, und nahe an denſelben, oberhalb des Bettes eines reißenden Gießbaches, eine natürliche Grotte, die dieſem Orte ſeinen Griechiſchen Namen leicht kann gegeben haben. Die Grotten dienten den vornehmſten Familien des Nomos Hermopolitanos, der am jenſeitigen Ufer liegt, zu Grabſtätten. Und noch heut zu Tage ſetzen die Einwohner der vom Nil weſtlich gelegenen Dörfer, die von der Libyſchen Wüſte weit entfernt ſind, über den Fluß, um ihre Todten in dieſen Sandflächen zu begraben, ohne jedoch ſich die Mühe zu nehmen, neue Gräber in die Felſen zu hauen, oder auch nur die ſchon vorhandenen zu benutzen.

Mehrere dieſer Grotten ſind ſehr geräumig, und enthalten jede eine, auch zwei bis drei Kammern, von denen die größte 70 Quadrat-Fuß enthält. Am vorderen Eingang der größten Grotten ſind kleine Porticus von 4 und auch mehreren Säulen; andere Säulen ſtützen das Dach, das heißt, ſie waren dazu aufgerichtet, als man die Grotte in dem Felſen aushöhlte. Die Dächer ſind meiſtens bogenförmig, jedoch iſt keines davon durchaus gewölbt. Die Säulen haben denſelben Charakter, wie die des großen Porticus von Aſchmaunein oder Hermopolis magna; die Verhältniſſe derſelben ſind jedoch nicht ſo

maſſiv, da ſie nur eine Höhe von 12 bis 15 Fuß, und an der Baſis nie mehr als 3 Fuß im Durchmeſſer haben. Sie ſcheinen 4 große Palmzweige vorzuſtellen, die an ihrem dünnſten Ende mit einander verbunden ſind, und auf dem größten und ſtärkſten Ende aufrecht ſtehen, mit Spuren von anderen Bändern, die in gleichen Zwiſchenräumen die ganze Höhe hinabgehen. Dieſe Erfindung ſcheint die erſte Idee zu der Art von Säulen gegeben zu haben, die man ſo häufig in verſchiedenen Theilen von Aegypten findet; denn die Säule, die, was man ein Glockenförmiges Capital heißt, trägt, iſt offenbar eine Nachahmung vom Stamme des Palmbaumes und von ſeinen, aus einander gehenden Aeſten.

Die innere Eintheilung dieſer Begräbniß=Höhlen iſt ſehr verſchieden. In Allen ſind das Gemäuer und die Säulen mit Abbildungen bedeckt. An einigen Orten ſind ſie ſehr erloſchen, an andern hingegen ſind die Figuren ganz erhalten und die Farben ſcheinen ganz friſch zu ſeyn. An einer der Mauern kann man beinahe nichts unterſcheiden, als ein Stiergefecht. Drei Männer ſind im Kampfe begriffen, der Eine faßt das Thier beim Schweife, ein Anderer bei den Beinen, und der Dritte iſt im Begriffe einen Wurfſpieß nach ihm zu werfen. Ich kann die Behauptung des Herrn von Pauw, daß keine dieſer künſtlichen Aushöhlungen die Höhle der Diana ſey, (Speos Artemidos) ob ſie gleich in der Nähe dieſer Aushöhlungen aufgeſucht werden müſſe, nicht zugeben. Die Bauart und die allgemeine Eintheilung, die man in dieſen Höhlen findet,

ſind dem, was man in andern Aegyptiſchen Begräbniß-Grotten ſieht, zu ähnlich, als daß man über den Gebrauch, zu dem ſie beſtimmt waren, einen Zweifel aufwerfen könnte. Alle haben, in einem oder dem andern der Gemächer, woraus ſie beſtehen, Gruben oder Vertiefungen für Mumien, das heißt Gräber, die am Fuße der Mauer vertical angebracht ſind, und man ſieht noch in der Mauer Löcher, woran die Maſchienen befeſtigt waren, wodurch die todten Körper in dieſe Gräber hinabgelaſſen wurden.

Es iſt nicht möglich, von der unendlichen Mannichfaltigkeit von ländlichen und häuslichen Beſchäftigungen, die hier am Gemäuer abgebildet ſind, eine genaue Idee zu geben. Man ſieht den Anbau des Getraides, des Hanfes und Flachſes dargeſtellt, ferner Fabriken von Waffen und Seilen, eine Menge verſchiedener Barken, endlich Fiſchereien, Jagden, Tänze, Wettkämpfe u. ſ. w. Beim Hanfbau leitet ein Mann oder ein Kind die Pflugſchaar, und ein anderer die Ochſen. Es ſcheint nicht, als wenn die Aegyptier ſich bei ihrem Feldbau der Pferde bedient hätten, vermuthlich weil die Unterhaltung derſelben zu koſtbar war, und ihr leichter Boden ſie nicht nothwendig machte. Die Hacke wird noch vor dem Pflug gebraucht. Bei der Hanfärnte wird die Pflanze bei der Wurzel ausgeriſſen, und auf dem Rükken von Eſeln in die Tenne getragen, wo durch das Treten von Ochſen der Same geſchieden wird. Hierauf werden die Stängel in dicken Bündeln in eine Kufe oder Trog von Ziegelſteinen, mit Waſſer angefüllt, gelegt,

worin ſie einige Zeit bleiben; das Waſſer dazu tragen Männer auf den Schultern in Eimern herbei, die denen gleich ſind, worin man in England die Milch zu tragen pflegt. Dann ſchlägt man den Hanf auf einem platten Steine mit Stöcken, und wiederholt dieſe Operation, wenn er ſchon in Stränge gebunden iſt. Die Art, wie der Faden gedreht wird, iſt zu verloſchen, um ſich einen deutlichen Begriff davon machen zu können. Man ſieht mehrere Enden von Fäden an einem Pfahl befeſtigt, am andern Ende wird ein langer, quer durch die Fäden gelegter Stock von 2 Männern gedreht, die eben einen dicken Strick fertig gemacht haben; man ſieht nicht, daß ein Rad dabei gebraucht würde. Ich habe ſeitdem geſehen, daß man in den Flachs-Manufacturen im Delta daſſelbe Verfahren beobachtet. Neben dem Anbau und der Aernte des Flachſes iſt ein Speicher dargeſtellt, wohin die Arbeitsleute die Säcke mit Leinſaamen abliefern.

Die Waffen und Gewehr-Fabriken bieten wenig intereſſantes Detail dar. Mehrere Arbeiter ſchlagen mit dem Hammer auf den Ambos, Andere blaſen das Feuer mit langen Röhren an; an den Wänden ſieht man Schilde, Schwerdter, und Bogen und Pfeile aufgehängt.

Außer der gewöhnlichen Art mit Netzen zu fiſchen ſieht man den Herrn des Landgutes beſchäftigt, Einen Wurfſpieß nach einem Fiſche, der mitten im Strome iſt, zu werfen. Mehrere Nilpferde ſpazieren auf dem

Boden des Waſſers herum, oder ſtecken die Köpfe in die Höhe. Die Diener rudern auf kleinen, aus Binſen gemachten Kähnen, und fahren durch das Schilf durch, um dieſe Thiere zu jagen, wobei ſie von Hunden, die ins Waſſer gehen, unterſtützt werden. Der Wurfſpieß des Herrn iſt reich verziert und hat eine zugerundete Spitze. Die Fiſche ſind mit einer, in's Kleinſte gehenden, Sorgfalt abgebildet.

Auf den Jagden iſt der Herr von ſeiner ganzen Familie begleitet. Alle ſind mit Bogen und Pfeilen bewaffnet; ſie haben Windhunde und Schäferhunde bei ſich, und jagen auf den Gebirgen nach Füchſen, Antelopen, Hirſchen, Straußen, Schacals, Haſen, Kaninchen, Löwen, Tigern, und nach Wölfen. Mehrere dieſer Thiere ſind verwundet, oder todt, oder ſterbend, andere ſind in Netzen gefangen, oder in Fallgruben, die bei ihrer übereilten Flucht auf dem Wege für ſie aufgeſtellt waren. Zwei von den Hunden ſind mit der größten Wahrheit gezeichnet und mit ihren natürlichen Farben gemalt, es ſind wahre Portraite; die Hunde haben Halsbänder um den Hals. Plato in ſeinem Timäus nimmt die Jäger als eine eigene Kaſte in Aegypten an. Heut zu Tage findet dies Vergnügen nur wenige Liebhaber in Aegypten.

Tänze kommen auf dieſen Mauern ſehr häufig vor. Zuweilen tanzen beide Geſchlechter zuſammen, zuweilen abgeſondert. Die Bewegungen und Stellungen der Männer haben viel Anmuthiges; einige tanzen allein,

und zeigen allerlei Künſte, andere tanzen gemeinſchaftlich, ein Tänzer bleibt auf dem Kopfe ſtehen. Die Tänze der Weiber ſind weit ſeltſamer, und weder ungezwungener, noch natürlicher als die der heutigen Almées. Bei dem Ringen und andern einzelnen Wettkämpfen ohne Waffen hat der Künſtler einen Beweis ſeines Talentes und ſeiner Kenntniſſe abgelegt, indem er eine erſtaunende Verſchiedenheit der Stellungen entworfen, und ſie mit großem Ausdruck charakteriſirt hat. In einer einzigen Grotte ſind nicht weniger als 180 beſondere Wettkämpfe, die Alle von einander durchaus verſchieden, und Alle mit demſelben Feuer ausgeführt ſind. Ich verwunderte mich, unter allen dieſen Kämpfern keinen Meiſter in der Boxkunſt zu finden, der ſich auf gut Engliſch mit der Fauſt geſchlagen hätte. In einigen dieſer Gruppen ſchleift der Sieger den Ueberwundenen bei den Füßen fort, in andern hebt er ihn in ſeinen Armen in die Höhe, wie Herkules den Anteus entführt. Dies ſind ohne Zweifel die Spiele und gymnaſtiſchen Uebungen, von denen Herodot ſagt, daß ſie zu Chemmis gefeiert worden wären.

In der Darſtellung der Weinleſe haben die Arbeitsleute ihre Körbe in den Weinberg getragen, um ſie mit Trauben anzufüllen, andere Weinberge ſind ſchon abgeleſen, und man hat Ziegen hinführen laſſen, um die Blätter zu freſſen. Zwei Männer halten einen andern, damit er den Gipfel einer Weinlaube erreichen, und dort die Trauben pflücken kann. Die Männer bringen die vollen Körbe auf ihren Köpfen zurück, Andere

treten die Weintrauben in der Kufe aus. Der Saft wird in Krüge oder andere Gefäße gethan, und ein Theil davon auf Barken geladen.

Außerhalb der Grotten findet man beträchtliche Ueberreſte von gepflaſterten Wegen, die in gerader Linie vom Ufer des Fluſſes bis zum Eingange der 3 Hauptgrotten führten. Eine von dieſen Grotten iſt mit einer Lage von hartem, feſtem Gyps überkleidet, der ſo bemalt iſt, daß er die Adern des Marmors nachahmt.

Unter dieſen Abbildungen ſind mehrere, die Feſte mit Muſik und Tanz vorſtellen. Das Hausgeſinde führt Heerden von Ochſen, Ziegen und Hammeln ihrem Herrn vor. Der Fluß iſt mit Barken jeder Art bedeckt, die mit Rudern oder Segeln fahren. In den einen ſieht man Weiber, die in einer Art von Kajüte zu ſeyn ſcheinen, in andern iſt nur eine einzige Perſon, die unter einem Schirmdache ſitzt. Eine von dieſen Barken hat auf jeder Seite 22 Ruder. Wenn wir jedem Ruderer 3 Fuß Raum von der Länge der Barke zugeſtehen, und außerdem eine doppelte Ruderbank annehmen, und ferner für das Vordertheil und Hintertheil 12 Fuß rechnen, ſo kann dieſe Barke nicht weniger als 90 Fuß in die Länge gehabt haben. In einem dieſer Fahrzeuge konnten wir ganz deutlich die Art zu ſteuern wahrnehmen. Der Steuermann hält ein ſenkrecht herabgehendes Stück Holz in ſteter ſchwingender Bewegung, die ſich von der Spitze des Holzes dem Steuerruder, das heißt, einem langen Ruder, deſſen plattes,

in's Waſſer ſtreichende Ende ſehr breit iſt, mittheilt. Dieſes Steuerruder neigt ſich unter einem Winkel von 45 Grad, und ruht mit dem oberen Ende auf einer krumm gebogenen Stange, die, dem Bootsmann gegenüber, auf dem oberen Verdeck ſteht. Hinter dem Bootsmann iſt das Ruder, was zum Steuern dient, in der Mitte ſeiner Länge mit Seilen an das Hintertheil befeſtigt. Eine andere Barke hat 2 Steuerruder, die einander vollkommen gleich ſind, und beide am Hintertheile des Schiffs auf gleiche Weiſe gebraucht werden.

Reiſe von Beniſuef nach Kairo, Memphis und die Pyramiden.

Wir hatten uns zu einer Reiſe von Beniſuef nach Fajumé vorbereitet und waren Willens, den Ufern des gleichnamigen Sees zu folgen und durch die Wüſte bis zu den Pyramiden von Daſchaur und Sahhara und den Ort, wo ehemals Memphis ſtand, zu reiſen. Aber die Räumung von Dſchizeh durch die Mammelucken, hatte ſo viele Unruhen erweckt und ſo viel ernſthafte Zwiſtigkeiten unter den Landleuten und den Beduinen verurſacht, daß wir es für unmöglich hielten, den beabſichtigten Weg zu Lande oder zu Waſſer zurückzulegen. Gezwungen entſagten wir alſo dem Vergnügen, die merkwürdigſten Gegenden Aegypten's zu ſehen, und ſetzten unſere Reiſe fort, um uns nach Kairo zu begeben.

Eine Stunde oberhalb Beniſuef kamen wir bei Buſché und dem großen Kanal vorbei, der mit Fajumé in Verbindung ſteht. Vergebens ſuchten wir einige Spuren der alten Ptolemais, die Arſinoe's Haven war. Das Land fängt hier an, ſelbſt auf der weſt-

lichen Seite des Nil's, eine mehr traurige Anſicht zu gewähren. Nur ſelten erblickt man zerſtreute Dörfer, die arm und ſchlecht gebaut ſind. Eines Theils hat nämlich die benachbarte Hauptſtadt dieſe Gegend ſtarken Expreſſungen unterworfen, und andern Theils iſt ſie den Einfällen der Horden der Wüſte mehr ausgeſetzt.

Eine Stunde oberhalb Ridſché und Kébir erblickten wir die ſüdlichſte Pyramide. Sie lag aber zu weit von dem Fluſſe, und das zwiſchen uns und ihr liegende Land war zu ſehr von Kanälen durchſchnitten, um uns, ſie in der Nähe zu ſehen, zu geſtatten. Auf Arabiſch heißt ſie: Haram el Kédab oder die falſche Pyramide. Sie iſt eine Art von doppelter Pyramide, da Eine auf der Andern ſteht. Ein ſteiniger Hügel der Wüſte dient ihr gewiſſermaßen zur Grundlage.

Das öſtliche Nil-Ufer bot uns während eines Tages nichts als den Anblick einer ununterbrochenen Wüſte dar. Nur in großen Entfernungen ſah man einige urbare Stellen und elende Dörfer. Eins derſelben Daulab-el-Halfé liegt auf großen Hügeln, welche vielleicht aus den Trümmern der alten Aphroditopolis gebildet ſind, welche Stadt etwas über 7½ geogr. Meilen von Babylon, oder dem alten Kairo entfernt war. Dieſe Diſtanz giebt Antonin's Reiſeroute an.

Am folgenden Tage (9 Februar 1802) hatten wir einen ſehr ſtarken Nordwind und machten nur 4½ bis 5 Meilen von Reslet-el-Ridſché bis Mazghuni,

welches unter derſelben Breite liegt, wie die ſüdlichſte Pyramide von Daſchaur. Vorher hatten wir die von Dſchizeh neben dem Dorfe Mataané in 5½ geogr. Meilen Entfernung im Geſichte gehabt. Zwiſchen dieſen beiden Dörfern und noch mehr bei Mazghuni erhebt ſich das weſtliche Ufer weit über die Umgegend, ein Umſtand, den wir ſchon auf unſerer Reiſe von Kairo zur Zeit der Ueberſchwemmung des Nils bemerkten. Auch da war dieſer Fluß hier in ſein Bette beſchränkt, während ober- und unterhalb alles Land bis an die Wüſte überſchwemmt war. Nicht unwahrſcheinlich iſt dieß hohe Ufer, das ganz das Anſehen eines Kunſtwerks hat, ein Ueberbleibſel jenes berühmten Dammes, den Menes erbaut hatte, um den Lauf des Nils von den weſtlichen Höhen abzuleiten und ihn gegen die öſtlichen hin zu treiben, um Memphis vor der Ueberſchwemmung zu ſichern. (M. ſ. Herodot II. 99.) Mehrere verfloſſene Jahrhunderte, in denen dieſer Mauerdamm nicht die nöthigen Reparaturen erhielt, reichen hin, ſeine jetzige Zertrümmerung zu erklären. Der größte Theil deſſelben ward ſchon vor langen Jahren von den Fluten weggeriſſen, und der noch übrige Reſt wird wahrſcheinlich ein ähnliches Schickſal haben.

Am folgenden Morgen giengen wir von Mazghuni nach Daſchaur, welches 1 Stunde weſtlich vom Fluſſe liegt. Hier trafen wir den vornehmſten Eigenthümer oder Pachter des Dorfs, der, wie er noch in einiger Entfernung von uns war, von ſeinem Eſel abſtieg und zu Fuße auf uns zukam, mit der Einladung, bei ihm

fläche vom Gipfel bis zur Grundfläche. Dieß rührt keineswegeſ, wie man glaubte, von rechtwinklichen ſteinernen Prismen her, welche die Unterbrechung der Ebenheit der Seiten durch die Ecken der Stufen aufhoben, ſondern die Steine, welche die Oberfläche bilden, ſind gleich ſelbſt ſo zugehauen, daß ſie ſich zu einer ebenen, treppenähnlichen Fläche an einander ſchließen. (3) Die äußeren Quadern liegen nicht wagrecht, ſondern gegen die Grundlage geneigt, wahrſcheinlich um dem Gebäude mehr Feſtigkeit zu geben. (4) Die Seiten dieſer Pyramide ſind nicht bis zu dem Gipfel ganz eben, ſondern neigen ſich ungefähr in ⅔ ihrer Höhe zu einem ſpitzeren Winkel. Nach unſern Beſtimmungen verhält ſich der untere Winkel zum oberen, wie 53°: 45°. (5) Mitten auf der nördlichen Seite führt, 20 Fuß vom Boden, ein Eingang in die Pyramide, der 3 Fuß 6 Zoll breit und eben ſo hoch iſt und auf einem bequemen Abhange 150 Fuß weit in das Innere der Pyramide führt. Am Ende deſſelben iſt eine kleine Kammer, in welche Pococke noch hinein konnte, die aber jetzt verſchüttet und unzugänglich iſt. (6) Auf der nämlichen Seite der Pyramide finden ſich bis zum Gipfel kleine, nicht weit von einander entfernte Löcher. Aber ſie haben ſo wenig Tiefe, daß ſie dem kühnen Buſirioten bei ſeiner kecken Unternehmung nur ſchwache Hülfe leiſteten.

Dieſe Pyramide und die kleinere, die an der ſüdlichen Ecke ſteht, waren mit zwei Ziegelmauern umgeben, von denen man noch Ueberbleibſel ſieht. Zwiſchen ihnen liegen Hügel von Schutt, die halb von Sande bedeckt

ſind, aber deutlich den Platz bezeichnen, wo einſt ein altes Gebäude ſtand.

Wir beſuchten darauf die, von hier ½ Stunde nordweſtlich an der Gränze der Wüſte liegende, Pyramide von Lehm-Ziegeln; die auch mit einer Ziegelmauer umgeben war. Wegen Zerbrechlichkeit des, zu ihrem Baue verwendeten, Materials hat ſie ſich nicht ganz erhalten können, und kaum ſtehet noch ein Theil ihrer urſprünglichen Oberfläche. Ihre Seiten verfallen täglich mehr. Doch erhält ſie ſich noch auf einer Grundlage von mindeſtens 350 Quadratfuß und iſt wenigſtens 200 Fuß hoch. Ein ſchneckenförmiger Pfad, durch Reiſende und Araber gebahnt, führt bis auf den Gipfel derſelben. Wir bemerkten bald, daß die Verhältniſſe dieſer Pyramide, wie ſie noch ganz war, mit denen der großen Pyramide bei Dſchizé ſehr übereinſtimmten. Die Ziegeln ſind 14½ Zoll lang, 6 breit und 4 dick. Da ſie aber nicht gebrannt, ſondern bloß an der Sonne getrocknet ſind, ſo konnten wir über die Beſchaffenheit ihrer Erde die Bemerkung machen, daß dieſe viel weniger zuſammenhalte, als die der Ziegeln, die man zu Dendera und Eleithias gebraucht, in welchen ſich auch eine große Menge Heckerling befindet.

Dieſe Pyramide war ohne Zweifel die des Königs Aſychis, welche folgende merkwürdige Inſchrift nach Herodot's Zeugniſſe führte: „Vergleiche mich nicht mit „den von Steinen gebauten; denn ich bin erhabener „wie ſie, ſo wie Jupiter größer iſt, als die übrigen „Götter. Die mich erbauten, rammelten Pfähle in einen

„See und bildeten aus dem Schlamme deſſelben die „Ziegeln aus denen ich gebaut ward.“ Worin der Vorzug dieſer Pyramide vor den übrigen, man nehme Rückſicht auf die Schwierigkeiten des Baues, oder auf die Dauer deſſelben, beſtand, läßt ſich nicht gut begreifen. Aber die Aegypter waren ſeit langen Jahrhunderten gewohnt, Denkmäler von gleicher Geſtalt und von gleichen Materialien zu bauen und ihr erfinderiſcher Geiſt hatte lange Zeit geſchlafen und ſich der Herrſchaft der Nachahmung von jeher feſt überlaſſen. Das Neue des Baues dieſer Pyramide reichte zu Erweckung der Eitelkeit des Fürſten, unter dem ſie gebaut ward, hin, um die Bewunderung ſeiner Unterthanen aufzufordern.

Wie wir zurückkehrten, um wieder an das Ufer des Nil's zu kommen, mußten wir abermals durch den obenerwähnten moraſtigen Boden unſern Weg nehmen. Dann kamen wir über mehrere Seen und durch einen Wald von Akazien-Bäumen. Nachher war die Gegend durch Kanäle zerſchnitten, uneben und mit Trümmern ehemaliger Wohnungen bedeckt. Wir trafen unſere Barken weſtlich von Bédreſchiné und beſuchten nun die Ruinen von Memphis. Mehrere, in der Nachbarſchaft alter Schutthaufen zerſtreute, Granitblöcke verkündigten uns die Annäherung an einen merkwürdigen Ort. Eine, ½ Viertelſtunde lange Chauſſée führte uns durch eine, mit Dattelpalmen, Flachs, Bohnen, Gerſte, Roggen und Linſen bebauete Gegend. Rechts blieb uns ein großer Waſſerbehälter, der halb voll war, und am Ende der Chauſſée bemerkten wir, daß wir in einen Bezirk traten, der mit

Schutthügeln von derſelben Art, wie in Thebaïs, nur daß dieſe höher waren, angefüllt war. Der Raum, den ſie einnehmen, bildet ein Viereck, welches 2464 par. Fuß von Norden nach Süden, und 1,232 dergleichen von Oſten gegen Weſten mißt. Die Eingänge dieſes Bezirkes, die ſich in der Mitte jeder Seite befanden, kann man noch erkennen. Die bedeutendſten waren die, welche nach der Wüſte und dem Nil führten. Durch letzteren kamen wir hinein. Die erſten Gegenſtände, die uns hier in die Augen fielen, waren 30 bis 40 große, ſchön rothe Granitblöcke, die auf der Erde lagen und ohne Zweifel Theile einiger koloſſalen Bildſäulen waren, die den Tempel ſchmückten, deſſen Trümmer wir vor uns hatten. Herodot ſpricht von vier großen Bildſäulen, die Seſoſtris vor dem Eingange zum Tempel des Vulkan's zu Memphis hatte aufſtellen laſſen. Die eine ſtellte ihn ſelbſt, die andere ſeine Gemahlin vor, und beide waren 30 Vorderarmlängen hoch. Die beiden Andern ſtellten ſeine beiden Kinder vor, und waren 24 dergleichen hoch.

Der Styl, in welchem die Figuren und ihre Gewänder gebildet waren, iſt, ſo viel wir beurtheilen konnten, dem, welchen wir in Theben bei den dortigen Bildhauerwerken ſahen, ähnlich. Die beiden koloſſalen Hände von rothem Granit, welche ſich gegenwärtig im brittiſchen Muſeum befinden, ſind wahrſcheinlich aus dieſen Trümmern entnommen.

Hundert Schritte weiter trafen wir auf einen andern Haufen von Granitblöcken, deren Form und Verzierung

uns völlig überzeugten, daß ſie einſt zu einer von Granit erbauten Vorhalle gehörten. Unter den, auf einigen dieſer Blöcke ausgehauenen, Figuren findet ſich auch die eines Königs, deſſen Haare nach Art der Biſcharen aufgebunden ſind, wie er eben im Begriff iſt, der Gottheit des Tempels ein Opfer zu bringen. Auf ſeinem Haupte trägt er die gewöhnliche Kugel, aus der zwei mit Diademen verſehene Schlangen hervorzugehen ſcheinen, die vielleicht das Symbol der Oberherrſchaft und des Wohlwollens ſind.

Da die Mitte dieſes Bezirks viel tiefer, als ſeine Seiten liegt, hat ſich in ihr ein Zuſammenfluß von Waſſer gebildet, der in 5 bis 6 Wochen verſchwinden würde, wenn man den Boden urbar machte und mit Bohnen oder Roggen beſäete. Die Trümmern der beiden anderen Vorhallen bemerkt man vor dem nördlichen und dem ſüdlichen Eingange. Alle dieſe Trümmern bildeten wahrſcheinlich nur einen kleinen Theil der Hauptzugänge zum Tempel. Dieſer ſelbſt mit ſeinem Vortempel, Säulengange und Sekos, nahmen wohl den jetzt unter Waſſer ſtehenden Platz ein. Dieß beſtätigt das, was einſt ſchon Herodot ſagte, auffallend; daß, wenn man die, von Menes 100 Stadien lang oberhalb Memphis erbauten Dämme nicht regelmäßig unterhielte, die Stadt unfehlbar überſchwemmt werden würde. Ihre Mauern und Säulen ſind abſichtlich zerſtört oder fortgeſchafft worden, und jetzt ſieht man ſelbſt keine Spur mehr von dem Grunde der Gebäude. Ob nun gleich während ihrer Siegesepochen die Perſer, die Griechen,

die Römer und die Araber Memphis ausplünderten und entweder von ihrem Siege berauſcht, oder um Alexandrien und Kairo zu ſchmücken, die Denkmäler dieſer alten Stadt an dieſe Orte ſchafften; ſo ſind deren jetzt noch genug vorhanden, um keinen Zweifel über den Ort zu laſſen, auf dem einſt die Hauptſtadt der Pharaonen ſtand. Die neuerlich in der Nachbarſchaft von Metrahenny entdeckten Ruinen, welche den Nachforſchungen Shaw's, Pococke's, Norden's und Bruce's entgangen zu ſeyn ſcheinen, beantworten genugthuend die Einwürfe jener Alterthumsforſcher, die Memphis weit nördlicher und ſelbſt nach Dſchizé verlegten. Was die Gottheit des Tempels zu Memphis betrifft, ſo war er wahrſcheinlich dem Vulkan, einem der 12 großen Götter der Aegypter, geweiht. Herodot ſagt: daß der, vom Menes dem Vulkan errichtete, Tempel ein bewunderungswerthes Gebäude geweſen ſey.

Noch befanden ſich in Memphis 3 andere Tempel, von denen einer dem Apis oder Oſiris, der 2te der Venus, und der 3te dem Serapis geweiht war. Strabo bemerkt in Hinſicht des letztern, daß er in einer ganz ſandigen Gegend erbaut ſey, woraus man ſchließen kann, daß er an der Gränze der Wüſte lag. Hier erhebt der Wind oft den Reiſenden gefährliche Sandwirbel, und von manchen koloſſalen Bildſäulen der Sphinx ragten damals nur noch die Köpfe aus dem Sande hervor. Wahrſcheinlich hatte der Tempel des Serapis ein ähnliches Loos.

Das Dorf Metrahenny liegt auf den, ſüdlich von Memphis befindlichen Höhen und wird halb von einem Dattelwalde verſteckt. Die nördlichen Hügel ſind gleichfalls mit dieſen Bäumen bedeckt, die in Aegypten auf den trockenen Trümmerhügeln beſſer zu gedeihen ſcheinen, als irgend eine andere nutzbare Pflanze. In dieſen Holzungen trifft man überall Blöcke von Breccie und Granit zerſtreut, welche den weiten Umfang des hier einſt ſtehenden Tempels bezeugen und ihn den gigantiſchen Denkmälern in Thebaïs an die Seite ſtellen. Man findet hier Trümmer von Säulen, von koloſſalen Statuen, Obelisken und Vorhallen. Vielleicht gehörte ſie zu dem großen nördlichen Vorhofe des Tempels, den Herodot unter den vom Möris errichteten Gebäuden aufführt.

Von dieſen Anhöhen konnten wir die Berge der Libyſchen Wüſte erkennen. Bloß verſchiedene Reihen von Pyramiden, die man die von Abuſir und von Dſchizé nennt, unterbrachen dieſe Anſicht. Die beiden erſten liegen auf einer Reihe mit Sand bedeckter Hügel. Schon Herodot hat ſie gekannt. Am Fuße derſelben liegt das Dorf Abuſir in der Gegend, wo ſie in die Ebene ſüdlich von Metrahenny fortlaufen.

Wir beſtiegen den Hügel und kamen endlich an eine der Pyramiden von Memphis, die zu den größten gehört und ſehr weit geſehen wird. Sie liegt auf dem höchſten Theile der ſie umgebenden Fläche, und hat eine Baſis von 310 Quadratfuß. Die Höhe konnten

wir nicht meſſen. Aber durch Vergleichung mit anderen und ihrer eigenen Grundfläche, ſchien ſie wenigſtens 250 Fuß über den Boden erhoben zu ſeyn. Ihre Oberfläche iſt nicht polirt, wie die bei Daſchaur, auch nicht in Stufen getheilt, wie die der großen Pyramide bei Dſchizé; aber ſie hat ſechs Stockwerke, die von gleicher Höhe zu ſeyn ſcheinen und deren Grundfläche ſich, im Verhältniß mit der Annäherung zum Gipfel, verkleinert. Sie zeichnet ſich aber von den anderen Pyramiden vorzüglich dadurch aus, daß ſie ganz aus rohen, unbehauenen Granitblöcken beſteht, die mit Mörtel, der vielen Raum einnimmt und nicht von der feſteſten Art ſcheint, verbunden ſind.

Weſtlich von derſelben iſt das große Mumienfeld, welches ſich gegen ½ Stunde in die Wüſte hineinzieht. Wir hatten gehofft, in eine dieſer unterirdiſchen Grüfte, die noch nicht eröffnet wäre, hinabſteigen zu können. Aber keiner der uns begleitenden Araber wußte, wo er eine ſolche auffinden ſollte. Wir mußten uns daher begnügen, die ſchon ausgeplünderten Grüfte zu beſuchen. Denn ſo wie eine Einfahrt zu einer neuen Gruft entdeckt wird, ſo werden alle Mumien, die man in ihr findet, entkleidet und geöffnet, weil man in ihnen Gold oder Silber zu finden hofft. Die Körper ſelbſt werden in Stücke zerſchlagen oder auch, wenn gleich verſtümmelt, in Kairo an einen europäiſchen Liebhaber verkauft. Die Muhammedaner glauben ſo feſt, daß man mit den Mumien jederzeit einen Schatz finde, daß die Araber ſie in eine Stadt nur durch Betrug einbringen

können, und im Allgemeinen behalten ſie auch, wenn ſie welche finden, ihr Geheimniß für ſich.

Der Schacht, in dem wir herunter ſtiegen, war ein ungefähr 30 Fuß tiefes Viereck. In den Seiten befinden ſich Löcher, die ſtatt der Stufen dienen, und ein oben befeſtigtes Seil dient während dem Herabfahren zum Anhalten. Wie wir unten angelangt waren, trafen wir auf eine ähnliche Oeffnung, die wahrſcheinlich zu einer noch tieferen, in den Felſen ausgehauenen Gruft führte, aber jetzt mit Sande verſtopft war. Wir folgten nun einem ſchmalen Gange, an deſſen Ende wir Häufen von Leinwand und Decken fanden, welche man den, aus dieſer Gruft genommenen Mumien ausgezogen hatte. Rechts war ein kleines Zimmer, das wir beſuchten. Der Boden war mit den nämlichen Sachen, mit zerbrochenen Knochen und dem Harze, das bei dem Einbalſamiren gebraucht ward, bedeckt. Mehrere Höhlungen, von 2 bis 6 Fuß Länge, waren in die Felsmauern gehauen. Dieß waren die Ruheplätze der einbalſamirten Todten. Eine Menge zerſtückelter Körper vermehrte nur unſeren Verdruß, keine dieſer Grüfte in dem Zuſtande zu finden, in welchem die Kateaten (Perſonen, welche das Einbalſamiren und die Beiſetzung der Leichen beſorgten,) ſie zwanzig Jahrhunderte vor unſerer Zeit geſetzt hatten. Die Leichen lagen übrigens horizontal. Man kann aus der Stelle im Silius Italicus *), welche für die entgegengeſetzte

*) Aegyptia tellus
claudit odorato post funus stantia saxo,
corpora et a mensis exsanguem haud separat umbram.
Sil. Ital. de II do bello Punico. L. 13.

Meinung (daß nämlich die Leichen geſtanden hätten,) angeführt wird, nur auf die Stellung, die man den todten Körpern ſo lange gab, als ſie in den Wohnungen ihrer Verwandten blieben, ſchließen.

Die Mumien von Memphis ſcheinen nicht mit der Sorgfalt einbalſamirt zu ſeyn, als die, welche wir in Theben antrafen. Letztere waren viel feſter und dichter und hatten außerdem die natürliche Farbe der Knochen und des Fleiſches ſehr gut erhalten. Die ägyptiſche Sitte des Einbalſamirens giebt zu verſchiedenen, zum Theil für Chemie und Heilkunde wichtigen, Bemerkungen Anlaß. Ich beſchränke mich, nur einige derſelben mitzutheilen. Die Prieſter des alten Aegyptens ſcheinen in ihren ſtrengen Anordnungen wegen der Begräbniſſe, ſowohl die Erhaltung der Geſundheit, als Lehrſätze ihres Glaubens vor Augen gehabt zu haben. Dieſer lehrte eine Verbindung zwiſchen der Seele und dem Körper, den ſie belebt hatte, gab aber auch zu, daß ſie ihn nach einer Reihe von Jahren zu verlaſſen geneigt ſey oder ſogleich, wenn er zu faulen anfange. Leicht begreiflich iſt es, daß man in dem feuchten ägyptiſchen Boden nicht Jedermann, ſelbſt nicht von den zahlreichſten und niedrigſten Klaſſen, erlauben konnte, ihre Todten in dem Bezirke des Landes, der jährlich überſchwemmt wird, zu begraben. Die Begräbnißplätze wären geraume Zeit im Jahre unter Waſſer und unzugänglich geweſen. Hätte man bei dem Einfluſſe der glühenden Sonnenhitze die, während der Ueberſchwemmung Geſtorbenen, ſo lange in den Häuſern behalten wollen, bis ſich das Waſſer zurückgezogen hätte,

ſo, wären daraus peſtartige Krankheiten entſtanden und zu der Zeit, wenn man ſie hätte begraben können, würden ſie die ungeſunde Ausdünſtung eines mit Waſſer geſchwängerten Bodens beträchtlich vermehrt haben. Herodot ſagt in ſeinem 3ten Buche: die Aegypter balſamirten ihre Leichen, damit ſie nicht von Würmern gefreſſen würden. Aber oben angegebener Grund iſt bei weitem vollwichtiger. Die Aegypter konnten keinen anderen Ausweg ergreifen, als ihre Leichen in der Wüſte oder in Felſen zu begraben. Deßhalb mußten ſie nun oft weite Reiſen machen. Zeitumſtände konnten oft den Transport einer Leiche an ihren Begräbnißplatz verhindern. Welche beſſere Vorſichtsmaßregel konnte man wählen, um aller Art von Gefahr auszuweichen, als das Einbalſamiren? Dieſe Gewohnheit, die ſo gut zu den Localumſtänden paßte, brachte noch den Vortheil, die Ehrfurcht für die Aeltern bei den Kindern zu verlängern, und die Gedanken der Lebenden auf ein künftiges Daſeyn zu richten. Vielleicht aber bezweckten die Stifter dieſer Einrichtung noch andere Vortheile. Während der Ueberſchwemmung konnte man leicht den Körper eines Ermordeten über die Seite ſchaffen, wenn die Ehrfurcht für Todte und ſtreng vorgeſchriebene Gebräuche, hier nicht Schranken geſetzt hätten.

Herodot hat uns keine ſehr deutliche Nachricht von den verſchiedenen Arten des Einbalſamirens gegeben. Das Natron (Mineralalkali) ſcheint einen Hauptbeſtandtheil der dazu gehörigen Ingredientien gebildet zu haben. Dieſes Salz findet ſich in mehreren Gegen-

den Aegyptens, und die Atmoſphäre dieſes Landes begünſtiget die Erzeugung deſſelben dergeſtalt, daß man es häufig in Kirchen, an Mauern und Decken der inneren Zimmer in kryſtalliſirter Form findet. Die Alten kannten die reinigende und austrocknende Kraft dieſes Salzes ſehr gut. Wenn man aus einer Leiche die Eingeweide und das Gehirn genommen hatte, wuſch man beides in einer, aus Datteln durch Gährung erhaltenen Feuchtigkeit, bot es dem Sonnengotte mit den vorgeſchriebenen Anrufungsworten an, und warf es endlich in den Nil. Nachher brachte man Natron in die Körperhöhlen, um alles Unreine, was ſich noch finden könnte, ſo wie das Fett und das aus den Muskelfibern ausgetretene Blutwaſſer zu verzehren. Waren die ausgeleerten Theile ſo vollkommen gereiniget, ſo füllte man ſie mit austrocknenden Stoffen verſchiedener Art aus, je nachdem der Aufwand war, den die Verwandten des Verſtorbenen machen wollten. Das koſtbarſte Verfahren war, die Körperhöhlungen mit Myrrhen, Zimmt und anderen aromatiſchen Droguen und Kräutern anzufüllen. Minder koſtſpielig war die Einbalſamirung mit dem flüſſigen Harze der Ceder. Dioskorides ſagt (I, 15): „der Saft der Ceder hat eine „austrocknende und ätzende Eigenſchaft, die ihn fähig „macht, todte Körper zu erhalten, aber Zeuche von „aller Art zerſtört." Dieſe Bemerkung erklärt, warum man ſo häufig die Binden und die andere Kleidung der Mumien ſo verbrannt findet, daß ſie faſt wie Kohlen ſind. Die wohlfeilſte Einbalſamirungsart ward durch eine Feuchtigkeit, die Surmadſcha hieß, bewirkt.

Man glaubt allgemein, daß dieſe ein Aufguß von Caſſia und Senesblättern, zwei purgirenden Gewächſen, die in Aegypten oder in deſſen Nachbarſchaft einheimiſch ſind, geweſen ſey.

Verbindet man die Nachrichten Herodot's und Diodor's, die unglücklicherweiſe dieſen Gegenſtand nicht chemiſch abgehandelt haben, ſo ſieht man, daß das Einbalſamiren 100 Tage dauerte. Der Erſte ſagt, daß man das Natron 70 Tage im Körper ließe, und der Andere: daß man 30 Tage zubrächte, um ihn mit Gewürzen und Wohlgerüchen zu erfüllen. Jedes Glied ward dann beſonders mit baumwollenen Bändern und Tüchern bewickelt, die vorher in eine Auflöſung von dem Gummi der ägyptiſchen Akazie getaucht wurden. Hände und Füße wurden in die, durch das Herkommen und die Verordnungen der Geiſtlichen beſtimmte, dem Stande und Geſchlechte des Verſtorbenen gemäße Lage gebracht. Hierauf ward der ganze Körper umwickelt, ſo daß er nur eine Maſſe bildete, die doch die menſchliche Form und die vornehmſten Züge derſelben behielt. Wenn die ſo zubereitete Mumie den Verwandten des Verſtorbenen überliefert worden war, ſchloſſen ſie dieſe gewöhnlich in einen hölzernen Kaſten ein, auf welchem die Geſtalt des darin befindlichen Verſtorbenen ausgeſchnitten war und behielten ihn bei ſich, indem ſie ihn ſenkrecht in die Höhe ſtellten. Die Art und die Gebräuche bei den Begräbniſſen haben die Geſchichtſchreiber weitläuftig erzählt, und die Kritiker unterſucht. Greaves (Bd. I. S. 68) hat ſich vom Herodot (II. 5. 37)

und Plutarch (in deſſen Abhandlung über die Iſis und den Oſiris) vielleicht täuſchen laſſen, wenn er ſagt, man habe Leinewand zur Einwickelung der Mumien gebraucht. Allein die Meinung dieſes Reiſenden wird durch den Augenſchein widerlegt. Beide Schriftſteller ſcheinen den Unterſchied beider Pflanzen nicht hinreichend gekannt zu haben. Wir wiſſen durch Plinius, den älteren, und Apulejus, daß die Baumwollenſtaude von den alten Völkern des Orients und Aegyptens mit Erfolge angebauet ward, daß die Prieſter und die Eingeweihten der Aegypter baumwollene Kleider trugen. Eine beträchtliche Anzahl ſolcher Kaſten, in denen einſt Mumien lagen, ſind aus Aegypten nach England gekommen. Sie ſind von Maulbeerfeigenbaum-Holz, *) da ſich dieſes ſehr lange erhält. In Thebaïs war der Gebrauch dieſer Kaſten nicht ſo häufig, als in der Gegend von Memphis, vielleicht wegen Trockenheit der Luft und der Seltenheit dieſes Holzes. Zuweilen bediente man ſich an der Stelle der Kaſten von obigem Holze einer Umhüllung oder vielmehr eines wahren Kaſtens von Baumwolle. Zu dieſer Abſicht tauchte man das baumwollene Zeuch in Gunt oder eine Auflöſung des Akazien-Gummi's und machte nun mehrere Lagen über einander, die man ſo ſtark zuſammendrückte, daß 18 bis 20 Lagen noch keinen Drittheil Zoll ſtark waren. Dieſe Art Pappe war vollkommen feſt und man konnte ſie leicht mit dem Meſſer ſchneiden. Endlich bedeckte man einen ſolchen Kaſten mit einer dicken

*) Sykomorusholz.

Lage Harz oder Erdpech, in die man heilige Figuren und Charaktere, eben ſo wie auf die Kaſten aus Sykomorusholz eingrub. Ich habe davon Stücke geſehen, die härter als Holz waren. Unglücklicherweiſe ſind die, welche ich aus Aegypten mitbrachte, ſo wie andere merkwürdige Gegenſtände, die ich geſammelt hatte, verloren gegangen.

Die gewebten Schilder, welche nach Herodot's Berichte, die Aſſyrer des Heers unter Xerxes auf der Bruſt trugen, waren wahrſcheinlich auf dieſelbe Art bereitet worden. Plinius ſagt (Nat. Hist. XIX, 1): dieſe Schilder widerſtänden dem Eiſen. Einige der Helden Homer's ſind auch mit gewebten Bruſtſchilden verſehen und auch Alcäus hat dieſer Vertheidigungswaffe in einem Verſe gedacht, den uns Athenäus aufbewahrt hat.

Eine Stunde unterhalb Bédreſchmé beſuchten wir einige öſtlich liegende Steinbrüche, aus denen ſeit den älteſten Zeiten die Baumaterialien zu Tempeln und Pyramiden gewonnen wurden. Herodot und Strabo haben ihre Lage genau angegeben. Sie befinden ſich an einem Orte, wo die Berghöhen eine Art Vorgebirge machen, das ſich dem Nile auf eine Viertelſtunde nähert.

Jetzt ſetzten wir unſere Reiſe nach Kairo fort und landeten in Dſchizé, nach einer Abweſenheit von 16 Wochen, am 12ten Februar.

AUG 7 - 1928